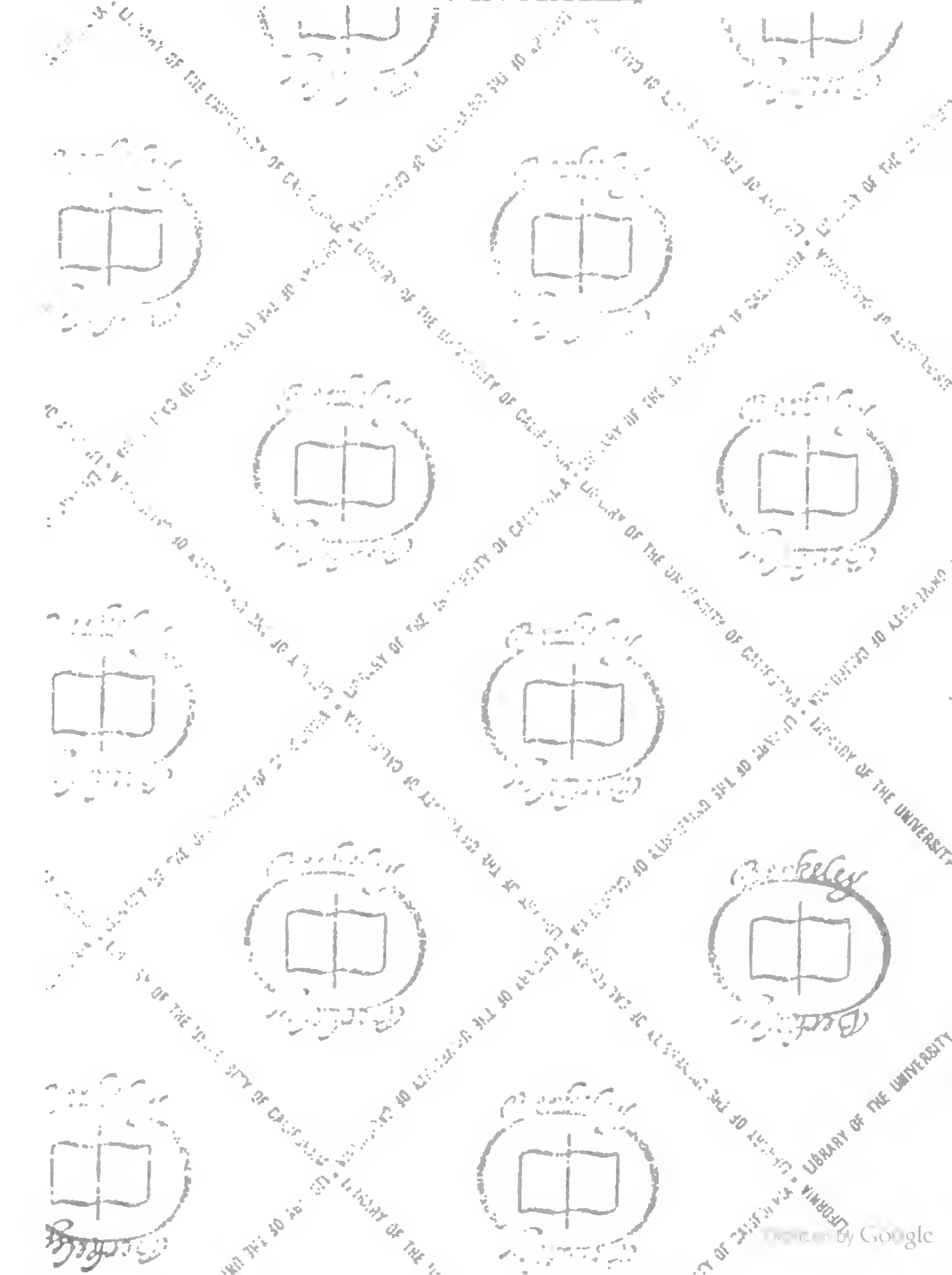
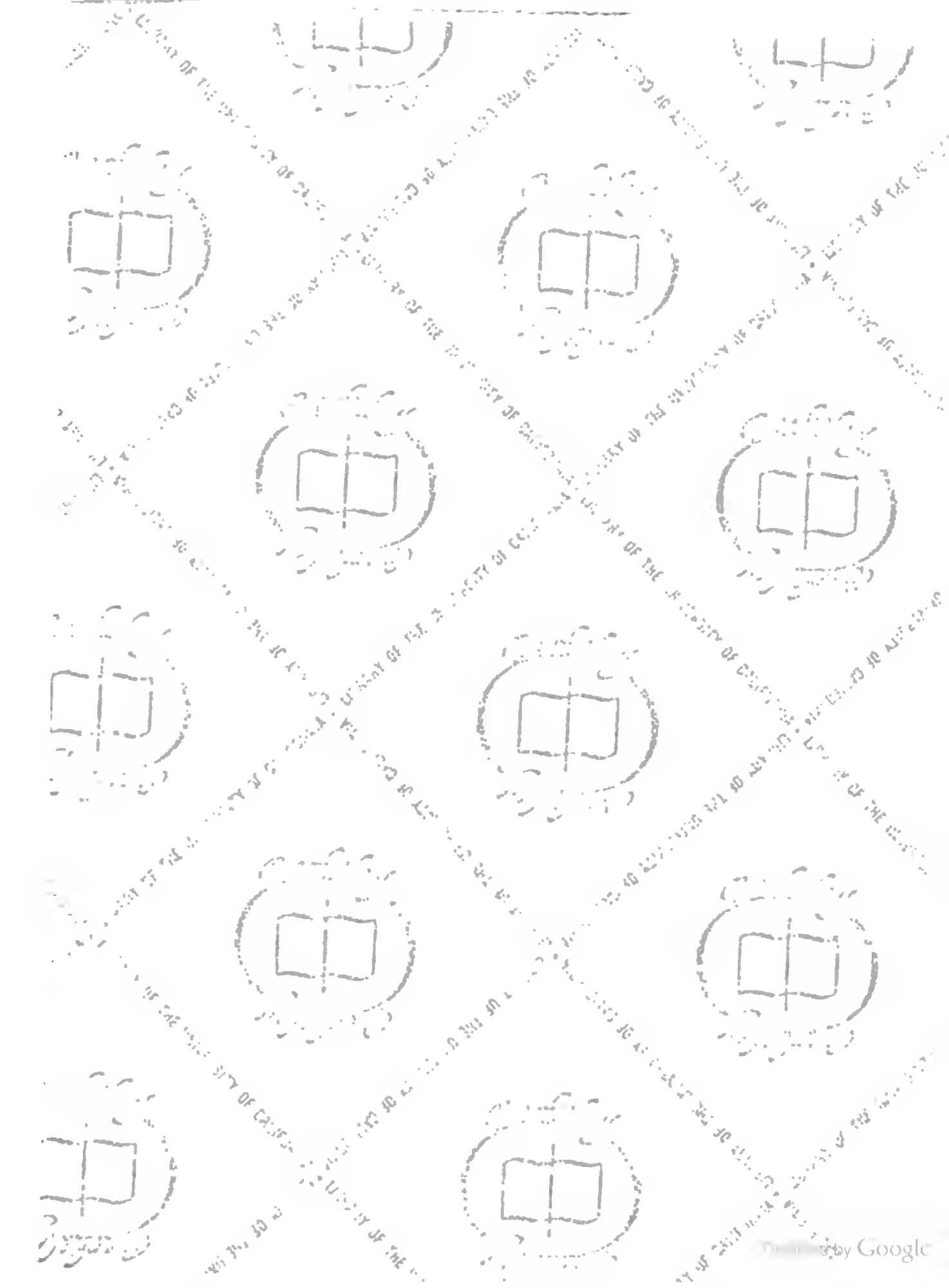
Digitized by Google


Digitized by Google

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

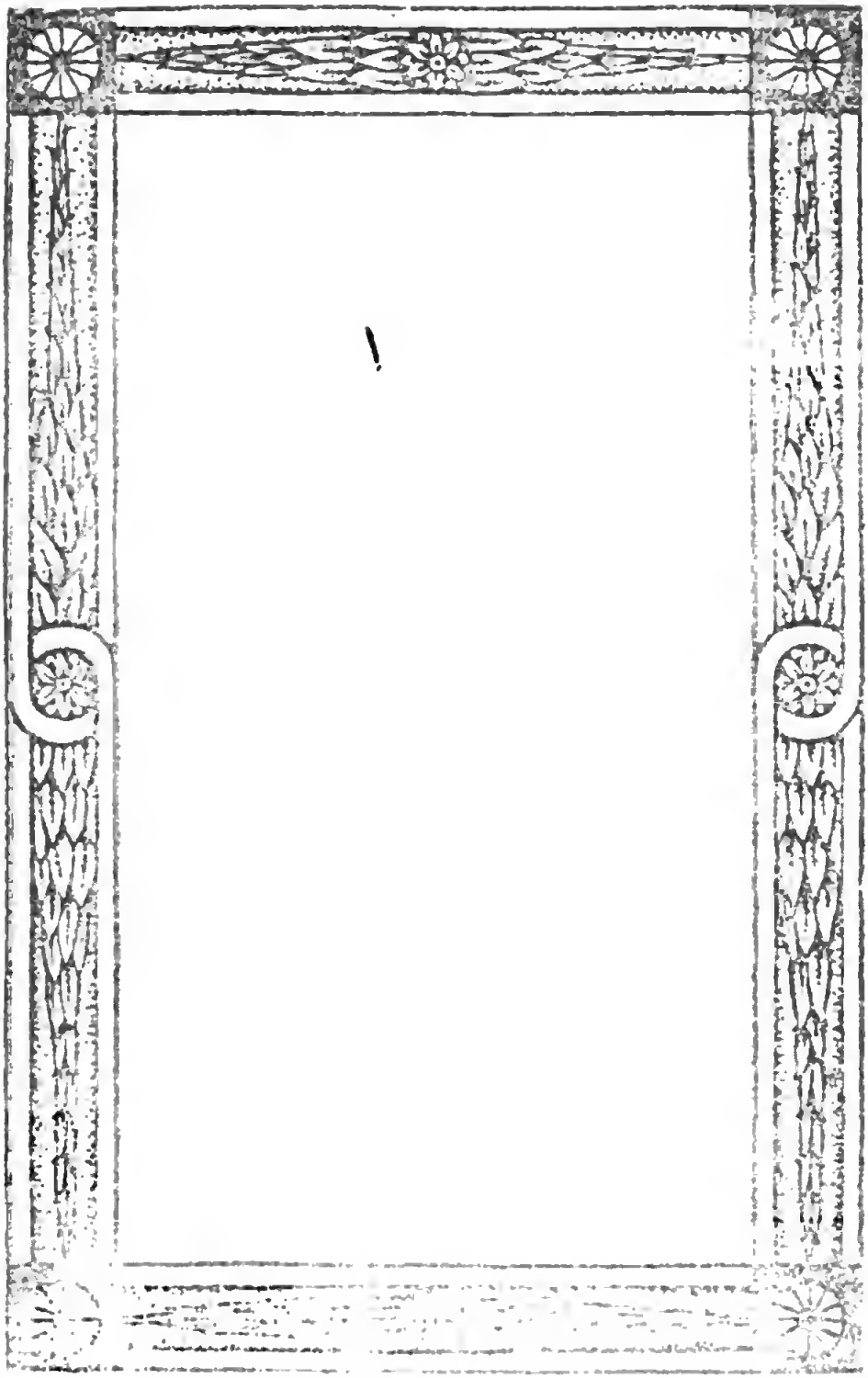

Digitized by Google

Biedermeier in seinen vier Pfählen
Nach einem Gemälde von Karl Jul. Milde (1840)

Digitized by Google

Das Biedermeier

Digitized by Google



Das Biedermeier
im Spiegel seiner Zeit

Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von

Georg Hermann

NIV. OF CALIFORNIA
LOS ANGELES LIBRA

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Biedermeier

im Spiegel seiner Zeit

Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von

Georg Hermann

UNIV. OF CALIF. LIBRARY
LOS ANGELES

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

BEBING

Digitized by Google

Vpl. 1067.37 A 41

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Die Ausstattung dieses Buches besorgte Willy Beiling. Der Druck erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig. Den Einband lieferte nach Angaben der Verlagsbuchhandlung die Firma H. Sperling in Leipzig.
Copyright 1913 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

Digitized by Google

DD67
B7
1913a
MAIN

In compliance with current copyright law, U. C. Library Bindery produced this replacement volume on paper that meets the ANSI Standard Z39.48-1984 to replace the irreparably deteriorated original

1995

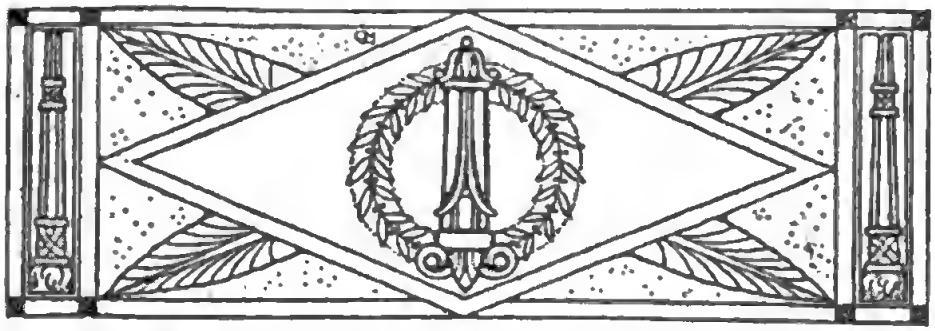
Digitized by Google

.T. 643 B4

9-23-32

Einleitung.

Digitized by Google



Dieſes Buch handelt von der Biedermeierzeit. Es iſt von vielen Händen geſchrieben. Von ſchlanken und plumpen. Von ſchönen Frauenhänden. Von gepflegten Gelehrtenhänden. Von flinken, ſchreibgewandten Fingern haſtiger Skribenten. Von Künſtlerhänden und von den feſten, ſcharfgeformten Händen der Kriegsleute. Berühmte haben daran mitgearbeitet und namenloſe Verſchollene. Menſchen, die Glück im Leben hatten, die hoch zu Ehren kamen; und andere, die verdarben und verkamen. Solche Leute haben es geſchaffen, die oben auf der Leiter des Ruhmes ſtanden. Solche, die reich geſegnet waren mit Glücksgütern. Und viele, die ihr Lebtag ſich nicht aus peinigender Armut hochringen konnten. Junge Menſchen haben es geſchrieben, noch mit Feuer in den Adern, den Kopf voll von Plänen und den Himmel voller Geigen. Und alte Menſchen haben es geformt, die zurückſchauten und nichts mehr erwarteten, und die doch fühlten, daß ihr Daſein nicht völlig nutzlos verronnen war.

Aber alle dieſe Menſchen haben nunmehr faſt ohne Ausnahme eins gemeinſam: daß ihr Leben und Sein längſt zur Sage geworden iſt. Nichts trennt fürder den Reichen von dem Armen. Keine Meinungsverſchiedenheit ſcheidet nun den Revolutionär von dem Mann der Reaktion. Der große Publiziſt, der gefeierte Dichter glaubt ſich nicht mehr beſſer, als der armſelige Federfuchſer, der um Pfennige ſich die Finger wund ſchrieb. Der Staatsmann und der berühmte Schauſpieler ſind ungetrennt. Der Alte, der in ſeinen Erinnerungen wühlt, hat gar nichts mehr voraus an Erfahrung vor dem Jungen, der eben in das Leben hineinmarſchiert ..... Der große Gleichmacher hat ſich aller angenommen. Und er hat keinen ... kaum einen ... bis heute vergeſſen.

Aber wenn ſie – meine Mitarbeiter – auch ſelbſt längſt mit dem Fallen des Vorhangs nach den Seitenkuliſſen abgeſchwenkt ſind, und

wenn für ſie auch der Spruch des alten Fontane gilt: Nach neun Uhr iſt alles vorbei, – für uns gilt dieſes Wahrwort nicht. Und jedesmal, wenn in Bibliotheken ſich die Blätter auftun, die ſie mit den krauſen Zeichen ihres Lebens und des Lebens um ſie gefüllt haben, dann taucht auch all ihr Daſein greifbar und weſenhaft wieder aus der Verſenkung empor. Ihr Leben des Tages, ihr Leben der Erinnerung gewinnt von neuem Formen, teilt ſich mit, geht auf andere über, iſt dann nicht mehr vergeſſen und verſchollen, ſondern verewigt ſich wiederum für die kleine Dauer eines Menſchenalters.

Und ich will ihnen allen danken hier – allen meinen Mitarbeitern –, die in ſo ganz anderm Maße, als wir heute, die Notwendigkeit empfanden, Erlebtes zu buchen, Empfindungen und Gedanken mitzuteilen, ein Abbild ihrer ſelbſt zu ſchaffen und ein Abbild ihrer Zeit zu geben. Ja, ich muß ſogar geſtehen, ich bin ſehr, ſehr unkritiſch ihnen gegenüber geweſen: ſie ſind mir alle, alle gleich lieb. Die Berühmten und Tatkräftigen, die Starken und Literariſchen genau ſo lieb wie die längſt vergeſſenen Plauderer und Tagesſchreiber. Ein beſonderes Faible aber habe ich für die Alten gehabt, die am Ende ihres Lebens fühlten, daß mit ihnen ein Stück Zeit ſchwände, und die ſich nun bemühten – ohne deswegen gerade großes ſchriftſtelleriſches Können zu beſitzen – den Sinn ihres Daſeins zu fixieren. Alle ſind ſie mir gleich wert: die Urteilsvollen wie die Urteilsloſen; die Spötter ſo gut, wie die, welche übertrieben; und die ein gewiegter Hiſtoriker gewiß nur „mit Vorſicht" benutzen würde.

„Mit Vorſicht." Iſt doch jenen bedenklichen Gänſefüßchen „mit Vorſicht" nicht einmal ein Varnhagen entgangen; und ſind ſie bei den nicht immer einwandfreien Plaudereien einer Karoline Bauer ſchon eine angenehme Vorausſetzung.

Ich aber wollte ja hier kein Hiſtoriker ſein. Und ich wollte ja keineswegs verſuchen, irgendeiner hiſtoriſchen Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Denn, was bedeutet eine Wahrheit nach zwei Menſchenaltern, wenn Sieger und Beſiegte ſich getrennt, das Richtige falſch, das Falſche richtig und ſchon wieder falſch geworden!

Aber ich beabſichtigte auch ebenſowenig ein getreues Spiegelbild der Zeit zu geben ... jener Biedermeierzeit, die wir ſeit ungefähr ſechs, acht Jahren mit einer liebevollen Verehrung betrachten, die vielleicht nicht

ganz gerechtfertigt ſein könnte ... Ihr, der wir eine leicht melancholiſche Hinneigung zollen, als ſehnten wir uns zurück nach jenen Tagen, da der Großvater die Großmutter nahm. Nein, ich wollte ihr keinen Spiegel vorhalten. Denn in einem Spiegel ſieht man das ganze Geſicht, die ganze Geſtalt, die ganze Umgebung, ein Glas wirft da die ganze Welt zurück. Ich aber beabſichtige hier etwas anderes. – Wie ſoll ich das ſagen? – Es gibt ſolche Prismen aus Spiegelglas, vielfach geſchliffen, luſtig und facettiert. Kinder haben ſie gern, ſpielen damit, freuen ſich darüber, fangen hier und da, auf all den vielen Spiegelflächen, ein Eckchen, ein Winkelchen des Bildes, vielleicht einmal etwas verzerrt, etwas karikiert, aber immer überraſchend und beluſtigend.

So und nicht anders dachte ich mir dieſes Buch. Es ſollte nicht die ganze Zeit in ſich aufnehmen – und wie hätte es das auch gekonnt! Dieſe ganzen zweiunddreißig ſtillen Jahre, die doch für die Entwickelung und Vorbereitung des modernen Lebens, der modernen Staaten von ſo unerhörter Wichtigkeit waren! – Dieſe zweiunddreißig Jahre von 1815–47, in denen alles ſich in ſtillen Kämpfen formte, in denen Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart immer wieder gegeneinander ſtießen und hart miteinander rangen! ... Dieſe Jahre, in denen die Maſchine begann, das Handwerk aufzulöſen; in denen Deutſchland ſich anſchickte, in den Wettbewerb des Welthandels mit einzugreifen; in denen die Eiſenbahn den Poſtwagen überflüſſig machte und das Lebenstempo veränderte; in denen das Licht ſelbſt durch den Zauberer Daguerre zum Maler wurde; in denen die Großmacht der Preſſe erſtand; in denen bisher ungekannte Gewalten, neue Stände im Volksleben emporkamen; ja – in denen aus monarchiſch und autokratiſch regierten Staaten langſam und unter ſchweren Krämpfen die Formen des heutigen Parlamentarismus ſich entwickelten.

Wie ſollte man jene äußerlich ſo ſtille und doch innerlich ſo ſchwere und ringende Zeit hier ganz in den Seiten dieſes Buches fangen! – Aber hier ein Eckchen, dort ein Winkelchen, da wieder einen Ausſchnitt von ihr ... eine Silhouette, eine Miniatur ... gerade die Dinge, die uns reizen, an denen der Hiſtoriker vorübergeht, weil ſie in der Weltgeſchichte keine Bedeutung haben, an denen der Literaturfreund vorbeiſieht, weil ſie nicht ihre letzte, künſtleriſche Form gefunden haben; jene Niederſchläge, in denen ſich das kleine und einfache Leben der

Digitized by Google

Gebildeten, des Hofes und der Volksmaſſen kriſtalliſierte ... gerade die beluſtigte mich, im vielfach facettierten Spiegelglas dieſes Buches zu fangen, – eben weil aus ihnen das Leben ſelbſt ſpricht, noch blutwarm und ohne die Bläſſe der Abſtraktion.

Noch weniger wollte ich aber etwa die großen Haupt- und Staatsaktionen jener Tage getreulich abſchildern, ſondern ich wollte lieber irgendeinen erzählen laſſen, der dabei mit unter die Räder kam, der durch die Gefängniſſe geſchleift, der von Feſtung zu Feſtung transportiert wurde, und deſſen Vergehen doch, wie Fritz Reuter meint, in nichts anderem beſtanden hatte, als daß er an einer deutſchen Univerſität am hellichten Tage die deutſchen Farben getragen hatte. Denn ſo hoffte ich, ... alle dieſe Mitteilungen würden etwas haben, das keine Schilderung, ... keine große, umfaſſende Darſtellung zu geben vermöchte: Unmittelbarkeit, Lebensatem, abſolute Nähe der Geſchehniſſe.

* * *

Aber, da wir heute jene Jahre, jenen Lebensabſchnitt Deutſchlands weniger politiſch als kulturell betrachten, ſo habe ich auch dem Rechnung getragen und habe in geringerem Maße die Äußerungen des politiſchen Lebens zuſammengeſucht, als die, in denen ſich die Kulturformen, die reiche Geſelligkeit, die künſtleriſchen Intereſſen der Zeit, der ganze charakteriſtiſche Lebenszuſchnitt ausſprechen.

Wie ſeltſam ſich doch unſere Betrachtung dieſer Zeit gedreht hat! Noch vor einem Jahrzehnt dachte ja niemand an „Biedermeier", ſondern man bezeichnete eben jene Zeit als „Vormärz", das heißt als die Jahre, in denen ſich die Umwälzungen der Märztage des Jahres 1848 vorbereiteten. Und in Wahrheit iſt auch jene Periode, die wir heute gern als ein behagliches und liebenswürdiges Dahinſchlummern, als eine ſelbſtgefällige Freude an gepflegten und geſchmackvollen Lebensäußerungen betrachten, ... in Wahrheit iſt ſie ja auch eminent politiſch geweſen! Die Politik war in ihr eine derartige Macht, daß ſich niemand ihr entziehen konnte. Alles hatte zu ihr Beziehungen, alles nahm Partei für und wider. Alles war von ihr durchſetzt und durchfreſſen. Die Univerſitäten, die Wiſſenſchaften waren ſo gut von ihr beherrſcht, wie in noch ſtärkerer Weiſe jegliches freie Schrifttum. Jede Kunſt ſtand mit der Politik und den politiſchen Tagesfragen in Verbindung. Die

Lyrik ſtellte ſich in ihren Dienſt, das Theater, die Epik und der Roman. Sie – die Politik – war ein glimmendes, geheimes Feuer, das, tauſendmal erſtickt, immer wieder aus neuen Formen emporſchlug. Jedes Kunſtwerk der Zeit hatte gleichſam einen doppelten Boden. Trotzdem die Geburtsſtunde der modernen Preſſe noch nicht geſchlagen hatte, entſtanden doch ſchon die erſten großen Formen der Publiziſtik, die die Mitte hielten zwiſchen bleibend literariſch Wertvollem und der ſchnell verwehenden Zweckkunſt des Tages. Die erſten großen vorbildlichen Journaliſten, Heine und Börne, Menzel, Görres und Gentz, ſchufen neue, dem Tag angepaßte Kunſtarten. Heute – grade in den letzten Jahren – aber iſt trotzdem die rein politiſche Betrachtung jener Periode faſt völlig zurückgedrängt worden von der kulturellen Betrachtung; während es noch vor einem Jahrzehnt ſich gerade umgekehrt verhielt.

Überlegen wir uns doch einmal, wie das kam. Es hat viele Urſachen. Es hängt mit den letzten literariſchen Strömungen zuſammen, mit einer erneuten Vorliebe für Romane, in denen die Wurzeln der Gegenwart aufgedeckt werden. Es iſt ferner eine natürliche Reaktion gegen das übermäßig beſchleunigte Lebenstempo der Gegenwart. Weit mehr aber noch knüpft es ſich doch wohl an die Bewegung des modernen Kunſtgewerbes. Sie – dieſe Bewegung – war es, die uns immer wieder und wieder auf das bürgerlich-ſelbſtändige, zweckdienliche und bequeme Biedermeier, auf die ausklingende Empirezeit hinwies. Das erſt ſchwer verachtete, in die Spindenzimmer und Bedientenwohnungen verdrängte Möbel jener Zeit wurde nunmehr plötzlich als Vorbild uns hingeſtellt. Und bald darauf wurde es ſelbſt Objekt für den Kunſtſammler, deſſen Anteilnahme vordem mit der Napoleoniſchen Zeit geſchloſſen hatte. Von den Möbeln aber pflanzte ſich unſer Intereſſe fort zur Kleidung. Man begann, die alten Jahrgänge der Modenkupfer zu ſtudieren, um von ihnen neues abzulelten. Und bald liebten wir das ganze Drum und Dran des Lebens jener Tage ... des geſellſchaftlichen Lebens .... des Familienlebens ... des geiſtigen, literariſchen, muſikaliſchen.

Ja, wir kamen ſogar ſo weit, daß wir unſere Großeltern rückhaltlos bewunderten, weil ſie zu ſo vielen Dingen Zeit hatten und Zeit fanden. Weil ſie Briefe ſchrieben und Tagebücher führten. Weil ſie ſich der Freundſchaft, der Liebe, den Frauen, äſthetiſchen Liebhabereien mit ſchwärmeriſcher Anmut hingaben. Wir prieſen ſie glücklich, weil in ihrer

Zeit ein Geheimbund der Gebildeten beſtand. Weil der einzelne von unermüdlicher Mitteilſamkeit war und nach allen Seiten ſeine Fühler ſtreckte. Und vor allem beneideten wir plötzlich dieſe Zeit um die Sicherheit ihres äſthetiſchen Geſchmackes, der unprunkend und rein bürgerlich war.

Ein Geſchmack war das, der keine falſchen Ambitionen an das Leben ſtellte, der ſich aber bei allen Dingen an einer liebenswürdigen und gefälligen Zweckdienlichkeit freute. Das Handwerk mit ſeiner ſtolzen Überlieferung war noch nicht in Maſſenbetrieben untergegangen. Die Maſchine hatte keineswegs die individuelle Menſchenarbeit überflüſſig gemacht. Und der Zuſammenhang zwiſchen Kunſt und jeglicher Art von Kunſtgewerbe war noch nicht völlig zerſtört. Man ſchätzte die rein techniſche Arbeitsleiſtung und verſtand, ſie zu beurteilen. Die Brautpaare z. B. gingen noch nicht in die Magazine, um aus Hunderten von Schlafzimmer- und Eßzimmermodellen eines auszuwählen, das für den billigſten Preis am meiſten hermacht, ſondern es wurden ihnen zuerſt einmal die Hölzer gezeigt, aus denen die Möbel gefertigt werden ſollten, damit ſie ſich überzeugen konnten, daß das Material genügend getrocknet und abgelagert ſei.

Alles das ſind kulturelle Dinge, die wir heute wieder erſtreben und gern zum Vorbild machen möchten. Und alles, was weiter damit zuſammenhängt, ein gewiſſes kräftig-ruhiges Dahinfließen und eine Beſchaulichkeit des Daſeins, möchten wir auch mit Freuden wieder in den Kauf nehmen. Und gerade, weil wir ahnen, daß wir das nie mehr erringen; ja, daß ſich unſer Leben immer mehr amerikaniſieren und verhaſtigen wird, iſt es für uns mit einem verſchönenden Schleier umgeben. Überhaupt können wir uns doch nicht ganz verhehlen, daß bei unſerer Vorliebe für die Biedermeierzeit eine Sentimentalität mitſpricht. Ebenſo wie ein ganz geheimer, leicht ſpöttelnder Unterton von Beluſtigung, der in ſeiner Klangfarbe die Mitte zwiſchen Heiterkeit und Ergriffenheit hält, mit dabei iſt. Alles das zuſammen ergibt aber für unſere heutige, letzte Vorſtellung naturgemäß eben kein ganz richtiges Bild von der Biedermeierzeit. Aber jedenfalls ſchafft es uns ein ſehr liebenswürdiges. Und das ſoll man nicht verachten. Es iſt – wie man ſagt – auch kein Hund.

* * *

Digitized by Google

Ganz im Gegenſatz zu unſerer heutigen Auffaſſung hat aber dieſe Zeit ſelbſt ſich doch keineswegs als beſonders kunſt- und kulturfreudig empfunden. Ja, ſie fühlte ſich mit Recht arm und zurückgeſetzt gegenüber den Epochen, die vorangegangen. Und arm, ſehr arm im Wortſinne war ſie ja auch, denn die Napoleoniſchen Kriege hatten Deutſchland, und nicht nur Deutſchland, unerhört ausgepowert. Worauf ſich aber dieſe Zeit ſelbſt etwas zugute tat, und deſſen ſie ſich voll bewußt wurde, das war ihr geſellſchaftliches Leben, ihre geſellige Kultur, die an Innerlichkeit und Regſamkeit bei äußerer Anſpruchsloſigkeit dem Haſten und dem oberflächlichen, geräuſchvollen Prunken ſpäterer, für Deutſchland glücklicherer Jahrzehnte vorzuziehen war. Und alle, die – zu Ausgang dieſer Epoche am Ende ihres Lebens rückblickend – erfreut den politiſchen Wandel der Zeiten preiſen, beklagen doch ſchon den Verfall und Verluſt der ſympathiſchen, geſelligen Formen von einſt.

Was aber die Menſchen damals natürlich nicht ſahen, weil ſie eben den Dingen ſelbſt zu nahe ſtanden und noch den alten Reichtum und Überfluß gekannt hatten, – das war, daß eben jene äußere Armut und Anſpruchsloſigkeit zu einer Läuterung und Vereinfachung, zu einer Konſolidierung des Geſchmackes führten, die dem Bürgertum wohlanſteht. Da man kein Geld für Überflüſſiges hatte, mußten Zweck und Abſicht aller Dinge jetzt klarer zutage treten, als in der übergraziöſen, reichgeſchmückten Adelskunſt des Rokoko.

Jedes Möbelſtück mußte ſo praktiſch und bequem wie möglich werden, und alles ſollte ſich aufs angenehmſte den Eigenheiten ſeiner Bewohner anpaſſen. Da man nicht reich genug war, geſchmückte Sachen zu bezahlen, ſo wollte man wenigſtens ſeine Freude an gutem Material, ſchön geädertem und gebändertem Furnier, ſauberen Intarſien und an braver Handwerksarbeit haben. So wollte man wenigſtens den einfachen und ſinnvollen Aufbau eines Möbelſtücks loben dürfen. Da Kleider und Linnen lange Zeit vorhalten mußten, ſo war man genötigt, in beiden auf gute und haltbare Ware zu ſehen. Man mußte in allem Qualitätskäufe machen. Da es nichts Überflüſſiges gab, mußte ſich alles nach den Äußerungen des Lebens formen und auf die einfachſte Weiſe mit ihm in Einklang gebracht werden. Und gerade *das* iſt es, was es dem Geſchmack der Gegenwart angetan hat.

Die Zeit war z. B. ſehr ſchreibſelig, überaus mitteilſam. Schrieb und empfing ganze Landregen von Briefen. Denn, da das Zeitungsweſen noch nicht ausgebildet war, war man ja weit mehr als heute auf die perſönliche Mitteilung des andern angewieſen. Und ſo ſchuf die Biedermeierzeit ſich eben den Schreibſchrank, den Sekretär, das Möbel mit der Schreibplatte, die keinen Raum fortnahm, weil ſie, wenn man ſie nicht benutzte, nichts anderes war als eine Schrankwand. Den Schrank mit den vielen kleinen Fächern erfand ſie, um all die Briefe auch gut unterzubringen und zugleich mit den raffiniert verborgenen Geheimfächern, um verbotene Schriften oder Tagebuchblätter ja ſicher zu verwahren.

Die Familie, die in den vorangegangenen Kriegszeiten häufig auseinandergeriſſen war, ſchloß ſich nun wieder feſt zuſammen; und der große, runde Tiſch kam auf, mit ſeiner ſchönen Mahagoniplatte, wie geſchaffen für den Lichtkreis der Lampe, die langſam begann, die alten Wachs- und Unſchlittkerzen von einſt zu erſetzen. Und dieſer Tiſch verſammelte die Menſchen in ganz anderer Weiſe um ſich, brachte alle einander näher, in ganz anderer Art, als das die länglichen, eckigen Tiſche von einſt getan hatten. Jetzt war jeder der Nachbar des anderen. Wenn man den Tiſch nicht brauchte, war, ebenſo wie beim Sekretär, die Platte hochzuſtellen und das Möbel gegen die Wand zu ſchieben. Denn in den Städten, die noch vielfach von Feſtungsgürteln umgeben waren, herrſchte damals kein allzu großer Überfluß an Raum. Auch war das Verhältnis zwiſchen Geſellſchafts-, Wohn- und Wirtſchaftsräumen noch nicht ſo zur Ungunſt der letzten verſchoben, wie das heute der Fall iſt.

Das literariſche und muſikaliſche Leben ſchuf die äſthetiſchen Tees, wie die nachmittäglichen Beſuche – die Kaffeeviſiten. Und zu beiden brauchte man Taſſen, Taſſen – und noch einmal Taſſen, Porzellantaſſen, einfache und bemalte, reiche und vergoldete. Brauchte Kuchenkörbe, Zuckerdoſen und Zuckerſchalen, brauchte Tabletts. Und endlich benötigte man einen Raum, um die Leute zu empfangen: die gute Stube, die Putzſtube. Wenn aber alle die Gegenſtände für die Kaffeeviſite hübſch und gefällig waren, ſo hatte man keinen Grund mehr, ſie zu verbergen. Denn die Zeiten waren ſicher geworden, und man hatte nicht mehr zu befürchten, daß die nächſte Einquartierung alle dieſe Schätze mitgehen

heiße. Nein – man wollte jetzt seine paar Schätze den anderen zeigen, aber man wollte sie auch nicht frei aufstellen und verstauben lassen. Und so schuf man für die Putzstube eben den Glasschrank, die Servante, diesen Museumschrank des Bürgertums, vor dessen Spiegelwänden und hinter dessen blanken Scheiben man alles das vereinte, was man besonders schätzte. Liebenswürdige und spielerische Andenken – bemalte Tassen – geschliffene Gläser, dünne, gepreßte Silbersachen – denn zu dem schweren, getriebenen Silber von einst langte es nicht mehr –, Porzellanvasen usw. Alles das, alle diese Dinge – das erste wie das letzte – scheinen aus einem Guß zu sein. Denn alles das war eben unter einer sehr geringen Verwendung von Schmuckmotiven sachgemäß ausgestaltet. Aber gerade diese geringe Verwendung von Schmuckmotiven zwang dazu, das wenige, was gegeben wurde, künstlerisch gut durchzudenken; und es erforderte weiter, das Ganze sicher auf ein paar Farben und Töne abzustimmen. Und die gleichen Tendenzen verfolgen wir ja heute wieder: Sachgemäße Ausgestaltung und scharfe Akzentuierung durch wenige, aber gut eingefügte Schmuckmotive. –

Was uns aber trotzdem vom Geschmack der Biedermeierzeit trennt ... und was uns doch keineswegs an dem Biedermeier unsympathisch berührt, das ist ein leicht sentimentales Spielen mit den Schmuckmotiven, das ist ein gewisses beziehungsreiches Hineingeheimnissen. Da tauchen überall verblaßte Blumenkränze, stolze Schwäne und bizarre Delphine auf. Embleme der Freundschaft, der Liebe, der Vergänglichkeit werden von Schleifen und Bändern umwunden. Alles und jedes – auch das bescheidenste Stück, das uns zu Gesicht kommt – hat etwas von persönlichen Beziehungen, erscheint uns herausgehoben aus der Gleichgültigkeit der Dinge, die uns heute umgeben.

Und dieses letzte, dieses Ahnen von persönlichen, intimen Beziehungen zwischen dem Schaffenden, dem Gebenden, dem Besitzer und dem Gegenstand – das ist vielleicht mit das allerstärkste Argument, welches die Biedermeierzeit für sich ins Feld führen kann. Diese Dinge haben Seele, oder richtiger – vereinen in sich etwas von allen den Seelen, die sich um ihr Dasein einst verdient gemacht haben. Man glaubt, den ehrlichen Handwerker zu sehen, der das Stück geschaffen, ebenso wie man den zu gewahren meint, der es einstmals besaß. Und sogar bei Geschenkstücken, wie Tassen, Dosen und Stammbüchern, meint man

Digitized by Google

auch den zu erblicken, der es einſt dem andern überbrachte. Was man auch aus der Biedermeierzeit in die Hand nimmt – einen Gegenſtand oder ein Buch; – was man immer betrachten mag – eine Lithographie oder ein Möbelſtück –, ſtets fühlt man, mit einem leiſen Schauer, daß jedes und jedes dieſer Dinge eine Geſchichte hat ... ſeine eigene Geſchichte hat. Und in der langen Beweiskette, in der langen Kette von Gründen, die ich angab, um die Vorliebe der Gegenwart für die Biedermeierzeit zu rechtfertigen, ſcheint mir gerade dieſes letzte – als ein pſychologiſches Motiv – beſonders zwingend und bedeutſam.

* * *

Von 1815–1847 ſetzt man die Biedermeierzeit an, vom Ende der Napoleoniſchen Kriege bis zu den Märztagen, bis zur Erſchaffung der parlamentariſchen Regierungsform in Deutſchland. Irre ich nicht, ſo hat man als Schöpfer dieſes Wortes Biedermeier den humoriſtiſchen Dichter Ludwig Eichrodt zu betrachten, der 1870 mit einer luſtigen Düpierung eine Zahl von altväterlichen Gedichten als die lyriſchen Ergüſſe eines ſchwäbiſchen Dorfſchulmeiſters unter dem Titel „Biedermeiers Liederluſt“ hinausflattern ließ. Und von dieſer Geſtalt aus kriſtalliſierte ſich langſam der Begriff des Biedermeier zu feſten Formen und wurde allmählich die Bezeichnung für den Lebensſtil einer ganzen Epoche.

Wenn man aber dieſe Epoche ſcharf umgrenzt, ſo tut man das natürlich nur nach äußerlichen Ereigniſſen, die diesmal wirklich ſchwerwiegend genug waren. Hier der Sturz Napoleons und dort die ſtürmiſchen Märztage. In Wahrheit kann man natürlich die Jahrhunderte und die Epochen der Menſchheitsentwicklung nicht in ſcharfe Stücke ſchneiden, wie einen Kuchen mit einem Meſſer. Drei Menſchheitsgenerationen leben ſelbſt in einer ſo kurzen Spanne nebeneinander. Ich möchte ſagen: die einen ſtehen im Zimmer; drüben kommen welche zur Tür hinein; und hier gehen welche wieder zur anderen Tür hinaus; – und ſo im ſteten, nie endenden Wechſel! Wirklich in der Mitte des Raums kann ſich keiner allzulange halten. Von wem alſo kann man behaupten, daß er der Träger der Zeit war? Sicherlich nicht von den Alten, die ein Leben und Wirken ſchon hinter ſich hatten. Sicherlich nicht von den Jungen, die im letzten Moment in die Schanze ſprangen und die Zukunft in ſich fühl-

Digitized by Google

ten. Nein – die eigentlichen Träger der Zeit ſind für uns heute die Freiheitskämpfer von 1813 und 1815, die jungen Leute, die von Schulen und Univerſitäten fortgelaufen waren, um ſich erſt den Freikorps und ſpäter als Freiwillige den neugebildeten Volksheeren zuzugeſellen. Sie verkörpern den Zeitgedanken; ſie rücken in wichtige Stellen auf; ſie bekommen als Schriftſteller, Politiker, Beamte, Profeſſoren, Kaufleute Einfluß auf ihre Mitlebenden, Einfluß auf den Gang der Geſchehniſſe. Sie ſind Jünglinge beim Schluß der einen Epoche und erleben als reife Männer noch die andere.

Sogleich mit dem Sturz Napoleons hob die politiſche Grundſtimmung des Biedermeier an, begann die Unzufriedenheit ſich in die erſten Töne des Jubels zu miſchen. Schon das Wort Blüchers, daß die Feder verdarb, was der Degen erwarb, iſt ein echtes Biedermeierwort. Die Unzufriedenheit der jungen Leute, die als Freiwillige eingetreten waren und die nun nach Schluß des Friedens noch feſtgehalten wurden, ſtatt wieder in ihre Berufe und in ihr Studium zurück zu können, die durch Paraden- und Gamaſchendienſt unmutig gemacht wurden, trug die Mißſtimmung in alle Landesteile. Nicht nur, daß jetzt gegebene Verſprechungen nicht eingelöſt wurden; nein – die Zeit ſollte vielmehr um 10 Jahre zurückgeſchraubt werden. Alles, was das freie Franzoſentum als ſelbſtverſtändlich den neuen Provinzen oder den Ländern, auf die es Einfluß gewann, gegeben hatte, alle die bürgerlichen Rechte, die geſetzliche Gleichheit der Volksſchichten, das ſollte nun mit einem Federzug wieder gelöſcht werden. Beſonders in Heſſen verſuchte man, alles wegzuwiſchen, was die Zeit Neues gebracht hatte, entſetzte alte Beamte, oder ſchob ſie wieder in die Stellung zurück, die ſie vor Ausbruch des Napoleoniſchen Krieges innegehabt hatten. Die Univerſitäten, die ſich vordem frei hatten entfalten können, wurden plötzlich wieder drangſaliert. Und doch hatten gerade ſie das ſtärkſte Verdienſt um die Erhebung Preußens gehabt, man braucht ja nur an den Prof. Steffens in Breslau zu denken, an Arndt und Fichte. Überhaupt iſt es durchaus bezeichnend für jene ganze Periode, daß die politiſchen Kämpfe von ehedem ſich nicht etwa wie heute zwiſchen Beſitzenden und Beſitzloſen abſpielten, ſondern daß ſie ſich zwiſchen der Beamtenſchaft, der Regierung und dem gebildeten Mittelſtand vollzogen. Die Vorausſetzung dieſer inneren Gegenſätze ging ſo weit, daß jeder akademiſch Gebildete in jenen Tagen

von vornherein den Behörden als politiſch verdächtig galt. Und, wenn zu Ende der Biedermeierzeit in das erſte deutſche Parlament in der Paulskirche eine ſo große Anzahl von Profeſſoren hineingewählt wurde, ſo war das nur eine Quittung und Dankſagung für das, was das werdende Deutſchland ſeinen akademiſchen Kreiſen verdankte. Der viel zitierte Spruch: „Neunundneunzig Profeſſoren – Deutſchland, ach, du biſt verloren!" fälſcht die Tatſachen.

Aber ebenſo wandte ſich ſofort die Mißbilligung der Regierung gegen eine zweite Strömung, die unter der Napoleoniſchen Herrſchaft entſtanden war, und die unter den Augen des Napoleoniſchen Heeres die Deutſchen für den Krieg vorgebildet hatte. Ebenſo wie die Univerſitäten hat auch dieſe Bewegung die Jugend in ihren Bann getan. Doch während bei der akademiſchen Jugend ein Streben nach gewiſſen politiſchen Zielen nicht zu leugnen war – wenn dieſe auch etwas unklar formuliert waren –, ſo wirkte die Turnerſchaft mit Jahn und Maßmann an der Spitze nur auf eine Stärkung des Deutſchtums, des deutſchen Gedankens hin. In beiden Strömungen wurde aber nur allzubald eine Gefahr für den Staat geſehen, und man verſuchte mit aller Macht und mit ziemlich unwürdigen Inquiſitionsverfahren, mit harten und ungerechten Strafen dieſe Bewegungen zu unterdrücken. Eine ununterbrochene politiſche Bewegung, ein ſtetes Ankämpfen gegen die Regierung, gegen die Zenſur, Preſſe, Polizei, autokratiſche Regierungsform füllt infolgedeſſen dieſe ganze Epoche, ſtellt ihre letzte, innerſte Geſchichte dar. Das graphiſche Bild hiervon iſt jedoch keine anſteigende Linie, ſondern eine langhingeſtreckte Fieberkurve mit ſtändig wechſelnden Hebungen und Senkungen.

Als erſten Höhepunkt muß man das Wartburgfeſt vom 18. Oktober 1817 betrachten, da die Burſchenſchaften unter Reden und Geſängen zum Schluß eine Reihe von Schriften nebſt einem Korporalſtock, einem Zopf und einer Schnürbruſt auf einem hoch geſchichteten Scheiterhaufen verbrannten. Von dieſem Augenblick an ſetzt mit allem Nachdruck die Verfolgung der Burſchenſchaften ein und gleichfalls die Verfolgung der Turner. Die Turnplätze wurden geſperrt; das Turnen wird in den Schulen verboten; Barren, Recke und Geräte von den Turnplätzen fortgenommen und als altes Holz verkauft. Mit dem 23. März 1819, mit der Ermordung des Schriftſtellers Kotzebue durch den Studenten

Sand, kommt es dann zu einer völligen Unterdrückung der Burſchenſchafterbewegung. Und wenn wir heute die Geſchichte dieſer Jahre überblicken, ſo gibt es kaum einen Mann von Bedeutung, der nicht irgendwie in politiſche Prozeſſe verwickelt war, und der nicht zum mindeſten die Bekanntſchaft mit Unterſuchungsrichtern und Unterſuchungsgefängniſſen gemacht hat.

Amerika dankt dieſen Verfolgungen eine Reihe von kaufmänniſchen und kulturellen Intelligenzen. Ebenſo bildete die Schweiz für viele einen Zufluchtsort, und Paris hatte ganze Quartiere politiſch flüchtiger und politiſch verdächtiger Deutſcher, zu denen ſpäter ja auch Heine und Börne gehörten. Dieſe Kreiſe wurden ſchon in der gleichen Weiſe durch Geheimagenten überwacht, wie das heute die ruſſiſche Regierung mit ihren flüchtigen Revolutionären zu tun pflegt.

In Süddeutſchland ſetzen nun die Verfaſſungskämpfe weit früher ein als in Preußen; und Baden kann ſich zuerſt einer beſcheidenen parlamentariſchen Regierungsform rühmen. Die großen internationalen Bewegungen, die Griechenbegeiſterung der beginnenden 20er Jahre, die Polenbegeiſterung der 30er Jahre ſind endlich auch nichts anderes als ein indirekter Ausdruck der eigenen politiſchen Stimmung in Deutſchland geweſen: ein oſtentatives Sich-auf-die-Seite-der-Unterdrückten-Stellen. Einen Höhepunkt der politiſchen Fieberkurve ſtellt aber der Wiederklang der Pariſer Julirevolution von 1830 dar, die für Braunſchweig und Heſſen nicht ohne Folgen bleiben ſollte.

Eine ganz ähnliche Situation wie nach den Napoleoniſchen Kriegen ergab ſich dann für die politiſchen Hoffnungen mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. Aber auch hier folgte der Zuverſicht nur allzubald Entmutigung; und die immer wachſende Unzufriedenheit gewann von neuem an Boden, ſo daß ſie endlich nach acht Jahren zu einer Umgeſtaltung der Regierungsform durch die achtundvierziger Märztage führte. Eine ſtarke Unruhe hatte ſchon vordem 1837 die Maßregelung von ſieben Göttinger Profeſſoren hervorgerufen, die in ganz Deutſchland ein ungeheures Aufſehen machte. Und es iſt bezeichnend genug gerade für dieſe Zeit, daß ein ſolcher, immerhin interner akademiſcher Vorgang ſich zu einem politiſchen Ereignis erſten Ranges aufbauſchen konnte. Heute iſt die öffentliche Anteilnahme doch auf ganz andere Mächte und bei weitem breitere Intereſſenprobleme übergegangen. Damals vollzogen

Digitized by Google

ſich eben die politiſchen Ausgleichsbeſtrebungen noch im Ideellen, während ſie in der Gegenwart durchaus im Realen der mehr oder minder günſtigen Lebensbedingungen wurzeln.

Preußen und Öſterreich als die beiden Hauptmächte des großen Staatenbundes hatten das größte Intereſſe daran, alle Fäden eines reaktionären Syſtems in der Hand zu halten, und beſonders war es der Einfluß Metternichs, der allenthalben niederdrückend wirkte, und deſſen Machtſphäre direkt und indirekt ſo weit reichte wie der deutſche Staatenbund. Immerhin iſt das Bild, das wir uns jetzt von Metternich machen, kein ganz getreues. Man ſtellt ihn als Fuchs, als ſchwarzen Mann dar, verknöchert und lächerlich; während er doch ein Diplomat von vielen Graden war, und perſönlich die Vorzüge ſeiner Gegner – vor allem, wenn ſie auf künſtleriſchem Gebiet lagen – ſehr wohl zu ſchätzen wußte. So war er ein großer Verehrer Heines, und deſſen Verſe und Proſaſchriften wurden immer wieder und wieder bei den geſelligen Abenden, die er in ſeiner Rüdesheimer Beſitzung gab, rezitiert und vorgeleſen. Jedenfalls war er beſſer als das Syſtem, deſſen erſter Wortführer er war. Und auch Gentz war nicht nur das Wort zu den Gedanken Metternichs, nicht nur der glänzende Publiziſt, der keiner guten Sache diente, ſondern er war auch über lange Jahrzehnte der Freund einer Rahel Levin. Und noch als Sechzigjähriger war er der verliebte Schäfer der ſchönen Tänzerin Fanny Elßler. Und dieſe Rolle war für ihn nicht etwa die letzte Suite eines alternden Lebemanns, die ſorgſam vor der Welt geheimgehalten werden muß, ſondern er gab ſich ihr ganz und gar hin, mit Kopf und Herz, wie ein Zwanzigjähriger.

Überhaupt geht es nicht an, in dieſer Zeit die Dinge ſchwarz oder weiß zu malen. Auf beiden Seiten iſt in gleichem Maße Tüchtigkeit und viel Können, und auf beiden Seiten ſind gute Abſichten, die aber immer wieder konterkariert und zerſtört werden. Friedrich Wilhelm III. iſt trotz allem, was ſich unter ſeiner Regierung ereignete: trotz der unerhörten Schikanen von Zenſur und Polizei, trotz Schmalz und Vater Dambachs Unterſuchungsgefängnis, trotz der Knechtung und Unterdrückung aller Jugend ..... außerordentlich beliebt; und durch den frühen Tod ſeiner Gattin, die gleichſam als Märtyrerin ſtarb und die Wiederaufrichtung Preußens nicht miterlebte, iſt er für alle Schichten

des Volkes mit einem Nimbus umgeben. Friedrich Wilhelm IV. aber ist eine Hoffnung, ist von besten Absichten beseelt, wird geschätzt seiner Lebhaftigkeit und seines Geistes wegen, in einer Zeit, die dem Esprit verwandte geistige Gaben in ganz anderem Maße noch zu schätzen wußte als die Gegenwart. Denn erstens erlebte damals der Berliner Witz seine besten Tage, und zweitens waren die großen Publizisten alle durch die Schule des funkelnden französischen Esprits gegangen. Man hat Friedrich Wilhelm IV. als den Romantiker auf dem Thron abfällig bezeichnet; aber man vergißt, daß diese ganze Epoche immer wieder unter irgendeiner neuen Note und Verstiegenheit der Romantik stand, und daß man Menschen mit einem Knick und einem Bruch damals weit besser verstand, als das heute geschieht. Damals, als noch Byron gelesen wurde, wie kaum ein anderer; als Heine und Pückler die literarische Grundstimmung kennzeichneten; als der Einfluß Jean Pauls kaum abgeflaut hatte, Fouqué, Tieck und Arnim mit ihren Erzählungen und Novellen die Taschenbücher füllten; als am hellichten Tage die spukhaften Figuren Hoffmanns noch die Königstraße und die Linden entlang gingen..... Und selbst das junge Deutschland, das sich so unerhört tatkräftig vorkam und sich weit hinausgewachsen fühlte über die Romantik – wieviel Verbindung hat doch noch ein Gutzkow, ein Mundt, ein Laube, ein Wienbarg und Stieglitz mit all den liebenswürdigen, künstlerischen und schwächlichen Halbheiten von einst!

„Ich habe ein Faible für diesen König,
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent –
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent."

Dieses Wort seines Gegners, des Spötters aus der Pariser Matratzengruft, bleibt für mich stets das beste und verständnisvollste, das über eine Erscheinung wie Friedrich Wilhelms IV. gesagt worden ist.

An großen geschichtlichen Ereignissen ist diese Zeit nicht reich, und nach Deutschland gelangen nur die Reflexe der bedeutsamen Staatenbewegungen. Während Rußland schon seine Macht nach Süden und Osten ausdehnt, während Frankreich nach Afrika übergreift, während England seine Interessensphäre im Mittelmeer befestigt, während eine Neue Welt – Amerika – langsam zur Reihe der Großmächte empor-

ſteigt, iſt Deutſchland immer noch vielfach zerriſſen und bleibt unfähig, ſich irgendwie nach außen zu betätigen, ja unfähig, ſich zu einer Einheit zuſammenzuſchließen.

Der Zollverein von 1834, der viele alte Rechte und Schranken umſtieß, iſt nur eine ziemlich kümmerliche Abzahlung auf die erſehnte Einigung Deutſchlands geweſen. Jedenfalls vermochte Deutſchland auch mit ſeiner Hilfe noch nicht, im Welthandel irgendwie mitzukonkurrieren. Die, nach Aufhebung der Kontinentalſperre naturgemäß hereinbrechende, Überflutung mit engliſcher Ware ſchwächte – zu all der Miſere der inneren Politik noch, die jede Entwicklung hemmte, ſo daß ſie ſpäter bei Einführung der Maſchinen völlig hilflos war, und ganze Landſtriche brotlos wurden, – die Kraft der deutſchen Fabrikation. Zu regelrechten Hungersnöten kam es aber in Deutſchland nur zweimal in dieſer Zeit, 1816, unmittelbar nach dem Kriege, und im Jahr vor der Revolution. Der Weberaufſtand, der mit ſo blutiger Fauſt niedergeſchlagen wurde, und der – ein Zeichen für den Wandel der Zeiten – ſeine eigentlichen Urſachen jenſeits des Kanals und noch weiter, jenſeits des Ozeans, hatte, iſt ja durch das grandioſe Drama Gerhart Hauptmanns unſerer Generation in allernächſte Lebensnähe gerückt worden. Aber ſchon aus dem Weberlied Heines ſpricht ganz etwas anderes als die Barrikadenbegeiſterung der Franzöſiſchen Revolution. Hier ſchreit wirklich zum erſtenmal ſoziales Elend empor, und es iſt nicht mehr der Kampf von Volk und Adel, von Maſſen und Regierung, kein Ringen um politiſche Ideale, ſondern ein Sichaufbäumen niederer Schichten gegen einen Schickſalsvollzug.

Da aber Deutſchland ſich nur langſam anſchicken konnte, aus Mangel an Reichtum und behindert durch rückſtändige Regierungsform, mit eine Rolle im Konzern der Weltmächte zu ſpielen; und da doch ein großer Teil ſeiner Bevölkerung in Städten lebte und auf induſtrielle Unternehmen angewieſen war; da auch die Landwirtſchaft recht daniederlag, vor allem der Bauernſtand ſich in der Auflöſung befand – ſo hat es in dieſen Jahrzehnten eine außerordentlich ſtarke Abwanderung nach Amerika. Die, welche nur politiſcher Gründe wegen hinübergehen, ſind doch ein ziemlich geringer Prozentſatz gegenüber denen, die die grimmige Lebensnot auf die Schiffe und in das neue Land treibt. Zu Ende der Biedermeierepoche erreicht die jährliche Abwande-

Digitized by Google

rung eine Höhe von faſt 200 000; viel Volkskraft iſt da verloren gegangen, und ſelbſt der Junge, der in der Schule die Verſe Freiligraths lernen muß:

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchaun immerdar: ....

ahnt etwas von der beängſtigenden Grundſtimmung dieſer Dinge. Es wirkt tief beſchämend für uns, wenn wir bei Emerſon die Worte über die Deutſchen leſen, ‚ſie und die Iren wären für Amerika nur dazu da, um den Boden zu düngen. Sie kommen herüber, beſtellen ein Stückchen Prärie und legen ſich dann hin, um ſelbſt ein Stückchen grünen Raſens auf der Prärie zu werden. Das iſt ihre Kulturaufgabe für Amerika'. Daß es nicht für alle gilt, beweiſt am beſten die Stellung der heutigen Deutſchen drüben, und zeigt uns die Achtung, die viele der ausgewanderten Intelligenzen dort genoſſen haben. Aber ein gut Teil deutſcher Volkskraft iſt in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts drüben im „fernen Weſten" auf elende Weiſe zugrunde gegangen.

* * *

Trotzdem, wie wir ſahen, die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe dieſer Zeit nichts weniger als erquicklich waren, ſo hatte doch das Leben, das geſellige Leben, das Geſellſchaftsleben, das Volksleben, eine ganz ausgeſprochene Färbung und war in recht anderem Maße entwickelt, als die alles zerſplitternde und in tauſend Partikeln zerſtäubende Gegenwart. Das geſellige Leben war intereſſierter als das heutige. Muſik, Literatur, Theater, Dilettantenkünſte jeder Art ſpielten eine große Rolle. Das Volksleben hatte eine Unzahl von prägnanten Typen und Gewerben, die längſt verſchollen und vergeſſen ſind, hatte überall eine Zahl von Volksfeſten, die unter allgemeiner Beteiligung faſt aller Schichten ſich in Szene ſetzten; auch die einzelnen Intereſſenſphären hielten gewerkſchaftlicher zuſammen, als das heute geſchieht. Die Künſtlervereinigungen waren ſo gut von Bedeutung, wie die literariſchen Vereinigungen; und für das Theater herrſchte eine an Begeiſterung grenzende Sympathie, deren ſich dieſe ‚moraliſche Anſtalt' kaum je wieder vorher oder nachher erfreuen konnte. Wenn auch dieſe Sympathie nicht der eigentlichen Dichtkunſt zugute kam, ſo galt ſie ihr doch indirekt durch die Bewunderung, die man der ſchauſpieleriſchen, geſanglichen Leiſtung zollte;

Digitized by Google

während der Enthuſiasmus für die Tanzkunſt einer Taglioni oder Fanny Elßler indirekt auch die bildende Kunſt förderte. Am meiſten aber reizt uns an der Biedermeierzeit und am engſten iſt mit dem Begriff der Biedermeierzeit verbunden der patriarchaliſche Zuſchnitt des Familienlebens, der uns aus Hunderten von Bildern und Zeichnungen eigentlich beſſer überliefert iſt als durch literariſche Denkmale, und deſſen Andenken noch heute in einer Unzahl von Anekdoten in jeder Familie von älterer Kultur fortlebt.

Aber auch das Leben außer dem Hauſe hat eine andere Bedeutung und einen anderen Zuſchnitt. Überall paarte ſich, um es paradox zu ſagen, das Herbe mit dem Zarten. Die Konditoreien hatten z. B. in jenen Tagen eine ähnliche Bedeutung wie politiſche Klubs. Sie hielten Zeitungen und verſammelten Politiker aller Richtungen um ihre runden Tiſche, wechſelnd je nach Färbung zu den verſchiedenen Tageszeiten. Hier, an dieſer Stelle, wurde die öffentliche Meinung gemacht; hier wurden Neuigkeiten in Empfang genommen und verbreitet; hier wurde der Tageskurs der Freiheitsaktien beſtimmt; hier ſaßen Journaliſten, Beamte, Staatsmänner, Militärs und politiſche Agenten; und die Konditoreien ſpielten eine Rolle, die nie wieder irgendeine Sorte von Lokalen geſpielt hat. Sie waren nicht dem Wiener Café zu vergleichen oder dem Palais Royal in Paris. Sie waren ganz charakteriſtiſch für dieſe Zeit, gleichſam das Symbol, das ihre beiden Extreme in ſich vereinte. Neben ihnen nahm für die niederen Volkskreiſe die „Tabagie" eine ähnliche Stelle ein. Dieſe Tabagien waren weder Bierlokale noch die Deſtillationen von heute, ſondern kleine Gaſtwirtſchaften, vielfach mit Gärtchen verbunden, in denen man, wie das Wort ſagt, dem verpönten Tabaksgenuß huldigen durfte, und in denen von allen Bierſorten wohl einzig das Weißbier, das alte Berliner Nationalgetränk, goutiert wurde. Hier verkehrte der kleine Handwerker mit ſeiner Familie, und hier ſpielte ſich jenes charakteriſtiſche Leben ab, das wir uns gut aus den Zeichnungen Hoſemanns und aus den Volksſzenen Glaßbrenners mit ihrem kräftigen, ſchlagenden Witz – im wortwörtlichen und im übertragenen Sinne – rekonſtruieren können.

Neben dieſen aber gab es jene großen ſommerlichen Kaffeelokale vor den Toren, die die beſſere Welt in allen ihren Abtönungen verſammelte, und die ſo oft den harmloſen Hintergrund für die phantaſtiſchen Ge-

Digitized by Google

ſchichten des Theodor Amadeus Hoffmann abgeben. Und dann kamen jene berühmten Weinſtuben in Fior, um die ſich das literariſche und künſtleriſche Leben der Zeit konzentrierte, die Hoffmann und Devrient, Heine und Grabbe, Hitzig und manche Berühmtheit noch an ihren weißen Tiſchen ſahen. Während wieder Adel und Lebewelt ſich in ein paar vornehmen Lokalen zuſammenfand, wie z. B. bei Jagor in Berlin. Jagor hatte ſeinen weithin leuchtenden Nimbus ſo gut wie die vielfach beſungene Stehelyſche Konditorei, von der faſt kein Schilderer Berlins vergißt, uns ein Bild zu entwerfen.

Die feinſte Form des geſelligen Lebens aber entwickelte ſich in den ſogenannten Salons. Und was auch verſucht wurde, ſie ſpäter wiederzubeleben, man hat dieſe köſtliche Pflanze nie wieder zum Blühen gebracht. Ja – das ſpöttiſche Wort Oskar Wildes – manche Dame redet ſich ein, einen Salon zu gründen, und ſie eröffnet doch nur ein Reſtaurant – hat nicht nur für das England von heute Gültigkeit. Was aber war ſolch ein Salon von ehedem? – Eigentlich nicht viel mehr, als ein neutraler Treffpunkt aller geiſtig bedeutſamen Menſchen in den beſcheidenen Räumen der Wohnung irgendeiner Dame der Geſellſchaft, die jene ſeltene Gabe beſitzen mußte, das Letzte, Feinſte und Tiefſte aus den Menſchen herauszulocken ... die Gegenſätze aneinanderprallen zu laſſen, und ſie doch wieder auszugleichen ... ſelbſt ſchweigen zu können, zuhören zu können ... ſelten irgend etwas einzuwerfen, das aber mit jedem Wort für ſelbſtändiges Denken Zeugnis ablegte ... und die trotzdem bei all dieſen Äußerungen intenſivſter und ſubtilſter geiſtiger Tätigkeit doch in jedem Augenblick ſämtliche hin und her ſchießenden Fäden in der Hand halten mußte. Dieſe Gaben aber konnten ſich nur vereinzelt und bei wenigen regſamen und hochkultivierten Frauen finden. Und auch dann gehörte noch die Anteilnahme an jedem dazu, und die ſtändige Verbindung mit jedem, durch einen ausgedehnten Briefwechſel, der nicht in der Konvention bleiben durfte, ſondern in dem man ſich rückhaltlos mitteilte. Dann aber konnte auch dieſe geiſtige Vermittlerrolle, dieſer ſeeliſche Parlamentärsberuf, wie bei einer Rahel Levin, zur treibenden Kraft eines ganzen Daſeins werden.

Der Einfluß, den ſolche geiſtigen und künſtleriſchen Geſelligkeitszentren haben konnten, die nach allen Seiten hin ihre Wirkungen ausſtrahlten, die bis in die Univerſitäten und Kirchen, in die Dichter-

Digitized by Google

zimmer, in die Bildhauerwerkſtätten, in die Säle der Schlöſſer hinüberſpielten, muß überaus bedeutſam geweſen ſein. Und wenn wir ihm nichts dankten, als daß von ihnen aus dem Verſtändnis für den Goethe der ſpäteren Zeit der Boden bereitet wurde, ſo hätten ſie ihre Miſſion ſchon ganz erfüllt. Denn jene großen Erfolge, die dem jungen Goethe beſchieden waren, haben ihm die anderen Zeiten ſeines langen Lebens nicht mehr gebracht. Und die Reſonanz ſeiner ſpäteren Arbeiten war weit geringer, und er ſelbſt weit vereinſamter, als wir das heute annehmen. Er war noch lebend zum Klaſſiker geworden, getrennt ſelbſt von den breiten Maſſen der Gebildeten; und er war für die Schriftſteller und Dichter nicht viel mehr als ein ehrwürdiges Foſſil, als eine literariſche Anſtandsperſon. Von dem Salon einer Rahel Levin aber, der ſpäteren Gattin des klugen Hiſtorikers und Publiziſten Varnhagen von Enſe, dem Haus, das unter dem Stern Goethe ſtand, begann ſein Ruhm, und was noch mehr bedeuten will, die Erkenntnis für die große und tiefe Menſchlichkeit ſeiner Perſon, langſam nach überallhin durchzuſickern. Was aber für literariſche Kreiſe der Salon der Henriette Herz und der Rahel bedeutete, das bedeuteten für das muſikaliſche Leben die Häuſer Beer und Mendelsſohn, die vermöge ihrer Glücksgüter auch die äußeren Formen ihrer Geſelligkeit auf einer breiteren Baſis errichten konnten. Es iſt wohl das erſtemal, daß hier – dank der Napoleoniſchen Flutwelle aus altem Zwange befreit – jüdiſche Familien literariſch und künſtleriſch weitgehenden Einfluß gewinnen, ohne daß ſie ſich vorerſt produktiv betätigen. Denn ein Meyerbeer und ein Felix Mendelsſohn-Bartholdy haben ja nicht dieſe einflußreichen Häuſer geſchaffen, ſondern ſind aus ihnen hervorgegangen.

Die ſtarke Rolle, die Theater und Literatur in der Biedermeierepoche ſpielen, war mit Naturnotwendigkeit dadurch bedingt, daß eigentlich alle politiſchen Ventile geſperrt waren, daß der Nachrichtendienſt noch ſchlecht organiſiert war, und daß die Preſſe durch die Zenſur unterdrückt wurde. Unwillkürlich drängte alles nach dem Punkt des niedrigſten Druckes. Und ganz von ſelbſt errangen ſich das Theater und die Literatur eine Stellung, die ihnen wohl im Volksleben nicht zukommt. Als Kehrſeite ſtoßen wir auf einen übertriebenen Perſönlichkeitskult, der ſich zu allen den Verſtiegenheiten verirrte, die heute nur noch als Renommiſtereien abgetakelter Mimen in den Witzblättern vegetieren.

Henriette Sontag wurde mit Briefen und Gedichten überschüttet, ja, ein eigener Briefkaſten wurde in der Expedition einer Zeitung für die Elaborate der überſchwenglichen Poetaſter aufgeſtellt. Nicht nur, daß man der Sontag die Pferde ausſpannte, Göttinger Studenten warfen ſogar den Mietswagen in die Leine, um ihn der weiteren Benutzung für profane Sterbliche zu entziehen. Und mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen, mit Seydelmann, Devrient, Beckmann, Charlotte von Hagn, der Schröder-Devrient, der Crelinger-Stich, der niedlichen Karoline Bauer, wurde ein ähnlicher Kult getrieben. Dabei war das Repertoire nichts weniger als literariſch einwandfrei. Ja, klaſſiſche Stücke, die für uns längſt politiſch vollkommen indifferent geworden ſind, wie Tell und die Räuber, wurden vorſichtig von den Bühnen ferngehalten. So hätte z. B. Devrient gern einmal wieder den Franz Moor geſpielt. Aber jedesmal, wenn das Stück auf dem Wochenzettel ſtand, wurde es eigenhändig vom König geſtrichen, um nach einigen Wochen von neuem zu erſcheinen und von neuem von höchſter Hand geſtrichen zu werden. Das eigentlichſte Stück des Biedermeier aber iſt und bleibt das Volks- und Rührſtück, das Luſtſpiel von Iffland und Kotzebue, die Poſſe von Angely, die Wiener Poſſe Neſtroys. Literariſch pflegt man dieſe Dinge ja nicht allzu hoch zu bewerten, aber man vergißt dabei das eine: daß ſie eine neue künſtleriſche Lebenseroberung darſtellen, daß ſie eine große Zahl neuer Typen aus allen Volksſchichten der Literatur zugeführt haben, und daß ſie gegenüber dem Pathos der klaſſiſchen Periode eine naturaliſtiſche Reaktion bilden. Gewiß kommt es bei der Kunſt nicht auf das Was, ſondern auf das Wie an; aber jede neue Lebensſphäre, die künſtleriſch umgedeutet wird, muß als ein Fortſchritt der Entwickelung betrachtet werden. Und wenn hiermit auch nichts weiter erreicht wird als eine Vorſtufe für neue Entwickelungen.

Bezeichnend ferner für die Biedermeierzeit iſt das ausklingende eklektiſche, klaſſiſche Drama, ſind die Stücke Raupachs, die auf lange Zeit das Berliner Schauſpielhaus – und auch noch andere Hoftheater – beherrſchten. Allein ſechzehn Hohenſtaufendramen waren darunter mit einer nimmer endenden Kette lang dahinrollender fünffüßiger Jamben. Man darf aber den äußeren Erfolg dieſer Dinge nicht ſchlichtweg auf einen künſtlich gezüchteten Patriotismus zurückführen, ſondern muß bedenken,

daß dieſe Zeit die erſten großen Geſchichtsforſcher ſah und hiſtoriſch eminent intereſſiert war. Auch war ſie unterrichtet genug, um allen geſchichtlichen Verwickelungen zu folgen. Endlich ſind ja die Stücke Raupachs genau ſo Romantik wie die ſchwertklirrenden, edelmuttrieſenden, mondſcheinumfloſſenen, ſagenumwobenen Erzählungen Fouqués, der einſt als der Größte geprieſen wurde, und der doch ſich ſelbſt überlebte und unter kümmerlichen Verhältniſſen zugrunde ging. Sie ſelbſt, die Dramen Raupachs, werden aus der gleichen Quelle geſpeiſt. Und ein Walter Scott iſt auch keineswegs der Schöpfer dieſer Bewegung, ſondern er iſt ebenſo wie die andern nur ein lebendig gewordener Ausdruck für die hiſtoriſch-romantiſche Sehnſucht der Biedermeierzeit.

Hat ſich aus dem Theater, aus dem Schauſpiel jener Zeit eigentlich nur das erhalten, was keinen allzu großen Erfolg hatte, eben weil es in die Zukunft wies, wie die Dramen von Hebbel, oder was in ſeiner ſtrengen Schönheit, in ſeiner ſchmuckloſen Innerlichkeit nicht Beifall genug fand, um zu beſtehen, wie die Arbeiten Grillparzers, ſo ſind die großen Opernerfolge bleibend geweſen. – Und faſt alles – mit Ausnahme von Mozart – was wir heute zum feſten Repertoire unſerer Opern rechnen, iſt in jenen Jahren zum erſtenmal über die Bühnen gegangen. 1821 brachte den Freiſchütz, 1831 Robert den Teufel, 1836 die Hugenotten, ja in den Beginn der 40er Jahre fallen ſchon die erſten großen Opern Richard Wagners. Und alle die ſeinen Spielopern, die wir heute wieder lieben, von Kreutzer, Lortzing, Nicolai uſw. ſtammen aus der Biedermeierzeit. Ebenſo wie faſt unſer ganzes Repertoire des Hausgeſanges und der Konzertſäle in der gleichen Epoche entſtanden iſt. Das iſt natürlich auch keineswegs reine Zufälligkeit, ſondern es ergibt ſich daraus, daß die Zeit ſehr muſikliebend war, und daß nicht nur die öffentlichen Muſikaufführungen in jeder Form ſich eines großen Zuſpruches erfreuten und wichtige Kunſtereigniſſe waren, ſondern daß faſt in jedem beſſeren Hauſe Hausmuſik gepflegt wurde, daß man zuſammenkam, um nach beſten Kräften zu muſizieren, Opern mit verteilten Rollen zu ſingen, Streichquartetten zu lauſchen, ja um die Kompoſitionen von Freunden und Verwandten durchzunehmen, und ſie vom Papier in die klingende Wirklichkeit zu überſetzen. Erſt mit dem Auftreten von Liſzt und mit der Überſchätzung des Virtuoſentums wird die Kunſt aus dem Hauſe vertrieben, hat nur noch in den Konzertſälen ihr Heimatsrecht.

Digitized by Google

Dann aber bricht die alte muſikaliſche Kultur ſchnell zuſammen, und es kommt zu einer Entfremdung jenes Teils der Bevölkerung, der nicht Geld genug oder keine Luſt hat, die Stätten aufzuſuchen, in der Muſik anſpruchsvoll gepflegt wird.

Genau ſo wie es in der Literatur dem alternden Goethe ging, ſo ging es in der Muſik auch dem alternden Beethoven. Beide ragen als die Größten einer klaſſiſchen Zeit in die neue Epoche hinein, und beide traf das gleiche Schickſal. Beethovens letzte und unerhörte Schönheiten verſuchte man mit ſeiner zunehmenden Taubheit zu entſchuldigen, und die wenigen Vorkämpfer wie Marx und Reiſtab vermochten doch nicht, ſeinen ſpäteſten und größten Arbeiten Geltung zu verſchaffen.

Von der vollen Bedeutung der Literatur in jenen Tagen kann man ſich heute nur ſchwer einen Begriff machen. Nicht etwa, daß der Bücherverkauf und die Auflagenhöhe der Zeitſchriften ein übergroßer geweſen wäre – dazu war die Zeit nicht reich genug – nein, die Bücher von literariſchem Wert gingen wohl noch mehr als heute von Hand zu Hand; und nach heutigen Begriffen hohe Auflagen erreichten nur die Taſchenbücher, die durch ihre zierliche Ausſtattung zugleich ein Stück Boudoirkunſt waren. – Aber trotzdem hatte die Literatur eine Machtſphäre wie nie zuvor, und der Einfluß der Literatur und der Glaube an ſie als Kunſtform und zugleich als Heilfaktor in der Wirrnis der Zuſtände war ſo ſtark, wie er es kaum jemals vorher oder nachher war. Dilettiert, in Verſen und Proſa, wurde außerdem von aller Welt, und was uns von ſolchen Dingen heute in die Hände fällt, mag oft hohl und inhaltsſchwach ſein, überraſcht aber faſt immer durch Versbegabung und Sprachſinn. Noch auffallender aber erſcheint uns heute die ſtiliſtiſche Gewandtheit aller, die in der Zeit lebten oder aus ihr hervorgingen ... mögen das nun Ärzte, Staatsmänner, Offiziere, Gelehrte, Hiſtoriker, Naturwiſſenſchaftler oder ſelbſt harmloſe Briefſchreiber ſein. Immer und ſtets feſſelt uns die Schreibkultur, die Klarheit und die ſchöne Kraft der langhinrollenden Perioden. Selbſt Zeitungen und Zeitſchriften zweiten Grades waren bedeutend „beſſer geſchrieben", als das heute geſchieht. Und wenn auch die Biedermeierzeit – überſchwenglicher als die unſere – mehr zur Phraſe neigt, ſo ſteht doch dieſe etwas altmodiſch umſtändliche Phraſe – halb pathetiſch, halb ſentimental – ihr vorzüglich zu Geſicht, und ſie iſt aus ihrem Kulturbild nicht fortzudenken.

Digitized by Google

Ein wie ſtark politiſches Gepräge jede Schriftſtellerei damals hatte, offen zur Schau trug oder geheim verbarg, iſt ſchon erwähnt worden. In Wahrheit gibt es wohl kaum einen bedeutſamen Schriftſteller der Zeit, der nicht irgendwie in eine Unterſuchung verwickelt wurde und der keine Zenſurſchwierigkeiten hatte. Von vornherein war der Dichter, mehr noch der Literat, verdächtig.

Ja, man ging ſogar ſo weit, nicht nur geſchriebene und gedruckte, ſondern noch ungeſchriebene und noch ungedruckte Bücher für alle Zukunft zu verbieten. Ein Verdikt, das Heine und das Junge Deutſchland traf,

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur,
Und wird uns der ganze Druck verboten,
So ſchwindet am Ende von ſelbſt die Zenſur.

Natürlich wurden dieſe Verbote dadurch umgangen, daß man die Bücher in außerpreußiſchen Staaten, wie der freien Hanſeſtadt Hamburg oder in Zürich, drucken ließ, und daß ſie insgeheim auch in Preußen nur um ſo mehr verkauft wurden.

Schwerer aber als in Preußen hatten wohl noch die öſterreichiſchen Schriftſteller unter ungünſtigen Zenſurverhältniſſen zu leiden; und das ganze Leben eines Grillparzer iſt faſt ein einziges Klagelied über dieſe unerträglichen Zuſtände. Werke über zwanzig Bogen galten aber als zenſurfrei, denn man nahm an, daß die gefährlichen Gedanken in ihnen genugſam verwäſſert waren, um nur noch als homöopathiſche Doſen zu wirken. Ein Mißſtand, der ſich daraus ergab, war Weitſchweifigkeit, und das Hineinſtopfen von allen möglichen Einſchiebſeln in die Bücher, die die Einheitlichkeit ſchädigten.

Als zuſammenhängend mit den Zenſurſchwierigkeiten, aber zugleich auch als Ausdruck einer neuen internationalen kosmopolitiſchen Strömung in der Literatur muß man die außerordentliche Unſtetheit der Schriftſteller jener Tage betrachten. Die größten gingen vorübergehend oder auf lange Jahrzehnte ins Ausland. Die meiſten lebten heute hier und im nächſten Jahr dort; ſie wurden ewig hin und her gewirbelt, konnten ſich nirgends lange halten, weil ſie immer wieder Verfolgungen ausgeſetzt waren. Selbſt viele, die ſeßhafter hätten ſein können, fühl-

Digitized by Google

ten eine romantiſche Reiſeſehnſucht in ſich, durchſtreiſten, wie Fürſt Pückler, Italien, Rußland, Spanien oder den Orient, waren in London ſo gut zu Hauſe wie in Paris, in Baden-Baden wie in Petersburg. Und alle berichteten treu von ihren Impreſſionen in mehr oder minder dickbändigen „Reiſebildern", von denen uns doch eigentlich heute nur noch die Heines geblieben ſind. Die Brücke von dieſen Reiſebildern zu den verträumten Wanderliedern mit ihrer dämmerigen, unbeſtimmten Sehnſucht der früheren Romantiker iſt nicht ſchwer zu ſchlagen, und doch muß man ſich hüten, es zu tun, denn das eine ſtellte ein Zurückflüchten dar, das andere aber ein Vorwärtsdrängen in die neue Zeit.

Das geſamte literariſche Bild der Epoche iſt – das ſollten wir nie vergeſſen – ein außerordentlich vielfältiges und kompliziertes. Man könnte im Augenblick dreißig Namen aufzählen, dreißig Leute von ſehr verſchiedener künſtleriſcher Phyſiognomie, die heute in ihren vorzüglichſten Werken oder Gedichten noch jeder kennt, ohne ſich gerade klarzumachen, welcher Zeit ſie entſtammen. Sicherlich wird das Erbe der Gegenwart an Schriftſtellern von gleichem Wert weit kleiner ſein. Und doch hat auch dieſe Zeit literariſch außerordentlich ſchnell gelebt. Daß ſie eine große Zahl recht fader und heute vergeſſener Unterhaltungsſchriftſteller hatte, die die Götter der Leihbibliotheken waren, ſpricht nicht gegen die Qualitäten der andern und nicht gegen die hohe Verehrung, die man in weiten Kreiſen guter Literatur zollte. Stärker als der Einfluß Goethes auf die Zeit, ſtärker als der Einfluß Schillers, der ſeine Höhe eigentlich erſt nach 1848 bis in die achtziger Jahre hinein in der Periode des zielbewußten Liberalismus erreichte, iſt für jene Zeit noch der Einfluß und die rückhaltloſe Verehrung Jean Pauls. Für uns Heutige hält es nur ſchwer, zu dem Genuß der Jean Paulſchen Werke zu kommen, die, mit einem unerhörten Reichtum von tauſenderlei Beziehungen überſpielt, barock und langatmig, nicht leicht ihre Seele offenbaren, und jedenfalls heute durch ihre ſkurrilen Formen die Menge abſchrecken würden, die klare Rechnung verlangt.

In der jüngſten Gegenwart aber wächſt wieder das Intereſſe an Jean Paul bei der äußerſten Vorhut der literariſch Kultivierten, und Stephan George hat der „Goldharfe aus erhabenen Himmelschören, dem Sänger von Maiental und Blumenbühl", wundervolle Verszeilen gewidmet. Wie eine Generation den Titan las, das wiſſen wir aus

Digitized by Google

Platens Tagebüchern, und was Jean Paul seiner Zeit war, das sagt die ergreifende Gedenkrede des so kritischen Ludwig Börne, der mit der eisigen Klarheit seines Verstandes sonst stets das Feuer seiner Begeisterung oder das Übermaß seiner Empfindungen zu dämpfen wußte. Jean Paul war der Gradmesser für die Empfindungen und wurde gelesen wie kein anderer. Börne erzählt die nette Geschichte, daß ihm auf einem Rheindampfer ein Reisender auffällt, der sich nicht genugtun kann, mit grobem Volk grobe Witze zu reißen. Und wie der Mann dann, ermüdet durch die lange Fahrt, etwas einschläft, fällt ihm ein Buch aus der Tasche. Es ist der Titan, und die Ränder der Seiten sind über und über mit Anmerkungen bedeckt, die eine ganz andere „schöne Seele" verraten, als man vermutet hatte. Nebenbei geht der Einfluß Jean Pauls in den Werken Raabes, der seiner ja auch in Abu Telfan ehrend gedenkt, bis in die Gegenwart hinein.

Ebenso kann man sich heute schwer vorstellen, mit welchem Enthusiasmus Börne gelesen wurde, und was er der Generation vor uns bedeutete. Ein Schriftsteller, der an Politik und Tagesgeschichte so viel voraussetzt, wäre heute - und wenn er noch so sehr von Maximen funkelte - doch nur für einen ganz kleinen Kreis politisch höchst versierter Leute möglich und lesenswert. Und was war er der Generation vor uns?

Mir sind zwei kleine Beispiele dafür in Erinnerung geblieben: Eine alte, achtzigjährige Dame war hingefallen und hatte sich eine Stirnwunde zugezogen, und sie bat den Arzt inständig, man möchte ihr doch nicht den Verband über das Auge machen, da sie heute abend noch Börne lesen müsse. Und als man meinem Vater einen Tag vor seinem Tode, da er um ein Buch zum Lesen ersuchte, den Börne brachte, den er so liebte, bat er darum, man möchte ihm etwas anderes geben, denn Börne kenne er auswendig. - Und das scheint mir bezeichnend für eine frühere Generation. Sie las wohl nicht so viel wie die heutige, aber sie las ihre Lieblingsschriftsteller sehr intensiv, drang in ihr Wesen ein und empfing von ihnen eine ganz bestimmte Geistesrichtung.

In stärkerem Maße als von Börne gilt das letzte noch von Heine, der wohl von allen Schriftstellern - und das involviert keineswegs ein Qualitätsurteil! - das Glück hat, am innigsten gelesen zu werden, mit der größten Freude an einer Wendung, einem Wortbild, einer Klang-

Digitized by Google

ſchönheit, dem ſchillernden Funkeln eines Aperçus und eines Witzes. Selbſt für den, der ſich nicht allzuviel mit ihm beſchäftigt, hat er doch die Eigenſchaften des Federweißen, des jungen Weins. Er geht leicht ein und berauſcht ſtark. – Vielleicht beſteht das Hauptverdienſt Heines darin, daß er die ſchwereren Vers- und Proſaformen in handlichere, beweglichere, impreſſioniſtiſchere Formen überführte, die ermöglichten, die Inhalte einer neuen Zeit zu deuten. Theodor Amadeus Hoffmann und Heine haben Frankreich weit mehr Achtung eingeflößt, als das die Klaſſiker vermocht hatten, die noch unter dem Einfluß Rouſſeauſcher und Voltaireſcher Gedanken- und Empfindungskreiſe geſtanden hatten. Kein Wunder, daß überall, wo literariſche Intereſſen waren, jedes neue Werk Heines mit Spannung erwartet wurde. Was wird er nun bringen? In faſt vierzig Jahren ſeiner literariſchen Tätigkeit hat man ihm nie gleichgültig gegenübergeſtanden, und kaum ein Geringerer hat ſich ſeiner Perſönlichkeit entziehen können, die – unnachahmlich – in lyriſchen Formen (nicht zum beſten der Dichtkunſt) bis zum heutigen Tag nachwirkt. Der ſpäte Heine aber weiſt, wie kaum ein Dichter der Zeit, nach Kunſt und Inhalt in die Zukunft, iſt ganz und gar modern und hat ſeine eigene Jugend weit hinter ſich gelaſſen.

Mit dieſen paar Namen iſt keineswegs die literariſche Phyſiognomie dieſer Zeit gegeben. Platen und Rückert bringen formal die Kunſtdichtung auf eine außerordentliche Höhe, führen ihr aus allen Zonen und Zeiten neue Rhythmen zu, und beide ſind in ihrer etwas nüchternen, doktrinären Art, in ihrem wiſſenſchaftlich gefärbten Dichtungsbetrieb, mit ihren kalten Sprachſchönheiten echte Kinder ihrer Zeit, die zugleich nüchtern begeiſtert war und Wiſſenſchaft und Empfindung zu vereinen ſuchte.

Faſt allen Romantikern, die einer früheren Generation angehören, iſt es beſtimmt, in der Biedermeierperiode ſich ſelbſt zu überleben, ob das nun Arnim oder Brentano, Tieck oder Fouqué iſt. Nur ſolche, die ſich früh vollenden, bleiben ſich getreu.

Zum Ausgang der 30er Jahre hebt mit dem Jungen Deutſchland, mit Wienbarg, Mundt, Gutzkow, Kühne, Laube, Dingelſtedt eine neue, rein politiſch gefärbte Zweckkunſt an, die heute halb vergeſſen, doch bis in den Roman der 90er Jahre hinüberſpielt und als Verbindungsglied, als Loslöſung von klaſſiziſtiſchen und romantiſchen Idealen ihre Bedeutung behält.

Digitized by Google

Neben all dem ſteht als Pflegſtätte einer feineren, gemütstiefen, wurzelechten Lyrik aber die ſchwäbiſche Dichterſchule, die auch um die Entwicklung der reinen Erzählung und der lyriſchen Novelle in Hauff und Mörike, ebenſo wie um die Pflege der Ballade ihre Verdienſte hat. Sie ſteht eigentlich in all dieſen Beſtrebungen abſeits und pflegt die Dichtung als Endzweck, rein um ihrer ſelbſt willen.

Nie wieder vorher und nie wieder nachher iſt aber die politiſche Lyrik ſo reich geweſen wie zum Ausgang der Biedermeierzeit, und ein Herwegh konnte zum Beginn der 40er Jahre einen wahren Triumphzug durch Deutſchland unternehmen. Freiligrath, Dingelſtedt, Anaſtaſius Grün, Hoffmann von Fallersleben und nicht zuletzt Heine ſind die Hauptträger der ſtarken politiſchen Lyrik, die eine Parallele bildet zu der patriotiſchen Dichtkunſt vor den Freiheitskriegen, den gleichen Einfluß hat, und die aus den gleichen, zum mindeſten doch aus verwandten Quellen entſpringt. Wenn heute die Dinge für uns bei aller Wucht der begeiſternden Rhythmen vielfach leer ſind, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß eine politiſch hochgehende Zeit ſtets die Phraſe liebt, und daß für uns die Vorausſetzungen fehlen und die Grundſtimmung verblaßt iſt, aus der ſie geſchrieben wurden, in der ſie deklamiert und geſungen wurden. Jedenfalls haben ſpätere Zeitereigniſſe nichts hervorgebracht, was literariſch jenen Zeitgedichten zu vergleichen iſt, weder an Wucht, noch an Witz. Schon der künſtleriſche Niederſchlag von 1870 iſt demgegenüber außerordentlich geringwertig.

An indirekten Einflüſſen von fremden Literaturen iſt vor allem der großzügige weltſchmerzliche Fanatismus Byrons zu erwähnen, der für Heine nicht ohne Folgen blieb, iſt Walter Scott zu nennen, der die Richtung und die Vorliebe für den hiſtoriſchen Roman beſtimmte, und der ſeinen Einfluß über Wilibald Alexis bis zu Fontane herabſchickt. Und dann vor allem Eugen Sue, deſſen dunkel gefärbte, mordbrenneriſche Romantik immer wieder bis heute in der deutſchen Literatur durch alle Firniſſchichten hindurchſchlägt, geliebt in einer geradezu verbrecheriſchen Liebe von den breiten Schichten. Der Einfluß Dickens macht ſich erſt nach der Biedermeierzeit bemerkbar. Thackeray und Balzac ſind leider, trotzdem ſie ſtark geleſen wurden, auf die deutſche Erzählerkunſt ohne Einfluß geblieben.

Daß die Wiſſenſchaften, vor allem die Sprachforſchung, wie die

Beſchäftigung mit Perſiſch, Arabiſch, Sanskrit, nicht ohne Nachhall für die Dichtkunſt blieben, wurde bei Rückert und Platen ſchon erwähnt; aber ohne Zweifel reicht die Beeinfluſſung weiter. So ziehen ſich Linien vom ſpaniſchen Drama zu Grillparzer und Schack, von der ſpaniſch-hebräiſchen Kunſtdichtung zu Heine, von der Märchenforſchung und der Erſchließung germaniſcher Quellen zu vielen Romantikern. Und überall zeigt ſich das Beſtreben, die Errungenſchaften der neuen Sprachwiſſenſchaft dichteriſch zu aſſimilieren.

Die Wiſſenſchaft ſah in jenen Tagen eine Reihe bedeutender Männer, deren Namen noch heute von dem Nimbus großer Leiſtungen und einer achtunggebietenden umfaſſenden Allgemeinbildung umgeben iſt. Sie ſah die letzten Polyhiſtoren, Gelehrte, die auf faſt allen Wiſſensgebieten gleich gut zu Hauſe waren, und die zu alledem noch, wie die Brüder Humboldt, von vornehmer äſthetiſcher Kultur waren. Für eine Reihe von Geiſteswiſſenſchaften iſt damals der Grundſtein gelegt worden, und die moderne Forſchung, die heutige Betrachtungsweiſe datiert von da an. Und es iſt höchſt bezeichnend für dieſe unmaterielle Epoche, daß es weniger Naturwiſſenſchaften ſind, die gefördert werden, als reine Geiſteswiſſenſchaften: Geſchichtsforſchung, Sprachforſchung, Jurisprudenz, Theologie und Philoſophie; während in Medizin und Phyſik erſt eine Generation ſpäter die Schöpfer und Neuerer auftreten. Man könnte eine große Zahl von Namen aufführen. Namen bedeutender Gelehrter, die heute noch jedermann geläufig ſind. Denken wir nur an die Grimms und Humboldts, an Hegel und Schelling, an Raumer und Rotteck, an Savigny und Gans, an Bopp, an Ranke, an Niebuhr und Boeckh uſw. Und vergeſſen wir endlich nicht, daß damals, abſeits von den Univerſitätsbetrieben und ziemlich unbeachtet, ſchon die erſten großen Werke eines Schopenhauer einer ihnen entgegenſchlummernden Welt übergeben waren. Für eine Kunſtforſchung im heutigen Sinne war vielleicht das Biedermeier zu ſentimental. Immerhin ſind es nicht nur romantiſche Neigungen, welche die Gebrüder Boiſſerée beſtimmten, ihr Intereſſe dem Primitiven, vor allem der Kölner Malerſchule, zuzuwenden.

Aus dieſer romantiſch-hiſtoriſchen Neigung aber entwickelte auf anderer Seite ſich leider auch eine wilde Reſtaurationswut, die in den Muſeen und Sammlungen kein Bild, und, was ſchlimmer noch, kaum

ein altes Bauwerk in Deutſchland unverſchönt ließ. Über Reſtaurierung von Bauwerken früherer Epochen läßt ſich vielleicht noch ſtreiten. Man kann ſie für unnötig oder nötig halten. – In der ausgehenden Biedermeierzeit aber wurden ſie überall von nüchtern-doktrinären Architekten und ohne genügende Stilkenntnis unternommen, ſo daß wir heute vor traurigen Reſultaten ſtehen. Auf anderer Seite aber wurde rückſichtslos viel Kulturgut zerſtört – alte gotiſche Kapellen und köſtliche Bauwerke für ein paar Taler auf Abbruch verkauft oder, wie die frühgotiſche Kirche zu Kobolzell, in ein Salzmagazin verwandelt.

Wenn alſo die Achtung vor der Kunſt früherer Perioden in der Biedermeierzeit nicht allzu groß war, ſo ſchätzte ſie doch ihre eigene „hohe Kunſt" dafür deſto mehr. Und es iſt amüſant, ſich klarzumachen, wie die drei Hauptmotive des Lebens jener Tage in der Malerei ihr Widerſpiel finden.

Das hiſtoriſche Intereſſe der Zeit, das ſo überaus ſtark entwickelt war, machte es dem Hiſtorienbild leicht, eine bedeutende und führende Rolle zu erlangen, als „die" Malerei ſich aufzuſpielen. Man malte Weltgeſchichte, wie man Weltgeſchichte ſchrieb. Man zeichnete Philoſophie, wie man Philoſophie dozierte. Da man ſich als Aufgabe nahm, große Wandflächen mit Gruppen und Figuren zu füllen, ſo kam man bald dazu, die Farbe als etwas Nebenſächliches zu betrachten und die Kalligraphie der Linie, Zeichnung und Kompoſition zu überſchätzen, – kam es zur Abſtraktion des „Kartons".

In gehörigem Abſtande folgte dann das Anekdotenbild. Romantiſch, leicht rührſam, mit Freude am Erzähleriſchen, ſentimental und mit etwas ſpießeriſchem Witz. Es vernachläſſigte die Farbe nicht, wie das Hiſtorienbild – arbeitete aber auch als urechte Atelierkunſt mit Rezepten und Requiſiten. Im ganzen hat es in der Gegenwart einen übleren Ruf, als es verdient. Aber manchmal dämmert uns ſo etwas, daß der Stil dieſer Dinge doch ganz amüſant iſt und jedenfalls ſehr bezeichnend für die Zeit ſeiner Entſtehung. Als kultureller Ausdruck iſt es weit beſtimmter als das, was heute geſchaffen wird.

Dieſe beiden Gruppen der Malerei erfreuten ſich in der Biedermeierzeit einer ſtarken Schätzung – während wir im Gegenteil heute uns nur für die letzte Gruppe von Künſtlern intereſſieren, die abſeits der Schulen ſtanden, Naturaliſten waren und verſuchten, ohne Anlehnung

an alte Vorbilder oder an literariſche Modeſtrömungen ſich mit dem abzufinden, was ſie ſahen. Die Jahrhundertausſtellung hat aus allen Teilen Deutſchlands, vor allem aber aus Norddeutſchland, vergeſſene Künſtler wieder ans Licht gezogen, die mit überraſchendem Können und mit reinen, maleriſchen Abſichten das einfache Leben des Tages, die ganze Behaglichkeit, Sauberkeit und Helligkeit, den Ernſt und die Gründlichkeit des intimen Lebens jener Zeiten widerſpiegelten. – Es ſind gute Zeichner unter ihnen, vorzügliche Porträtiſten, ebenſo wie feinſinnige Landſchafter, die die erſten Schritte machen in das Neuland der Landſchaftskunſt des 19. Jahrhunderts hinein.

Ebenſo wie in Muſik und Literatur, ſo war auch das Dilettieren in der Bildenden Kunſt und im Kunſtgewerbe weit verbreitet und zeitigte höchſt angenehme und liebenswürdige Reſultate. Man braucht nur einer Dame eine großmütterliche Stickerei zu zeigen, und ſie wird ſofort ſagen, daß heute ſo etwas niemand mehr machen könnte. Das meiſte, was uns an Silhouetten, gemalten und geſchnittenen, aus jener Zeit begegnet, iſt Dilettantenarbeit – und auch viele Feſtkarten, ja ſelbſt Bildniſſe, ſtammen nicht von eigentlichen Berufskünſtlern.

Das anſpruchsloſe Dilettieren in allen Künſten, und die gerade darauf beruhende Sicherheit des Geſchmackes iſt mit eine der Grundlagen für die Kultur des Biedermeier geweſen.

Aus dieſer Kunſt iſt auch Menzel hervorgegangen, und wie ſehr wir ſie heute wieder ſchätzen, dafür iſt die hohe Wertung, die dem jungen Menzel als Maler entgegengebracht wird, genügender Beweis. Krüger und Blechen in Berlin, Waldmüller in Wien, Kaſpar David Friedrich in Lübeck ſind heute in den Rang erſter Meiſter emporgerückt. Den jungen Nazarenern gilt als Landſchaftern und Porträtiſten unſere Bewunderung, während der Stern eines Kaulbach, ja eines Cornelius, Leſſing, Friedrich Schadow und Bendemann ſtark verblaßt iſt. Aus dieſer Gruppe hat einzig die intenſive Kunſt eines Rethel an Schätzung gewonnen.

Und doch können wir uns keinen dieſer Künſtler aus dem Rahmen der Zeit fortdenken, und erſt alle zuſammen ergeben für uns das geſchloſſene Kulturbild mit ſeinen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Strömungen und ſeinem feſt umgrenzten, in ſich geſchloſſenen Lebenshintergrund.

Digitized by Google

In der Architektur hatte die Biedermeierzeit das Glück, daß der letzte große ſchöpferiſche Architekt, Friedrich Schinkel, Einfluß auf die Ausgeſtaltung des Berliner Stadtbildes gewinnen konnte, und daß er eine Reihe von Baukünſtlern nach ſich zog. Ja, ſeine geſtaltende Kraft wirkt bis weit in das Kunſtgewerbe hinein auf Möbel, Innenausſtattung, Ofen, Eiſenarbeiten. – Selbſt das Szenarium des Theaters wird von ihm umgeformt und im heutigen Sinne reformiert. Schinkels Ausſtattung großer Opern, wie Mozarts Zauberflöte, in denen er ſeine geniale architektoniſche Vorſtellungskraft frei entfalten konnte, ſind bis heute an Macht und Gewalt ihrer Stimmungen nicht übertroffen.

Immerhin dürfen wir nicht vergeſſen, daß der direkte Einfluß Schinkels auf das Kunſtgewerbe der Biedermeierzeit ſich doch nur in wenigen exquiſiten Schloßausſtattungen – wie der des römiſchen Hauſes in Charlottenhof – geltend macht, und daß er einen noch ſtarken, ſtiliſtiſch klar empfindenden, künſtleriſch denkenden Handwerkerſtand vorfand.

* * *

Aber das hier entworfene knappe Bild der Biedermeierzeit wäre unvollkommen, wenn man nicht noch zwei Dinge erwähnte, an die man zuerſt denkt, wenn das Wort Biedermeier unſer Ohr trifft. Aha, das war ja die Zeit noch vor der Eiſenbahn – als die Menſchen mit der Poſt fuhren, und als die Briefbeſtellung noch eine höchſt unſichere Sache war! Und dann war es ja auch jene Epoche, in der Männer und Frauen noch ſo nett, ſo altmodiſch angezogen gingen – die Männerkleidung noch farbig war, mit bunten Fracks und langen Röcken, mit hohen Zylindern und Steigen an den Beinkleidern. Während die Frauen mit Roſenkränzchen auf den Schuten gingen, kurze Taillen hatten, freie Arme und lange, bauſchige Röcke, die über und über mit Volants und Garnierungen bedeckt waren, jene Zeit, in der man Changeant-Seide, Linon, Gros de Naples, Gingan trug oder geblümte, farbige Muſſeline!

Nun, wir wiſſen heute ganz genau, daß die Mode damals keineswegs ſo einheitlich war, wie wir das noch vor einem Jahrzehnt annahmen, ſondern daß ſie – gerade wie heute – ſich von Jahr zu Jahr änderte, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich faſt ganz wandelte und verſchob.

Die direkt unter dem Buſen beginnende Taille der Empirezeit mit dem lang herabwallenden Kleide, das die Füße faſt verdeckt, rückt im

gleichen Maße nach unten, wie der Rock ſich bauſcht und kürzer wird. Die freien Arme werden bald mit Ärmeln bedeckt, die immer größer werden und zu rieſigen Keulenärmeln, die bis auf das Handgelenk herabfallen, ausarten. Und dann ſchlägt plötzlich die Mode wieder in das Extrem um. Ebenſo wie der Hut ſich wandelt, wandelt ſich auch mit der Kopfbekleidung die Haarfriſur. Eine Zeit trägt das Haar ganz feſt an den Kopf gepreßt – trägt Locken an den Schläfen, während eine andere es wieder ganz locker zu hohen Steckflechten, ja, faſt zu japaniſchen Friſuren aufbauſcht.

Bei all dieſem Wandel und bei allen dieſen feinen Abtönungen aber bleibt für uns heute immer wieder und wieder entzückend die Kultur der Kleidung, die wundervolle Muſterung der Stoffe, die naive Blumenfreudigkeit in Bändern und Bordüren, die Farbenfreude, – und vor allem die reizenden Details, mit denen eine Modedame oder ein Mann, der etwas auf ſich hielt, ſich umgab. Als da ſind: Schmuck und Ringe, Neceſſaire und Handtaſchen, Spangen, Notizbücher, Uhren und Berlocken, Krayons und Schlipsnadeln, Schirme und Stöcke, Spitzentücher und jene überreich gemuſterten, ſchweren, ſeidenen Umſchlagetücher, ohne die der Staat einer ſchönen Frau unvollkommen geweſen wäre. Dieſe hohe Kultur der Mode gab ſicherlich dem ganzen Leben eine freudigere und charakteriſtiſche Färbung. Denn der erſte und letzte Träger des Lebens bleibt nun einmal der Menſch.

Und wenn er grau und ſchmucklos, ohne ſeiner ſelbſt zu achten, durch die Welt geht, ſo wird auch die Welt grau und ſchmucklos ſein. – – Und gerade, als ſie uns das geworden, begannen wir ja, auf die Biedermeierzeit zurückzugreifen.

Und als uns das Tempo unſeres Lebens zu haſtig wurde, da fingen wir an, wieder für die Poeſie der alten Poſtkutſche zu ſchwärmen. – – Nun, wir wiſſen heute ziemlich genau, daß dieſe Poeſie ſich nicht mit dem Bild der Wirklichkeit deckt, und daß nur die Entfernung uns Reize vortäuſcht, die die Wirklichkeit nicht kannte. Wenn wir Eichendorff leſen und Lenaus Poſtillion „Lieblich war die Maiennacht" uns vordeklamieren, ſo iſt das ja etwas ganz Köſtliches; aber in Wahrheit war in ganz Deutſchland des Schimpfens über die Unhaltbarkeit der poſtaliſchen Zuſtände, über die Langſamkeit des Verkehrs, über die Minderwertigkeit des Wagenmaterials, über die Verwahrloſung der

Digitized by Google

Wege, über die Barſchheit, Grobheit, Umſtändlichkeit der Poſtillione und Poſthalter kein Ende. Und auf nichts iſt ſo viel Satire geſpritzt worden, wie auf die „Thurn-und-Taxisſche Poſtſchnecke".

Und als mit dem Beginn der Eiſenbahn Juſtinus Kerner ſich beklagt, daß mit der Eiſenbahn die Poeſie aus der Welt fliehen würde, da ruft ihm Gottfried Keller das Wort von der neuen Poeſie der Zeit entgegen:

Schon ſchafft der Geiſt ſich Sturmesſchwingen
Und ſpannt Elias' Wagen an -
Willſt träumend du im Graſe ſingen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Und er grüßt dann in den Schlußzeilen als Seher - wie es die Dichter ſeit Urzeiten ſind - die ferne Zukunft, unſere Gegenwart:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftſchiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren -
Wer möchte da nicht Fährmann ſein?

Dann bög' ich mich, ein ſel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen ſchwer,
Und göſſe langſam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer.

Berlin, Ende 1912. Georg Hermann.

Erſtes Buch.

Die Kultur.

Digitized by Google

Biedermeier in ſeinen vier Pfählen.

Leben in Haus, Garten und Geſellſchaft.

Paul de Lagarde, der Göttinger Orientaliſt, Schüler des Dichters Rückert, der auch im deutſchen Sinne als großzügiger, politiſcher Schriftſteller bezeichnet werden muß, entwirft in ſeinen Erinnerungen an Friedrich Rückert ein ſehr anſprechendes, liebenswürdiges und konziſes Bild von Berlin vor 1840, das ſelbſt in der heutigen Innenſtadt noch vielfach einen ländlichen Charakter hatte und von großen Gärten durchſetzt war. Ich wenigſtens kann nie an dieſe Zeilen Lagardes denken, ohne daß ſofort das Berlin von heute ſich gegen das Berlin von einſt ſtellt, und ohne daß ich mir ſtatt der Seßhaftigkeit alter Geſchlechter, die Jahrzehnte an der gleichen Stelle ſogar zur Miete wohnen blieben, die Umzugswut von heute und alles, was kulturell mit ihr zuſammenhängt, vorſtelle.

Berlin war bis 1840 und, wenn man will, bis 1848 eine Stadt voll Poeſie. Überall iſt Poeſie, wo der Menſch eine Heimat hat: eine ſolche in Berlin zu haben war damals noch möglich, aber nur unter Bedingungen, welche Rückert nicht beſchaffen konnte: dies iſt der Grund, um deſſen willen er eine lebhafte Abneigung gegen die Stadt faßte. Berliner Getue war einer ſeiner ſtärkſten Tadel.

Die Stadt zerfiel in ſehr verſchiedenartige Teile. Neu-Cöln am Waſſer bot den eigentümlichſten Anblick. Der Fluß, an einem Ufer von einer breiten Gracht begleitet, war nicht belebt, obwohl die bekannten langen Kähne auf ihm lagen: aber eben dieſe ungegliederten Holzgeſtelle, aus deren Kajüten Torfrauch aufſtieg, über denen Windeln und Hemden getrocknet wurden, machten den Eindruck einer ganz eigenartigen Wohnlichkeit ſogar der Spree: manch ſtrammer Mann hat auf dieſen Kähnen in Berlin ſelbſt, oder während ſie ihre Fracht, Torf und Obſt, auf der Havel zuſammenholten, das Licht des Lebens erblickt. Darüber mehr Kirchtürme ſichtbar, mehr Turmuhren und Glocken und Glockenſpiele hörbar, als man ſonſt in Berlin ſah und vernahm. Dann die Königsſtadt, ſehr belebt nach damaligen Begriffen, der

Sitz des Kolonialwarenhandels, der Tuchläden, der Post, des Stadtgerichts, der Polizei; davor Straßen nach den Toren sich dehnend, die ganz ländlichen Eindruck machten: Vierfüßler, Hühner, Enten, Gänse auf den geräumigen Höfen. Die Friedrichstadt unendlich still; eine Puttkamer-, Bessel-, Anhaltstraße gab es noch nicht; die Sternwarte war noch nicht freigelegt; Garten an Garten voll Baumblüte und Vogelsang im Frühlinge, voll Trauben, Äpfeln und Birnen im Herbste, und nachmittags voller Kinder, welche das Wiesel mitten in der Stadt jagen konnten und nie ein Bedürfnis fühlten, frische Luft außerhalb der Stadtmauern zu suchen. Die ganze obere Friedrichstraße von sogenannten Viehmeistern bewohnt, durch welche die Südstadt mit Milch versorgt wurde, welche ehrerbietigst von den grünen Holzstühlen, den Ruhesitzen ihrer Abende, aufstanden, wann der von ihnen bediente Honoratiore vorbeikam. Von der alten Jakobstraße bis zum Schlesischen Tore das Köpenicker Feld, über das wir, aus der Pfueischen Schwimmanstalt heimkehrend, so manchmal hinweggeschwitzt sind unter glühender Sonne – denn diese gute Alte meinte es damals noch besser mit den Menschen und hatte auch Ursach' – an Kartoffeln, roten Rüben und Roggen, und Roggen, roten Rüben und Kartoffeln vorbei. Ob nicht manchem, der 1840 jung war, noch beifällt, wie gelegentlich, um die Hasenhegergasse – jetzige Feilnerstraße – zu sparen, die junge Gesellschaft über die Mauer des Oberbergamtsgartens kletterte, ohne daß jemand danach fragte? Jetzt heißt jener Garten Oranienstraße. Vor dem Halleschen Tore ein sandiger Feldweg, am Upstall mit seinem Teiche und seinen weidenden Pferden vorüber nach dem Kreuzberge, an dessen Fuße gartenlose Beamte im Sommer wohnten, wie wir es mit Illaires und Ulferts zusammen mehrere Jahre getan. Die jetzige Königgrätzerstraße an dem 1844 zugeschütteten Schafgraben so einsam, daß das Quaken der Frösche in lauen Abenden weithin gehört ward: dort wohnte Ludwig Jonas die Sommer hindurch. In der oberen Wilhelmstraße der Brüdersaal und die kleingefensterten Häuser der eingewanderten Böhmen.

Der Verkehr ein behaglicher; das Bedürfnis nach Nachrichten so gering, daß für jeden Brief auf den Stadtposten eine gestempelte Marke verabfolgt wurde und für die Briefe abgebenden Kinder guter Kunden der die Post versorgende Kaufmann Dütchen groben, grauen Lösch-

papiers mit je fünf ſehr klebrigen Roſinen darin bereithalten konnte, ohne Schaden für ſeine Kaſſe zu fürchten. Für die höheren Stände die wenigen Weinſtuben, holzgetäfelt, mit den ſchlichten ſchweren Tiſchen ohne Tafeltuch. Gott ſegne euch, Nött, Nitze, Röllig, Bracht, Habell Was für Behagen habt ihr uns Kindern erweckt, wann wir unſere Lehrer, Breſemer, Drogan, Yxem, Rex, Siebenhaar, in euch hineinſteigen ſahen und der Duft von Siegellack und Rheinwein uns verkündete, was wir würden einmal genießen können, wann wir Männer ſein würden. Das Volk hatte ſein Weißbier, der vierte Stand, der - wenig zahlreich - noch nicht wußte, daß er ein Stand war, ſeinen Schnaps, und dieſen ab und zu - aber ſelten - reichlicher, als ihm diente.

Dabei ein ruhiges Wohnenbleiben in denſelben Räumen. Der Vater meiner lieben Stiefmutter war bei dem alten Boyen Arzt; ſo war dieſer vielverehrte Mann, der die Schwerter für den Befreiungskrieg geſchmiedet, uns perſönlich nahe genug gerückt. Ich denke den alten Löwen ſtets in demſelben Hauſe und ſehe das friſche, rote Geſicht und die weißen Haare noch jetzt über das eiſerne Geländer ſeiner Treppe oder ſeines Balkons gebeugt, wie er uns zunickte und zurief, wann wir bei ihm mit vorfuhren. Erſt als er Miniſter geworden, iſt Boyen aus dieſem Hauſe in ſeine Dienſtwohnung verzogen. Chamiſſo hat, ſoweit meine Erinnerung aufwärts reicht, in denſelben Räumen ſeinen mächtigen Huſten ertönen laſſen. Unſer Freund Winterfeld, der taube Muſiker, in der Kochſtraße (nachmals baute er ſich das Haus, in dem jetzt der Oberkirchenrat ſeinen Sitz hat), Karl Ritter am Gendarmenmarkte, an der Ecke der franzöſiſchen und der Markgrafenſtraße (über ihm mein Großoheim Henri de Lagarde), Heinrich Steffens bei Stobwaſſer in der Wilhelmſtraße, Auguſt Tweſten am Dönhofsplatze - ſie haben ein Menſchenalter hindurch zur Miete gewohnt wie in eigenem Beſitze.

Wo für den Berliner der Geſellſchaft die äußerſte Grenze lag, an der er wohnen konnte, ohne jeden geſelligen Verkehr aufzugeben, davon erzählt uns S. Henſel in ſeinen Erinnerungen an die Familie Mendelsſohn. Wir ſehen zugleich den großzügigen Lebenszuſchnitt reicher Familien von einſt, die doch wieder manches in Kauf nahmen, was uns heute unglaublich erſcheint - ſo die Unheizbarkeit einer Wohnung, die man aber über die ſchönen Räume für häusliche Muſikaufführungen vergißt.

Im Jahre 1825 trat ein Ereignis ein, das auf die Entwickelung der Kinder, auf die ganze Gestaltung des Lebens der Familie auf Generationen hinaus vom bestimmendsten Einfluß werden sollte, und das auch deshalb zur Überschrift dieses Kapitels gewählt wurde: Abraham kaufte das schöne Grundstück Leipzigerstraße Nr. 3. In diesem wundervollen Hause und Garten verlebten Abraham und Lea den Rest ihres Lebens, hier heiratete Fanny und lebte auch bis zuletzt hier. Allen Mitgliedern der Familie war aber dies Haus nicht ein gewöhnlicher Besitz, ein toter Steinhaufen, sondern eine lebendige Individualität, ein Mitglied, teilnehmend am Glück der Familie, es war ihnen und den Nächststehenden gewissermaßen Repräsentant derselben. In diesem Sinne brauchte Felix oft den Ausdruck „Leipzigerstraße 3" und in diesem Sinne liebten alle das Grundstück und betrauerten seinen Verlust, als es nach Fannys und Felix' Tode verkauft und – das Herrenhaus hineinverlegt wurde.

Die Straßenfront des Hauses ist noch dieselbe wie damals. Die Räume darin waren stattlich, groß und hoch mit jener angenehmen Raumverschwendung gebaut, die in den Zeiten der hohen Grundstückspreise den Architekten fast ganz abhanden gekommen, und für deren Wert kaum mehr das Verständnis – oder die Mittel – vorhanden zu sein scheinen. Namentlich war ein Zimmer nach dem Hof hinaus mit einem daranstoßenden, durch drei große Bogen damit verbundenen Kabinett wunderschön und zu Theatervorstellungen wie geschaffen. Hier wurden denn auch viele, viele Jahre hindurch zu Weihnachten, Geburts- oder andern Festen die reizendsten, von Witz und Laune sprudelnden Aufführungen veranstaltet. Für gewöhnlich war dies Leas Wohnzimmer. Man hatte aus den Fenstern desselben die Aussicht auf den sehr großen Hof, umgeben von niedrigen Seitengebäuden und geschlossen durch die einstöckige Gartenwohnung, über welche hinweg die Kronen der hohen Bäume ragten. Diese Gartenwohnung hatten Hensels von ihrer Verheiratung ab inne. Sie ist jetzt niedergerissen und hat dem Sitzungssaal des Herrenhauses Platz gemacht. Die Wohnung hatte im Winter große Übelstände: sie war kalt, feucht, jedes Zimmer war Durchgang, und keins hatte Gegenhitze, da das Gartenhaus nur ein Zimmer tief war. Doppelfenster waren damals in Berlin große Seltenheit, diese Wohnung besaß keine, und täglich strömten von den

Digitized by Google

gefrorenen Scheiben große Waſſermaſſen, die fortwährend aufgewiſcht werden mußten. Über eine Zimmertemperatur von 13° kam es im Winter ſelten. Dafür aber war die Wohnung im Sommer bezaubernd ſchön. Alle Fenſter ſahen nach dem Garten hinaus, in blühende Fliederbüſche, in Alleen ſchöner alter Bäume, das Weinlaub die Scheiben umrankend – und für alle Jahreszeiten hatte ſie andere große Vorzüge; namentlich die vollſtändige Ruhe und Stille: durch den großen Hof und das hohe Vordergebäude wurde jeder Ton von der geräuſchvollen Straße abgeſchnitten; man lebte wie in der tiefſten Einſamkeit des Waldes und war doch nur 100 Schritt von der Straße entfernt. Kein Vis-à-vis als die herrlichen Bäume des Gartens mit luſtig zwitſchernden Vögeln und keinen Mieter über, unter oder neben ſich; nach dem Straßenlärm tiefſte, faſt ländliche Stille und Abgeſchloſſenheit und vor den Fenſtern das Grün der Bäume. Das Schönſte an der Gartenwohnung war der große, in der Mitte gelegene Saal. Derſelbe faßte mehrere hundert Menſchen und beſtand nach dem Garten zu aus lauter zurückſchiebbaren Glaswänden mit Säulen dazwiſchen, ſo daß er in eine ganz offene Säulenhalle zu verwandeln war. Wände und Decke, letztere eine flache Kuppel bildend, waren in etwas barocker aber phantaſtiſcher Weiſe mit Freskobildern geziert. Hier war das eigentliche Lokal, wo die Sonntagsmuſiken ihre volle Ausdehnung gewinnen ſollten. Man genoß aus ihm den Überblick über den 7 Morgen großen, parkartigen Garten, der bis an die Gärten des Prinzen Albrecht reichte und, ein Überreſt des Tiergartens, der ſich noch zu Friedrichs des Großen Zeiten bis hierher erſtreckt hatte, einen großen Reichtum der ſchönſten alten Bäume beſaß. Über den beabſichtigten Ankauf dieſes Grundſtücks ſchrieb Lea an Henſel nach Rom (1. Februar 1825): „Iſt es Ihnen nicht auch überraſchend geweſen, daß mein Mann ernſtlich damit umgeht, ſich hier durch Kauf anzuſiedeln? Das Grundſtück, aus dem etwas ſehr Schönes werden kann, lockte ihn freilich. Das Haus iſt zwar ganz ſo verfallen und vernachläſſigt, als es bei vielen Beſitzern (die v. d. Reckſche Familie), die nie eines Sinnes werden und nie Gemeingeiſt haben, ſtets der Fall iſt, und es muß viel verwandt werden, um es nur in wohnbaren Stand zu ſetzen. Der Garten iſt aber ein wahrer Park, mit herrlichen Bäumen, einem Stück Feld, Raſenplätzen und einer höchſt angenehmen Sommerwohnung, und dies allein tentiert meinen Mann ſowohl als mich.“ –

Digitized by Google

Die Hausfreunde aber jammerten vorerſt und klagten, daß Mendelsſohns ſo weit aus der Welt und in eine ſo abgelegene tote Gegend zögen, wo das Gras auf den Straßen wächſt – denn das Potsdamer Tor war damals die „Ultima-Thule", wo die Berliner Geographie aufhörte.

Intimen Schilderungen von Wohnräumen und Wohnungseinrichtungen begegnet man leider ziemlich ſelten. Wohl aus dem Grunde, weil die Art der Wohnungseinrichtung allgemein bekannt war, ſich in den einzelnen Häuſern nicht allzuviel unterſchied und eigentlich für den Mitlebenden nichts Auffallendes bot – ganz im Gegenſatz zu unſerer heutigen Betrachtung.
In dem liebenswürdigen und überaus leſenswerten Buche von Felix Eberty, der ſpäter Profeſſor der Rechtswiſſenſchaften in Breslau wurde, in den „Jugenderinnerungen eines alten Berliners", hat ſich aber das Spiegelbild einer ſolchen Wohnung ziemlich klar und treu erhalten.

Das zweite Stockwerk wurde von meinen Eltern bewohnt. Sie hatten nach vorn ein ſehr behagliches dreifenſtriges Zimmer mit einem ſchrägen Glasverſchlage für Blumen an einem der Fenſter. Ein großer Vorhang ſchloß die weite Öffnung von doppelter Türbreite, welche den Alkoven, das Schlafgemach der Eltern, mit der Wohnſtube verband. Aus dem Alkoven gelangte man in ein kleines Gemach, welches als Speiſekammer diente; aus dieſer kam man durch die Geſindeſtube in die Küche und von da durch einen Gang, auf den die Türen von allerlei Vorratskammern und Wandſchränken ſich öffneten, in den mit dem Vorderhauſe gleichlaufenden Hausflügel im Hofe, wo die geräumige freundliche Kinderſtube lag.

Die beiden neben der Wohnſtube nach der Straße hinausſchauenden Fenſter gehörten zu der ſogenannten Putzſtube, dem Stolz der Kinder, und auch wohl ein wenig der Älteren. Die Wände waren hellgrau geſtrichen. Tapeten kamen nur bei den reichſten Leuten vor. Auf die eine Wand hatte Wilhelm Schadow, der nachherige Direktor der Düſſeldorfer Akademie und meines Vaters Jugendfreund, demſelben als Hochzeitsgeſchenk die vier Jahreszeiten, grau in grau und mit weißen Lichtern gehöht, ſchön und plaſtiſch gemalt, ſo daß es ein Relief zu ſein ſchien. Ein herrlicher Teppich, Erdbeerblätter, Blüten und Früchte zeigend, bedeckte den Fußboden, die Möbel waren ſehr zierlich aus weißem Birkenmaſerholz gefertigt. Ein kleiner Kronleuchter zu vier

Digitized by Google

Lichtern, an Glasketten hängend, ſchien uns überaus prächtig und ein unnahbares Kunſtwerk zu ſein, das wir gar zu gern mit den Händen berührt hätten, wenn es nicht aufs ſtrengſte verboten geweſen wäre; denn die Möglichkeit, dieſe Begierde zu befriedigen, war vorhanden, weil die Zimmerhöhe geſtattet hätte, mittelſt eines Stuhls die glänzenden Glasſtückchen zu erreichen.

Im Wohnzimmer, deſſen Fußboden ein einfacher Teppich bedeckte, und deſſen Vorhänge dunkelgrün waren, hingen ſchöne Kupferſtiche, meiſt nach Raffael, welche die Eltern anſchafften oder geſchenkt erhielten. Zwiſchen Fenſtern an den Pfeilern ſtanden zwei nette, nach unten ſpitz zulaufende Wandſchränkchen, die ich noch beſitze, und in deren einem die Mutter Tee, Zucker und Schokolade, in dem anderen Wolle, Seide und Stickmuſter aufbewahrte. Hinter dem Putzzimmer lag noch ein unſcheinbares Gemach nach dem Hofe hinaus. In demſelben wurde zu Mittag gegeſſen, wenn wir allein waren.

Weit ſchlichter war die Wohnungseinrichtung in kleinen Städten der Provinz, ſelbſt bei leidlich wohlhabenden Leuten, wie es die Eltern Guſtav Freytags waren. Auch die Lebenshaltung und Beköſtigung war von einer faſt ſpartaniſchen Einfachheit.

Wie einfach war doch der ganze Haushalt, obgleich die Eltern, nach den Verhältniſſen jener Zeit, in mäßigem Wohlſtande lebten. Die Papiertapete galt für einen Luxus, den wir in keiner Wohnſtube hatten, die Wände waren mit bunter Kalkfarbe blau, roſa, gelb getüncht, eine kleine gemalte Roſette an der Decke der „guten" Stube wurde ſehr bewundert. Auch das Streichen der Fußböden war noch ungebräuchlich, und zur großen Beſchwer der Familie und der Dienſtmädchen blieb ein ewiges Scheuern der weißen Dielen notwendig; die Möbel ſtanden gradlinig und einfach, kaum ein altes Stück in Rokoko darunter; zu Mittag nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder ſelten ein Stück Fleiſch, häufig Waſſerſuppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzuſatz anmutig machte. Wein wurde nur aufgeſetzt, wenn ein lieber Beſuch kam. Dabei wuchſen wir geſund und rotbäckig heran. Solche Einfachheit des Tageslebens war allgemein. Wenn die Herren einmal reichlicher Geld ausgaben, geſchah es in der Weinſtube, die der Vater ſehr ſelten beſuchte.

(Guſtav Freytag, „Geſammelte Werke", Bd. I.)

Da Berlin noch nicht ſo eng bebaut war wie heute, ſo gehörte zu vielen Häuſern reichliches Gartenland. Profeſſor Felix Eberty berichtet uns in ſeinen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners“ von einem Garten am väterlichen Hauſe, der noch aus der Rokokozeit ſtammte, unter der nachfolgenden, ärmeren Generation etwas verwildert und verwahrloſt war, aber gerade dadurch für die ſpielenden Kinder etwas Unheimlich-Märchenhaftes bekam

Aus dem großen, von allen Seiten durch Gebäude eingeſchloſſenen Hofe führte am äußerſten Ende ein Gittertor zu der Treppe, auf welcher man in dieſen tiefer gelegenen Garten gelangte. Jeder Tritt auf den Stufen verurſachte ein eigentümliches, metalliſch-glockenähnliches Geräuſch, welches wahrſcheinlich von daruntergelegenen Gewölben herrührte. Der Garten ſelbſt erſtreckte ſich bis an die Spree, und manche Punkte desſelben boten eine herrliche Ausſicht über den Strom auf den gegenüberliegenden Teil der Stadt. Seit des Urgroßvaters Tode betrat nur ſelten jemand die wohlgepflegten Anlagen. Die Treibhäuſer ſtanden leer, und ſtatt blühender Gewächſe wurden darin verſtümmelte Statuen und andere Gartenzierate aufbewahrt. Wenn ich mich neugierig in die glasbedeckten Räume wagte, um dieſe ſeltſamen Dinge in Augenſchein zu nehmen, ſo hallten die Schritte des einſamen Knaben ſchauerlich wider, und ich eilte ins Freie zurück, um mich an den duftigen Blumenbeeten zu ergötzen, die ſauber mit dichten Reihen des wohlriechenden Lavendel und anderer gewürziger Kräuter eingefaßt waren.

Auf einem Raſenplatze mitten im Garten ſtand ein Bronzeabguß des berühmten antiken betenden Knaben, deſſen erhobene Arme, wie man glaubt, von Benvenuto Cellini ergänzt ſind. Klopfte man an dieſe Statue, ſo gab ſie denſelben feierlichen Klang, wie jene Treppenſtufen. Es wurde mir wunderlich dabei zumut! und als ich ſpäter das Goetheſche Märchen vom neuen Paris kennen lernte, da tauchte das Bild des alten Gartens aus meiner früheſten Kinderzeit lebhaft wieder auf.

Über Haus und Garten, über Blumenpflege im Zimmer, über die feinen Formen des geſelligen Verkehrs und vor allem über die ſtarke Blumenfreude des Biedermeier berichtet uns Karl Gutzkow in ſeinen Erinnerungen „Aus der Knabenzeit“, das auch ſonſt eine Fundgrube für den Freund der Biedermeierzeit iſt.

Welch ein Reiz liegt in der traulichen Geſelligkeit eines gebildeten Hauſes! Kein Patſchuli oder Moſchus und doch ein eigner Duft, keine ſtrahlenden Lüſters und doch ein heller Glanz! Die Ordnung und die Pflege verbreiten überall eine Wärme und Behaglichkeit, die neben den äußeren Sinnen auch das Gemüt ergreift. Die kleinen Arbeitstiſche der Frauen am Fenſter, die Nähkörbchen mit den kleinen Zwirnrollen, mit den blauen engliſchen Nadelpapieren, den buntlackierten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheren, das aufgeſchlagene Nähkiſſen des Tiſchchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyazinthen in Treibgläſern am Fenſter, ein Vogel in ſchönem Meſſingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten abmildert, an den Wänden die Kupferſtiche, die Beſeitigung alles nur vorübergehend Notwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter ſich voll Maß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Beſuche mit Sammlung empfangen, abends der runde, von der Lampe erhellte Tiſch, das ſiedende Teewaſſer, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfnis der geiſtigen Mitteilung . . . im Zuſammenklang aller dieſer Akkorde liegt eine Harmonie, ein ſittliches Etwas, das jeden Menſchen ergreift, bildet und veredelt.

Die Gartenluſt wurde wie von Bienen genoſſen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den ſymmetriſchen Wegen, unter hohen Roſenbüſchen, Stachelbeer- und Himbeerhecken hin durfte auch die wirkliche Pflege der Blumen und Beete nicht fehlen. Man pflanzte und ſäete, man führte die Gießkanne, wenn die Sonne ſich ſenkte, man half ernten und arbeitete nach beſtimmten, von dem mathematiſchen Herrn Cleanth geſtellten Aufgaben. Da war ein Salatbeet von Unkraut auszujäten, da waren Stöcke für die Nelken zu ſchneiden und aufzuſtecken, da waren die zerſtreuten Blätter der abgeblühten Zentifolien zu ſammeln, eine Arbeit, die dadurch belohnt wurde, daß man dieſe Roſenblätter den Apothekern korbweiſe verkaufen durfte. Lange Weinſpaliere wurden nach den neuen Koechtſchen Grundſätzen gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufſicht, mußte aber den jungen Freunden immer etwas von ſeiner leichteren Arbeit zuweiſen, denn Herr Cleanth duldete keine gedankenloſen Spiele. Wie frucht- und blumenreich war dieſer Garten! Wie maleriſche Sträuße von weißen und roten Lilien, von Roſen und Nelken, von Holunder und Maiblumen in erſter

Digitized by Google

Frühlingszeit wurden zuſammengeſtellt! Und dies Leben mit den Fröſchen in einem kleinen Bewäſſerungstümpel, mit den Maikäfern, die je nach der Farbe der Halsſchilde und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingeteilt wurden, als Buffon klaſſifiziert hat, mit den Goldkäfern, die ſo träg und duftberauſcht in der Mittagsſonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben ſchillerten!

Über Eſſen und Haushalt, über die kulinariſchen Intima jener Zeit verbreitet ſich Otto Bähr (Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren), der als einer der erſten verſuchte, aus ſeiner Erinnerung heraus alle kleinen Lebenszüge von einſt zuſammenzuſtellen.

Wie in den einzelnen Familien gelebt wurde, war ja gewiß verſchieden je nach der Größe des Einkommens, ſowie nach den Anſprüchen des Ehehern und der Geſchicklichkeit der Hausfrau. Im allgemeinen aber wurde ſehr einfach gelebt.

Als Morgentrank war Kaffee (der noch im vorigen Jahrhundert ſelten und mancherorten ſogar verpönt war) ſchon allgemein üblich, wenn auch öfters mit Zichorien oder ähnlichen Erſatzmitteln gemiſcht. Auch nachmittags wurde in den meiſten Familien Kaffee getrunken. Tee am Morgen zu trinken, war ganz unbekannt. Er wurde überhaupt nur wenig getrunken; meiſt nur in Abendgeſellſchaften. Auch trank man allgemein grünen Tee; der ſchwarze Tee wurde erſt in ſpäterer Zeit als der geſündere empfohlen.

Das Mittagsmahl war um 12 oder 1 Uhr. Ein ſpäteres „Diner" kannte man nicht. Die Abendmahlzeit ward meiſt um 7 oder 8 Uhr eingenommen. Die Nahrungsmittel waren – abgeſehen von den jetzt aus weiter Ferne uns zugeführten – von den heutigen kaum verſchieden. Auch die Zubereitung derſelben dürfte ziemlich gleichgeblieben ſein. Jedoch fehlte das Hilfsmittel, womit man jetzt Suppen und Brühen kräftigt, der Fleiſchextrakt, welcher erſt ſeit etwa zwanzig Jahren in unſeren Küchen heimiſch geworden iſt. Überhaupt aber hielt man ſich an die einfacheren Speiſen und verſchmähte die koſtſpieligeren. Fleiſch wurde mittags in den beſſeren Familien durchweg gegeſſen. Für die Wochentage bildete jedoch gekochtes Fleiſch (Suppenfleiſch) die Regel. Dann und wann wurde auch ein Braten aufgetiſcht. Beefſteak kannte man noch nicht. Als Gemüſe mußte dienen, was der Garten bot. Es durfte nichts umkommen.

Digitized by Google

Die Herſtellung des Mittagsmahles ließ ſich die Hausfrau ſelbſt angelegen ſein. Kochbücher hatte man ſchon damals, wenn auch recht dürftige. Man legte aber noch Wert darauf, daß die Frau ſelbſt kochen könne; und viele konnten und taten es auch wirklich. Man hatte in der Regel nur einen weiblichen Dienſtboten. Gleichzeitig eine „Köchin" und ein „Hausmädchen" zu halten, galt ſchon für einen Luxus. Einen Bedienten hatten nur vornehme Leute. Selbſt in wohlhabenden Bürgerfamilien war es übrigens nicht ſelten, daß Sonnabends, wo das „Reinmachen" ſtattfand, zu Mittag gar nicht „gekocht", ſondern Kaffee getrunken wurde.

Für den Abendtiſch war vor allem das Schlachtewerk von Wert. Wohlhabende Bürger ſchlachteten im Winter ein oder mehrere Schweine; bei welcher feierlichen Gelegenheit auch die guten Freunde mit einer „Wurſtſuppe" bedacht werden mußten. Die Schlachterei ging oft auf offener Straße vor ſich. Ein Teil des Schlachtewerkes mußte friſch gegeſſen werden. Die geräucherten Würſte und Schinken dienten das ganze Jahr hindurch als Zukoſt. Man ſpeiſte ſie noch ohne alle Trichinenfurcht. Außerdem beſtand die Abendmahlzeit öfters zur Sommerzeit in ſaurer Milch, zur Winterzeit in einer konſiſtenten Suppe.

Was die Zwiſchenkoſt betrifft, ſo galt es damals auch in beſſern Ständen noch nicht für eine Schande, trocken Brot zu eſſen. Schwarzbrot und Weißbrot wurden ungefähr ebenſo bereitet wie jetzt. Man kaufte ſie in Kaſſel allgemein ſchon von den Bäckern; während an kleinern Orten noch die Brotbereitung im eigenen Hauſe üblich war. Dagegen wurden auch in Kaſſel die bei den großen Feſten üblichen Feſtkuchen meiſt noch im eigenen Hauſe zubereitet und dem Bäcker zum Backen überſandt. An feinerem Gebäck lieferten die Bäcker Zwieback und Kringel; die übrigen feineren Backwaren ſind neueren Urſprungs. Morgens aß man Weißbrot zum Kaffee, meiſt ohne Butter. Auch „belegte Butterbröter" zum Frühſtück waren nicht üblich. Butter wurde überhaupt möglichſt geſpart. Geſchmelzt wurde mit Rindsfett oder Speck. Einige Speiſen (z. B. Pfannkuchen) mußten ſich auch gefallen laſſen, mit „Olei" (Rüböl) zubereitet zu werden. Kindern gab man wohl einen „Wecke" mit in die Schule. Zum Vieruhrbrot wurde ihnen ein Stück Schwarzbrot, vielleicht mit einem Apfel, gereicht.

Digitized by Google

Der Schriftſteller Adolph Stahr (Aus der Jugendzeit) ſtellt die Geſelligkeit von einſt der „zum Verzweifeln langweiligen und gemütloſen Öde unſerer modernen Geſelligkeit" gegenüber. Die Zeilen ſind um 1870 geſchrieben; und es iſt nicht bewieſen, daß es ſeitdem beſſer geworden iſt. Vor allem beklagt er das Schwinden der muſikaliſchen Kultur und der Freude an Tiſch- und Geſellſchaftsliedern und gibt ihnen ſchuld an der Verarmung des geſelligen Lebens.

Aber auch die gegenſeitigen Beſuche mit den obengedachten Nachbarn waren verhältnismäßig ſelten, namentlich die eigentlichen Gaſtbeſuche zum Mittagbrot oder zu Kaffee und Abendbrot. Dergleichen Beſuche waren recht eigentliche Feſte, und ein Tag, wo ein ſolcher Überlandbeſuch einer oder zweier befreundeter Nachbarfamilien von uns erwartet wurde, war ein wirklicher Feſttag. Ein ſolcher kündigte ſich ſchon im voraus an durch ein vorhergehendes allgemeines Reinmachen und Scheuern des ganzen Hauſes, deſſen Zimmer und Flur ſodann mit dem weißeſten Sande und mit Kalmus beſtreut und mit Wacholderbeeren oder auch wohl mit einigen angezündeten „Räucherkerzchen" durchduftet wurden, was unſere feierliche Stimmung beträchtlich erhöhte. Solche Gaſtgeſellſchaften fanden meiſt nur im Sommer oder in der guten Jahreszeit bei beſonderen Familienanläſſen ſtatt, wobei auch die Gunſt des Mondes als heimleuchtendes Geſtirn für ſpäte Rückfahrt ſorgfältig in Betracht gezogen wurde.

Die Bewirtung war äußerſt mäßig - ſelbſt für jene mäßige und genügſame Zeit. Wein - roter oder weißer Franzwein - blieb nur den feierlichſten Gelegenheiten vorbehalten; das gewöhnliche Getränk bei einem ſolchen Gaſtmittagbrote war Bier, Braunbier für die Jugend, Bitterbier für die älteren Gäſte, beides aus Prenzlau bezogen. Den Luxus einiger Flaſchen „Fredersdorfer" Doppelbiers, welches in Stettin gebraut wurde - Fredersdorf, der bekannte vertraute Kammerdiener Friedrichs des Großen, ward als Gründer der Brauerei genannt - vergönnten ſich bei ſolchen Gelegenheiten nur Reichere. Dagegen ward abends wohl eine Bowle Punſch bereitet und unter fröhlichem Geſange bekannter Geſellſchafts- und Tiſchlieder, an dem Männer und Frauen, alt und jung teilnahmen, heiter genoſſen. Solch gemeinſamer Tafelgeſang fehlte damals bei keinem Feſtmahle in der Stadt wie auf dem Lande und trug mehr als heutzutage Champagner und koſtbare Deſſertweine dazu bei, die Stimmung der Tiſchgenoſſen zu einer feſtlich erhöh-

Digitized by Google

ten und im beſten Sinne geſelligen zu machen. Das Mittagbrot einer ſolchen „Geſellſchaft" beſtand aus Suppe und Braten mit einem Zugemüſe, und den Nachtiſch lieferte das wenige Obſt des Pfarrgartens und die im Backen von Waffeln und Napfkuchen bewährte Kunſt der Hausfrau. – Eins der beliebteſten Tafellieder bei ſolchen Gelegenheiten war das akademiſche:

„Vom hohn Olȳmp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beſchert!" uſw.,

über deſſen Verfaſſer noch heute jede Gewißheit fehlt. Eine Tradition, über welche ich anderwärts berichtet habe, nannte ſchon damals Jena als Entſtehungsort und Schiller als den Dichter des beliebten Liedes. Daneben wurden des Schweizers Martin Uſteri

„Freut euch des Lebens",

komponiert von Hans Georg Nägeli, Kotzebues, von Himmel in Muſik geſetztes Lied:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond",

Schillers Punſchlied der „vier innig geſellten Elemente" beſonders gern geſungen; auch Lieder aus der Zeit der glorreichen Befreiungskriege fehlten nicht; und wenn der Punſch die würdigen alten Herren erwärmt und die Erinnerungen an ihre akademiſchen Jugendjahre neu belebt hatte, ſo ward auch wohl ein herzhaftes Gaudeamus igitur angeſtimmt, an welchem wir Gȳmnaſiaſten uns im froh erwartenden Gedenken an die auch uns dereinſt bevorſtehende Herrlichkeit akademiſchen Burſchenlebens mit beſonderem Eifer beteiligten. Selbſt Claudius' Rheinweinlied wurde durch den Umſtand, daß Rheinwein in unſerem und aller unſerer Freunde Häuſern damals eine durchaus unbekannte Größe war, durchaus nicht ausgeſchloſſen, und das fröhliche:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben!"

erſcholl um nichts weniger herzlich zum Klange der Gläſer, obſchon dieſelben nur mit beſcheidenem Punſche gefüllt waren. Ich ſelber habe den erſten Rheinwein in meinem Leben erſt am Rhein ſelbſt getrunken, als ich, ein faſt 23jähriger Student, meine große Ferienreiſe an den Rhein

Digitized by Google

im Herbſte des Jahres 1826 zu Fuße und mit dem Ränzel auf dem Rücken unternahm.

Die Sitte des fröhlichen Geſanges bei Tiſche, wie bei Waſſerfahrten, Land- und Waldpartien, die ſich heutzutage nur noch in den Zuſammenkünften der mehr oder minder kunſtmäßig geſchulten „Liedertafeln" erhalten hat, trug viel dazu bei, das damalige geſellige Zuſammenſein der Menſchen zu erheitern und der Muſik zu jener ethiſchen Wirkung auf das Gemüt zu verhelfen, die denn doch am Ende die Hauptſache iſt und bleibt. Dieſe Sitte währte in den mittleren Schichten der Geſellſchaft in Norddeutſchland noch fort bis zum Anfange der dreißiger Jahre, wo ſie unter dem zunehmenden Einfluſſe des muſikaliſchen Virtuoſentums allmählich verſchwand und in dem geſelligen Leben eine empfindliche Lücke zurückließ. Ein deutſcher Kulturgeſchichtſchreiber wird dieſelbe nicht unbeachtet laſſen dürfen, wenn er es unternimmt, die Urſachen und Symptome der mehr und mehr zunehmenden Trockenheit und gemütlichen Verarmung und der mitten im materiellen Überfluſſe oft zum Verzweifeln langweiligen und gemütloſen Öde unſerer modernen Geſelligkeit aufzuzeigen.

Ludwig Feuerbach, der aus Süddeutſchland nach Berlin herauſkommt und Empfehlungen mitbringt an Hitzig, den Freund, Stammtiſchgenoſſen, Biographen Theodor Amadeus Hoffmanns, iſt, wie ſein „Briefwechſel und Nachlaß" zeigt, erſtaunt, in einem Berliner äſthetiſchen Tee etwas ganz anderes zu finden als das, was man ſich auch noch heute unter dieſer Inſtitution vorſtellt.

Hitzig läßt ſich Dir vielmals empfehlen und danken für Deinen Brief. Da ich gar nichts davon wußte, daß Du mich in dem Briefe, den Du Heidenreich gabſt, empfohlen hatteſt, war ich um ſo mehr überraſcht, als er mich ſogleich mit Heidenreich, ohne daß ich ihn vorher beſucht oder geſprochen hätte, zu ſich auf einen Abend einlud. Zum erſten Male zu einem großen Berliner Tee eingeladen zu werden, iſt keine Kleinigkeit, zumal da weit und breit die Anſprüche bekannt ſind, die an einen gemacht werden, der in dieſe Myſterien treten will, nämlich daß er ſei Poet, Schriftſteller, Künſtler, Philoſoph, kurz, in allem ein Stümper; aber ich bin bekanntermaßen weiter nichts, als ein armer Theolog, und wollte daher, um in einem Berliner Tee doch

vernünftig aufzutreten, mir vorher aus der Leihbibliothek einige Romane, Almanache oder Journale holen, damit ich einige poetiſche, hohle, bombaſtiſche Phraſen und Worte in petto hätte, die dann von Zeit zu Zeit wie ſüße Lindenblüten herabfielen unter den ſanften Zephirshauchen einer Teetaſſe, ſanft gerötet von der Morgenröte Beifall äußernder Damenlippen und ſich ſpiegelnd in dem blauen Himmelsgewölbe poetiſch verzückter Augen; aber wenn ich auch wirklich, wie ich zuerſt wollte, ſolche Anſtalten und Präparationen getroffen hätte, um auf der Eſelsbrücke poetiſcher Ausdrücke die brauſenden Fluten des Tees glücklich zu paſſieren, ſo wäre es doch umſonſt geweſen; denn Hitzig iſt ein höchſt einfacher, ſchlichter und gebildeter Mann, wie auch der ganze Kreis, der damals verſammelt war und zum Teil aus bekannten Männern beſtand, wie z. B. von Chamiſſo, der mit Kotzebue die Welt umſegelte. –

Von meiner Reiſe weiß ich Dir nichts zu erzählen, als daß ich mich in Göttingen entſchloß, über Jena zu gehen. Ich hielt mich aber bloß zwei Tage dort auf. Die Verwandten ſind alle recht wohl und geſund; ich war recht vergnügt daſelbſt. Tief gerührt ging ich oft durch die Gaſſen, denkend, wie Du oder Großvater durch ſie einſt gewandelt ſeid. Wenn Ihr etwas von unſerem guten Karl erfahrt, ſo ſchreibt es mir recht bald. Lebe recht wohl.

Dein treuer, gehorſamer Sohn Ludwig.

Der Pädagoge und Staatsmann Ellers in ſeiner „Wanderung durchs Leben“ erzählt uns, in welcher Weiſe Literatur gepflegt wurde, wie man in größeren Geſellſchaften Stücke mit verteilten Rollen las oder Novellen namhafter Schriftſteller zum Gehör brachte. Ein letztes Rudiment davon hat ſich in den Leſezirkeln junger Mädchen und Schüler bis heute erhalten. Die Geſellſchaft der Erwachſenen iſt über dieſe Dinge hinausgewachſen.

Auch in der Stadt ſelbſt bildete ſich bald ein ſchöner, freundlicher Kreis heiterer und geiſtig belebter Geſelligkeit. Es waren die Familien Hout, Loſſen, Buß, Prieger, Eichhoff, Cauer, Mohr, Schnödt und Knebel, die ſich mit uns zum Zwecke geſelliger Erheiterung und Belebung zuſammenfanden. Die Frauen hatten alle eine feinere Gemütsbildung, einige, z. B. Frau Hout, auch eine höhere äſthetiſche und Kunſtbildung. Die Männer waren befreundet; keiner hegte Mißtrauen

gegen den andern. Eine vollkommene, nie gemißbrauchte Freiheit der Gedankenäußerungen herrſchte. Geſpräche über Religion wurden durch das Schicklichkeitsgefühl aller ausgeſchloſſen, weil die Geſellſchaft eine gemiſchte war; auch politiſche Zeitfragen wurden nur vorübergehend in kleinen Männergruppen berührt. Die Geſellſchaften fanden jede Woche an einem beſtimmten Abend bei einer der Familien nach feſtgeſetzter Reihenfolge ſtatt. Hinzugezogen wurden einzelne unverheiratete Herren, die an dem Tone der Geſellſchaft Geſchmack fanden und zur Belebung beitragen konnten. Man verſammelte ſich unter herzlichen Begrüßungen und genoß den Tee unter allerlei flüchtigen Mitteilungen und Fragen, während die Frauen ſich von ihren Kindern und Mägden unterhielten. Dann wurden ausgeſuchte dramatiſche Stücke rollenweiſe geleſen, auch wohl beſſere belletriſtiſche Schriften, z. B. Novellen von Tieck und die „Vier Norweger" von Steffens, von guten Leſern vorgeleſen. Freien Lauf ließ man zum Schluß bei Tiſche, wo der jedesmalige Gaſtgeber für gute Weine zu ſorgen nicht unterließ, allen anſtändigen Auslaſſungen der Heiterkeit und des Witzes, wobei der Bildhauer Cauer durch ſeine mimiſchen Talente und ſeine naiven Witze eine Hauptrolle ſpielte. Dieſer liebenswürdige Künſtler iſt ſeitdem durch ſeine reinen und ſchönen plaſtiſchen Darſtellungen, Idealſtatuetten und Porträtſtatuetten, ein allgemein bekannter Mann geworden. In Dresden war ſein Name längſt bekannt. Von da wurde er, ich weiß nicht mehr, auf weſſen Empfehlung, als Zeichenlehrer an das Kreuznacher Gymnaſium berufen, wo er noch ſteht.

Mit welchem Geſchmack, welchem Aufwand und welcher Grazie man ſich ehemals für das Theater und mehr noch für die junge Schönheit berühmter Schauſpielerinnen zu ruinieren wußte, in jener Zeit des Theaterenthuſiasmus und des Perſonenkults auf der Bühne, davon gibt uns Karoline Bauer ein ſehr anſchauliches Bild. Der Gaſtgeber, Juſtizrat Ludolff, der durch ſeine Theaterleidenſchaft zum Verbrecher wurde und endlich nach Unterſchlagung von Mündelgeldern durch Selbſtmord endete, iſt eine Figur, der man gerne einmal in einem Romane aus jenen Tagen begegnen möchte.

Meine fröhliche Jugendzeit in Berlin in den Jahren 1824–1829 war die reichſte an Triumphen auf der Bühne und im geſelligen Leben – und an den mannigfaltigſten und wunderlichſten Vereh-

rern meiner blühenden Erſcheinung, meiner roſigen Laune und heiteren Kunſt.

Die Verehrer laſſen ſich einteilen in geſellſchaftliche, äſthetiſche und verliebte!

Das geſellſchaftliche Leben des alten Berlins vor einem halben Jahrhundert war das animierteſte und fröhlichſte. Man ſuchte und fand in der Geſelligkeit Erſatz für das fehlende öffentliche Leben einer politiſchen Reſidenz. Und die damalige Kleinſtadt Berlin – kaum ein Fünftel ſo groß wie die heutige kaiſerliche Millionenſtadt – geſtaltete dies geſellige Leben zu einem intimen und familiären, wie in einem Provinzſtädtchen. Man kannte alle Welt und kam mit aller Welt an allen Orten immer wieder zuſammen. Und dieſe rege Geſelligkeit wurde dadurch möglich, daß ſie beſcheidener auftrat als heute. Man machte gegenſeitig keine koſtſpieligen Anſprüche auf üppige Bewirtung, luxuriös ausgeſtattete Salons, glänzende Toiletten. Man konnte unkritiſiert immer wieder in denſelben Geſellſchaftskleidern erſcheinen – und wir waren bei der Beleuchtung von einigen mageren Talglichtern, die fortwährend Anſprüche an die heute von jüngeren Leſern kaum noch dem Namen nach gekannte „Lichtputzſchere" machten – an birkenen oder „kienenen" Tiſchen und bei einer Taſſe Tee und den berühmten oder berüchtigten dünnen Berliner Butterbrodchen ſeelenvergnügt.

Eins der gaſtfreiſten, behaglichſten, eleganteſten und intereſſanteſten Häuſer machte der Juſtizrat Ludolff, im Winter in ſeiner ſchönen Stadtwohnung Unter den Linden, im Sommer in ſeiner reizenden Villa im Tiergarten. Er war ein heiterer, genialer Genußmenſch, ſchwärmend für Kunſt, Künſtler und – Künſtlerinnen. An dem damals graſſierenden „Sontag-Fieber" iſt der wirklich liebenswürdige Mann zuletzt traurig zugrunde gegangen – worüber ausführlicher in einem ſpäteren Abſchnitt dieſer Memoiren.

Kaum war ich in Berlin zu einer kleinen Berühmtheit geworden, ſo wurde Ludolff einer meiner wärmſten Verehrer und Beſchützer – in allen Ehren. Ich durfte bei keinem der heiteren und oft ſogar glänzenden Feſte fehlen, die dieſer geiſt- und lebensprudelnde Mäzen in ſeinem Hauſe, in ſeinem Garten, in einem öffentlichen Lokal oder auf einer Landpartie nach Treptow, nach den Pichelsbergen oder nach der damals berühmten Pfaueninſel mit ihren wilden Tieren, köſtlichen Blumen und dem königlichen Rieſen mit künſtleriſcher Grazie veranſtaltete.

Zur Feier von Ludolffs Geburtstag ſpielte ich einſt in ſeiner Tiergarten-Villa vor einer glänzenden Geſellſchaft von 300 Perſonen mit dem jungen Neffen des Hauſes, dem ſpäter als Journaliſt und Dramatiker bekannt gewordenen Alexander Cosmar, und zwei reizenden Fräulein von Winterfeld in dem Stück: „Die Savoyarden". Zur Krönung des Feſtes ſtieg dann deſſen Königin - Henriette Sontag - als liebreizendſte Blumenfee aus einem rieſigen Blumenkorbe empor und ſang mit ihrer ſüßen Vogelſtimme ein Huldigungslied.

Der ſchwärmeriſch verehrten Henriette zu Ehren veranſtaltete Ludolff in dem damals glänzendſten Lokal Berlins, dem nach Schinkels genialen Zeichnungen erbauten und dekorierten Spiegelſaale des Konditors Fuchs Unter den Linden im Winter 1825/26 einen feenhaften Ball. Ganz Berlin ſprach ſchon wochenlang vorher von dieſem „Ereignis", und alle tanzluſtigen Schönheiten gerieten in fieberhafte Aufregung: ob ſie zu den Glücklichen zählen würden, zu dieſem exkluſiven Zauberfeſt eine Einladung zu erhalten. Denn wegen des beſchränkten Raumes ſollten nur dreißig tanzende Paare eingeladen werden, und es war bekannt, daß bei Ludolffs über Schönheit und Grazie ſtrengſtes Gericht gehalten wurde. Ich fand Gnade vor den kritiſchen Augen und war eine von den auserwählten dreißig Tänzerinnen.

Endlich war der große Abend da. Der berühmte Spiegelſaal, deſſen Wände, Türen und Plafond nur aus Spiegeln und überreich vergoldetem Stuck beſtand, funkelte von Hunderten von duftenden Wachslichten, die durch den Reflex von allen Seiten vertauſendfacht wurden. In allen Ecken und in den Fenſterniſchen ſchimmernde Blumengruppen - und dazwiſchen tanzende Jugend und Schönheit, die auch für die Toiletten etwas Außergewöhnliches getan hatte.

Wie entzückend ſchön war die ſylphenhafte, heiterkeitſtrahlende Henriette Sontag in ihrer duftigen Toilette: weißer Seidentüll, geſtickt mit grünen Blättern und Ranken, über weißem Atlas Smaragdſchmuck und weiße Roſen im Haar!

Die lieblichen, aber armen beiden Fräulein von Winterfeld hatten anonym reizende Pariſer Toiletten: weißer Krepp mit lichtblauen Aſtern, zugeſandt erhalten - von dem generöſen Ballgeber Ludolff.

Ich trug Gaze-Iris mit Girlanden von Roſenknoſpen und Schneebällen, einen gleichen Blumenſchmuck im Haar.

Uns alle aber überſtrahlte die ehemalige Solotänzerin Böhniſch, die ein reicher Gutsbeſitzer der Bühne entführt hatte, durch ihre leuchtende junoniſche Schönheit und die Pracht ihrer Toilette. Sie trug Drap d'argent, mit Granatblüten verziert, und gleiche Blumen in den lichtbraunen Locken. Der Glanz ihrer wunderſchönen, tiefblauen Augen wetteiferte mit dem Feuer ihrer reichen Diamantenpracht. – Mlle. Böhniſch war zugleich mit der ſchönen Mlle. Veſtris, der ſpäteren Mad. Hoguet, auf königliche Koſten in Paris als Tänzerin ausgebildet, aber bald für die Bühne verloren.

Von dieſem feenhaften Ball wurde noch lange in Berlin geſprochen – – und Ludolff ſchwamm in einem Meer von Entzücken und von – Schulden, was aber damals noch niemand ahnte.

Eine Perſon, die in den niederen Ständen bei ernſten Anläſſen das geſellſchaftliche Dekorum zu wahren hatte, und die heute wohl ſchon ſeit langen Jahrzehnten verſchwunden iſt, war der Leichenbitter. Zwei Schriftſteller, Lenz und Eichler, die ſich in „Berlin und die Berliner" zu einer Reihe von Lokalſchilderungen zuſammengetan haben, entwerfen ein ſehr beluſtigendes Bild von ſeiner Tätigkeit. Hoſemann hat hierzu einen reizenden kleinen Kupfer geſchaffen, auf dem wir den Leichenbitter mit dem dreikantigen Napoleonshut, von dem lange Flore herabhängen, mit dem ſchlechtſitzenden Frack und den rieſigen Handſchuhen ſehen. Sein Geſicht trägt die Züge profeſſioneller Traurigkeit, verbunden mit den Spuren eines übermäßigen Alkoholgenuſſes. Und doch fühlt man nur zu deutlich heraus, daß er bei ſeiner Amtshandlung nur an das Trinkgeld denkt und an die Art, wie er das Trinkgeld möglichſt anregend umwandeln kann.

Wenn ein Individuum aus der minder wohlhabenden Bürgerklaſſe, das Glied einer Handwerker- oder Krämerfamilie, vom Tode hingerafft worden, ſo iſt der erſte Gang ſeiner Angehörigen zum Leichenkommiſſarius, der zweite zum Leichenbitter. Der letztere findet ſich ungeſäumt im Totenhauſe ein; er weiß, daß ihn darin der Anblick des Todes, Tränen, Schmerz und Klage erwarten, er weiß aber auch, daß er – althergebrachter Sitte gemäß – ein Butterbrot mit Schinken oder Schlackwurſt belegt und ein Glas Branntwein darin findet. Es iſt ſeines Amtes, zu tröſten, und er tröſtet nach beſten Kräften. Da er indes dafürhält, daß viele Worte mit der Würde eines Leichenbitters unverträglich ſind, ſo läßt er in die lauten und ungeſtümen Ausbrüche des Schmerzes der nächſten Angehörigen des Dahingeſchiedenen in

angemeſſenen Intervallen eine ſeiner Stereotöpphraſen fallen, die er mit einem obligaten Seufzer begleitet, wie z. B.: „Ihm iſt wohl!" – „Er hat ausgerungen!" – „Er ruht jetzt im Schoße unſeres Heilands!" – „Für den Tod kein Kraut nich gewachſen iſt!" – „Jott hat ihn retourgenommen!" – „Er hat ſich von dieſem Daſein abſolviert!" – „Wer weiß, wozu es jut iſt!" uſw. uſw. Zuweilen aber, und wenn der Verſtorbene begütert war und ein ſolennes Leichenbegängnis zu erwarten ſteht, läßt ſich auch der Leichenbitter vom Schmerz überwältigen, und während er Butterſchnitte, von dem Umfange kleiner Quaderſteine, in ſeinen Mund ſchiebt und in der Betrübnis ſeines Herzens ganze Weingläſer voll bittern Schnapſes hinunterſchüttet, rinnen Tränen innigſten Mitgefühls über ſein wehmütiges Angeſicht.

In dem Trauerhauſe hat er die Liſte der zur Beſtattung des Verſtorbenen einzuladenden Perſonen empfangen, und er beginnt ſeine Runde. Zuvörderſt begibt er ſich zu denen, die er für wohlhabend genug hält, ihm ein kleines Douceur zufließen zu laſſen. Wenn es nur irgend tunlich, ſucht er ſeinen Beſuch ſo einzurichten, daß er die ganze Familie beiſammen trifft, und wählt, um den Effekt zu erhöhen, gewöhnlich die Zeit des Mittageſſens. Die Wirkung ſeines Erſcheinens iſt in der Tat ſchlagend. Der Meiſter legt den Löffel nieder, die Meiſterin faltet die Hände, die Kinder flüchten zu ihrer Mutter, ſchmiegen ſich an ſie und werfen ſcheue und furchtſame Blicke auf den „ſchwarzen Mann", der Geſell wagt es nicht, den Biſſen, der ſchon an der Schwelle der Vernichtung ſtand, ſeiner Beſtimmung entgegenzuführen, und durch die halbgeöffnete, zur Flur führende Tür ſtecken die Nachbarinnen die Köpfe und lauſchen ängſtlich und atemlos der Rede des Grabesboten; nur der Lehrburſche macht ein mokantes Geſicht und benutzt die feierliche Stimmung, ſein Brot unbemerkt in die Sauce von ſeines Nachbars, des Geſellen, Teller zu tunken. Könntet ihr doch jetzt den Leichenbitter ſehen, den Leichenbitter in ſeiner Glorie! Das Schickſal, wenn es perſonifiziert in den Tragödien der Alten auftrat, es konnte ſich unmöglich ergreifender, fürchterlicher produzieren. Pluto ſelbſt würde ſich vor ihm entſetzen und der Zerberus heulend davonlaufen. Er iſt ohne einleitenden Gruß eingetreten, hat ſeinen dreieckigen Hut auf den Magen gelegt, die Hände darüber gefaltet, und da ihm in dieſem Moment die Leichdornen infolge einer bevorſtehenden Witterungsverän-

Digitized by Google

derung zu ſchmerzen beginnen, hat ſein Geſicht den Ausdruck wahren und unerkünſtelten Schmerzes angenommen; ſodann beginnt er, während ſein eines Auge an der Decke haftet und das andere ſich mit der auf dem Tiſche befindlichen Schüſſel mit ſauren Aalen, zufällig des Leichenbitters Lieblingsſpeiſe, in Korreſpondenz zu ſetzen verſucht, mit hohlem, dumpfem Grabeston ſeinen Sermon:

„Es hat den Herrn gefallen, den Bürger und Sporenmachermeiſter Anton Jottlieb Ludewig Wackelmann, ſeit 22 Jahren Bezirksvorſteher und Altmeiſter der hochachtbaren und hochlöblichen Zunft der Sporenmacher allhier, von dieſes Leben abzurufen. Die betrübte Witwe, die anjitzo vergeblich einen Tröſter ſucht, beabſichtigt ihren an Altersſchwäche hinübergeſchlummerten Herrn und Ehgemahl, den Bürger vnd Sporenmachermeiſter, Bezirksvorſteher, auch Altmeiſter der hochlöblichen Sporenmacherzunft Anton Jottlieb Ludewig Wackelmann, ſeligen, übermorgen früh, neun Uhr, zur ewigen Ruhe gelangen zu laſſen und ladet Ihnen ein, ein Zeuge dieſer feuerlichen Handlung zu ſein. Amen!"

Hat der Leichenbitter ſeine Rede beendet, ſo verharrt er, in Erwartung einer Troſtesſpende, noch einige Augenblicke in ſeiner de- und wehmütigen Stellung. Wenn er die Familie zu ſeinem eigenen Leichenbegängniſſe einzuladen hätte, er könnte unmöglich trauriger ausſchauen: er ſcheint ganz übermannt vom Schmerz, und nicht eher kehrt er zum Bewußtſein zurück, bis ein ihm in die Hand gedrücktes Viergroſchenſtück den Krampf ſeiner Seele löſt.

Biedermeier geht aus.

Konditoreien, Reſtaurants, Gartenlokale.

Über die Rolle, die Ausſtattung, vor allem aber über die politiſche Bedeutung der Konditoreien in Berlin als Verſammlungszentren der Intelligenz äußert ſich Friedrich Saß, ein Berliner Schriftſteller der 40er Jahre, in ſeiner Schrift „Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung" und gibt zugleich ein vorzügliches Bild der Kulturſchichtungen der beſſeren Berliner Kreiſe von ehemals – der Offiziere, Beamten, Kaufleute, Literaten uſw., die ſcheinbar durcheinanderfluteten und von denen doch ſchon jeder nur innerhalb ſeiner ſcharfgezogenen Grenzen lebte.

Wir wollen mit der Joſtyſchen Konditorei beginnen. Sie liegt an der Stechbahn, an der gefährlichſten Ecke Berlins, dem Schloſſe ſchräg gegenüber. Schon die lebensgroßen Wandgemälde des verſtorbenen und jetzigen Königs in vollſtändiger Uniform können den Eintretenden belehren, daß er ſich hier an einem Orte befindet, wo die Elemente der preußiſchen Militärhierarchie ganz beſonders vorzuherrſchen pflegen. Es iſt aber nicht der leichtfüßige Gardeleutnantston, wie er bei Kranzler zum Vorſchein kommt, der ſich hier geltend macht, es iſt hier bei Joſty noch manches alte, ſchwere und vernagelte Geſchütz von Anno 1813 vorhanden. In den Wochentagen ſieht man viele Zivilperſonen, deren ramaſſierter Schnurrbart den penſionierten Militär verkündigt. Sonntags nach der Parade blitzen und blinken die Uniformen in bunteſter Miſchung. Die Militärperſonen, welche bei Joſty verkehren, ſind meiſtens gereift und alternd, manche von ihnen ſind malcontent, wenn auch nur im ſtillen, was ja nicht gegen die Subordination iſt. Viele von ihnen ſind über die Erinnerungen 1813–15 nicht hinausgegangen und halten ſie feſt und verteidigen ſie als ihr teuerſtes Gut. Im allgemeinen iſt der Geiſt des Jahres 1815 lange verdampft im preußiſchen Heere. Nur in einzelnen Typen hat er ſich hartnäckig verfeſtet, und wenn die Reſultate, mit welchen jener Geiſt uns be-

Digitized by Google

ſchenkt hat, auch keine Veranlaſſung zu Lobhymnen auf ihn geben können, ſo muß er doch jedenfalls neben dem modernen Gardeleutnantsgeiſte, den wir, wenn wir die Kranzlerſche Konditorei beſuchen, genauer ſchildern werden, ſeine volle Berechtigung finden. Er tritt mit dem modernen Militärgeiſte oft in entſchiedenen Widerſpruch. Er achtet das Volk als ſeine Stütze, während dieſer nichts mit dem Volke zu tun haben mag und alles, was in Zivil geht, ſich gegenüberſtellt. Nach und nach verſchwinden aber auch immer mehr Typen des preußiſchen Militärgeiſtes von 1815 bei Joſty, man trägt die alten Kämpfer zur Ruhe, der Säbel des neuen Geſchlechtes iſt ohne Scharten und für das Blinken und Funkeln auf der Parade eingerichtet.

Eine andere Schweizer Konditorei, in der ebenfalls das ancien régime vorzuherrſchen pflegt, wenngleich ein anderes, iſt die Konditorei des Herrn Spargnapani Unter den Linden. Sie iſt berühmt durch ihre immer ausgezeichnete Ware. Des Morgens und des Abends ſieht man hier viele ergrauende, ernſte Männer. Die meiſten ſind die Gegner und die Feinde der neuen Zeit und des neuen Geſchlechts. Sie leiden an Gicht, an Podagra, an Chiragra, an Rheumatismus, und wenn dann und wann ein junger Mann in dieſem Kreiſe erſcheint und die Türe etwas länger aufbleibt als gewöhnlich, ſo ziehen finſtere Wolken über ihre Stirnen, und ſie ruhen und raſten nicht, bevor jedes Luftloch wieder verſchloſſen. Herr Spargnapani iſt ein feiner Mann und berückſichtigt ſein Publikum. Darum iſt abends in ſeinem Lokale eine Hitze, welche die blutwarme Jugend nie lange vertragen kann, während die geſchwächten Körper unſeres ancien régime ſich ganz behaglich in derſelben erquicken. Seinem Charakter nach läßt ſich das feierliche und moroſe Alter in der Spargnapaniſchen Konditorei als ein hohes und mittleres Beamtentum bezeichnen.

Es wäre unrecht, dieſem Alter Intelligenz abzuſprechen. Im Gegenteil, dieſes Alter hat einen zähen, praktiſchen Verſtand, und iſt keineswegs in Indifferentismus und Indolenz verſunken. Das kann man ſchon bei Spargnapani erblicken, wo dieſes Alter ſich von ſeinen bureaukratiſchen Mühen erholt. Die Bewegungen der Gegenwart werden keineswegs ignoriert, ſie werden vielmehr alle verfolgt. Die liberalen Zeitungen werden alle geleſen, die franzöſiſchen, die engliſchen Kammerverhandlungen werden oft mit wahrer Gier bis ins einzelne beachtet;

aber der Standpunkt des Altpreußentums wird allem dem gegenüber nicht aufgegeben, es bleibt hartnäckig, ſtarr, zähe, unumſtößlich.

Ein lautes Reden iſt beinahe unerhört und könnte allgemeinen Unwillen erregen. Die Garçons treten kaum hörbar auf. Die alten Herren ſitzen da, wie die römiſchen Senatoren, als ſie mit feierlichem Ernſte und unbeweglich den Einbruch der Gallier erwarteten.

Einen ganz anderen Charakter prägt, der Spargnapaniſchen Konditorei gegenüber, die Stehelÿſche am Gendarmenmarkte aus. Ihre Lage, dem Schauſpielhauſe ſchräg gegenüber, berechtigt ſie von vorneherein, ein Sammelplatz der literariſchen und künſtleriſchen Elemente Berlins zu werden, und eine Geſchichte der Stehelÿſchen Konditorei ſchreiben, hieße nichts anderes, als die Geſchichte der Berliner Literaturzuſtände geben. Hier war es, um nur bei der letzten Periode zu bleiben, hier war es, wo T. A. Hoffmann phantaſierte und ſeinen Spuk trieb, wo die Teelöffel vor ihm tanzten und die Kaffeekannen ein Ave-Maria beteten, hier war es, wo Heine ſeine Baiſers verzehrte und die ganze Berliner Welt, beſonders aber den Herrn von Raumer, karikierte. Hier war es, wo in den zwanziger Jahren das Theaterrezenſententum ſeine Huldigungen entgegennahm, wo eine Kritik über die Sontag das Herz des alten Europa im tiefſten Innern erſchüttern machte; hier war es, wo die Julirevolution und die Hegelſche Philoſophie vom Jungen Deutſchland entbunden wurde und das ganze Koterieweſen ſeinen Mittelpunkt fand. Hier war es, von wo aus die eine Partei im Jungen Deutſchland die andere zu bekämpfen ſuchte, hier war es, wo der „Standpunkt des Jungen Deutſchlands zuerſt überwunden wurde", hier war es, von wo aus die „Halliſchen Jahrbücher" und die „Rheiniſche Zeitung" ihr Geſchütz bezogen, und hier eben waltet der Kreis, von dem Deutſchlands Zeitungen ihre Berliner Korreſpondenzen erhalten. Schon dieſe kurzen Andeutungen zeigen, wie wichtig die Kenntnis der Stehelÿſchen Konditorei für die Erkenntnis der Berliner und der deutſchen Kultur- und Literaturzuſtände geworden iſt. Man kann es ohne Anmaßung ſagen, das junge Volk, die neue Zeit, hat geſiegt bei Stehelÿ. Dieſe Konditorei iſt der Gegenpol von Spargnapani geworden. Zwar zeigt ſich auch hier noch dann und wann eine Geſtalt des ancien régime, aber ſie wagt ſich entweder nicht weiter, als bis in die Vorhalle, oder ſie zieht ſich in den Hintergrund

zurück. Der Mittelpunkt dieſer Konditorei, die vielerwähnte „Rote Stube", iſt dem Geiſte des jungen Volkes erobert.

Die „Rote Stube" bei Stehelÿ iſt der Zuſammenkunftsplatz der Berliner Liberalen und Radikalen geworden, und eben dieſen gilt, was Prutz in der Parabaſe ſeiner „Politiſchen Wochenſtube" bemerkt:

„Politik allein, ſo ſchnattern ſie laut und eſſen Baiſers bei Stehelÿ."

Alle Nachmittag finden hier bei einer Taſſe Kaffee unſchuldige Beſprechungen und Erörterungen ſtatt, wie ſie Journallektüre und die Ereigniſſe des Tages herbeiführen, und es wird hier nichts weniger als das Spargnapaniſche Prinzip des Schweigens aufrechterhalten. Die Stimmung der „Roten Stube" pflegt immer eine lebendige zu ſein. In neueſter Zeit freilich iſt der Kreis nicht mehr ſo vollſtändig, als früher. Es ſind viele Parteiungen und Diſſonanzen in das literariſche Berlin hineingefahren, welche ein Zuſammenſein häufig verhindern und auch die „Rote Stube" beeinträchtigt haben. Aber immer noch geht es in ihr zwiſchen 4 Uhr nachmittags und der Theaterzeit ziemlich lebhaft zu.

Verlaſſen wir nun die Stehelÿſche Konditorei, mit ihrer von Literatur, Politik und Philoſophie geſchwängerten Atmoſphäre, ſo werden wir der Vollſtändigkeit halber uns an Orte begeben müſſen, wo ariſtokratiſche Luft weht. Ehe wir indes das Eldorado der Berliner Gardeleutnants und Dandÿs, Lions uſw. beſuchen – und es gehört Überwindung dazu – müſſen wir noch einer Konditorei erwähnen, die zwar auch die Ariſtokratie zur Schau trägt, ſich aber als ariſtokratiſcher Parvenü bezeichnen laſſen würde. Wir meinen die Fuchsſche Konditorei Unter den Linden.

Ein prachtvolles Lokal. Man muß ſchon, wenn ein Provinziale die Hauptſtadt beſucht, ihn hierher führen, um ihn in Bewunderung über einen ſolchen Luxus zu verſetzen. Die Wände des einen Zimmers ſind durchgängig Spiegelglas. Ein anderes Zimmer iſt ganz im Geſchmacke eines Schweizerhauſes eingerichtet worden. In dieſer Konditorei ſoll man aber auch nichts anderes als die kalte Pracht bewundern, denn für Journallektüre iſt kaum geſorgt worden, und Stille und Einſamkeit herrſcht durchgängig in dieſen eleganten Räumen. Ariſtokratiſch-blaſiert-einſam ſteht die Fuchsſche Konditorei das ganze Jahr, aber in der

Weihnachtszeit wirft ſie ihr ariſtokratiſches Gewand von ſich, arrangiert eine Weihnachtsausſtellung und gibt eben dadurch den Beweis, daß ſie nicht von echt ariſtokratiſchem Waſſer iſt. Um die Weihnachtszeit wird ſie fleißig beſucht; denn alsdann macht Herr „Punch" in ihr Berliner Witze und ſucht die Narrheiten und Verlegenheiten des ablaufenden Jahres humoriſtiſch, mit Bilderbeigabe, vorüberzuführen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſer Witz kein ungezügelter ſein darf; denn dafür gibt es in Berlin Polizei und Zenſoren, und die Witze des Herrn Punch müſſen erſt vor ihrem Tribunal eine Beſtätigung erhalten.

Und nun mögen wir immerhin, die Linden entlang, nach Kranzler ſchlendern. Dieſe Konditorei iſt die Walhalla der Berliner Gardeleutnants geworden, wo ſie, nachdem ſie rechts und links kommandiert haben, zur Belohnung für ihre Tapferkeit Eis und Baiſers eſſen dürfen. Das klaſſiſche Nichts hat in dieſer Konditorei ſeinen glänzendſten Ausdruck gefunden, und der Gardeleutnantston hat ſich in ihr geltend machen können, weil er hier auf keine politiſchen Debatten, auf keine politiſchen Oppoſitionsjournale ſtößt; denn in dieſem Tempel unſerer Ariſtokratie werden eben nur die „Preußiſche Staatszeitung", die „Voſſiſche Zeitung", der „Hamburger Korreſpondent" und das wichtigſte Blatt von allen, das Blatt, welches die Beförderungen im Militär anzeigt, das „Militärblatt", gefunden. Die Ariſtokratie weiſet den Kampf der Zeit vornehm von ſich ab und bewegt ſich in prätentiöſen, exkluſiven Formen, in einer vergoldeten Freiheit. In der Tat, ein Berliner Gardeleutnant, ein Berliner Dandy – und beide der exkluſiveſten Art, kann man bei Kranzler ſtudieren – iſt in unſerer Zeit ein ſeltſames Weſen. Er kann wohl unſere Beachtung verdienen als ein Beweis, in welcher Leerheit der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft ſeine Ausläufe findet. Der Gardeleutnant wird geboren als echtes Vollblut von echtem Vollblut und fühlt ſich nun von vornherein als ein Weſen höherer Art, den Bauern, den Tagelöhnern, dem bürgerlichen Volk gegenüber. Der junge „Von" braucht eigentlich nichts zu werden, er kann die Erlernung eines Geſchäfts, um vermittelſt desſelben zu erwerben, dem Bürgertum überlaſſen; denn ein Gardeleutnant, wie er ſein ſoll, muß reich ſein. Indeſſen „der Repräſentation wegen" wird er in eine Kadettenanſtalt geſchickt und dort auf die bequemſte und ſorgſamſte Art mit jenen Kenntniſſen verſorgt, die er gerade braucht,

Digitized by Google

um dem Gardeleutnantstum Ehre zu machen. Und wenn das Bärtchen nun flaumt, wenn die Epaulettes zum erſten Male auf ſeinen Schultern prangen, wenn der Federbuſch zum erſten Male auf ſeinem Haupte winkt, wenn die Soldaten in allen Ecken und Winkeln präſentieren, wie ſollte er da nicht fühlen, daß er berufen iſt, ein „Weſen von höherer Art" in dieſer ſublunariſchen Welt darzuſtellen? Ein Gardeleutnant glaubt ſchon, nicht mehr mit einem Leutnant von der Linie umgehen zu dürfen. Er meint, daß dieſer unter ihm ſtehe. Was fehlt bei ſolchem Tone nun noch, um ganz und gar den Zuſtand der preußiſchen Armee darzuſtellen, welcher 1806 ein ſo klägliches Ende nahm?

Was ſich ſonſt in Zivil bei Kranzler bewegt, pflegt mit den Gardeleutnants in einer Sphäre zu atmen und als Dandy eine Blaſiertheit zur Schau zu tragen, welche jene noch unter dem Anſcheine des militäriſchen Heroismus verbergen müſſen. Junger, müßiger Adel, der in der Reſidenz ſeine Revenuen verzehrt, Geſandtſchaftsattachés uſw. ſind die Lichtpunkte, die großen Sonnen des Kranzlerſchen Dandytumes, denen ſich mehr oder minder erleuchtete, dunkle oder leere Körper anſchließen.

Hoffmann von Fallersleben, der Dichter der „Unpolitiſchen Lieder", läßt ſich durch die Berliner Konditoreien und Cafés ſogar zu politiſcher Lyrik begeiſtern. Ob das hier erwähnte Café National mit dem identiſch iſt, das – tempora mutantur – heute ganz anderen und keineswegs politiſchen Zwecken dient, wüßte ich nicht zu ſagen.

Café National.

Mel.: Wilhelm, komm an meine Seite.

Welch ein Flüſtern, welch ein Summen!
Welch ein ſtiller Leſefleiß!
Nur Marqueure ſchrein und brummen:
Taſſe ſchwarz! und Taſſe weiß!

Und die Zeitungsblätter rauſchen,
Und man lieſt und lieſt ſich ſatt,
Um Ideen einzutauſchen,
Weil man ſelbſt gar wenig hat.

Digitized by Google

Und ſie plaudern, blättern, ſuchen,
Endlich kommt ein Reſultat:
Noch ein Stückchen Apfelkuchen!
Zwar der Kurs ſteht deſolat.

Und ſie ſitzen, grübeln, denken,
Und ſie werden heiß und ſtumm,
Und mit kühlenden Getränken
Stärken ſie ſich wiederum.

So vertreibt man ſich die Zeiten
Und des Tages Hitz und Laſt,
Bis erfüllt mit Neuigkeiten
Geht nach Haus der letzte Gaſt.

Doch am Morgen ſieht ſich wieder
Hier der alte Leſerkreis,
Und man läßt ſich häuslich nieder:
Taſſe ſchwarz! und Taſſe weiß!

Den Szenenwechſel in der Hauptkonditorei Berlins bei Stehely charakteriſiert vorzüglich der Berliner Lokalſchriftſteller Dronke in „Berlin" und erzählt uns, wie dieſe, für die Politik ſo wichtigen Lokale von polizeilichen Agenten überwacht wurden.

Die größte und unſtreitig bedeutendſte ſämtlicher Konditoreien iſt die von Stehely auf dem Gendarmenmarkt. Sie hat einen allgemeinen Ruf auch in der Ferne erlangt, indem die Hauptführer der periodiſchen Preſſe hier ihren Verſammlungsplatz aufgeſchlagen haben. Indes drängen ſich die verſchiedenſten Gäſte zu den verſchiedenen Tageszeiten hierher. Am Morgen beſucht der Geheimrat oder Regierungsbeamte, der auf ſein Bureau eilt, dieſe Konditorei, um bei ſeinem Gläschen Madeira oder Malaga die eben angekommene Zeitung zu durchblättern, um ſeinen Kollegen die neuſten Neuigkeiten bringen zu können. Ihnen folgen die Heroen der Oper, des Balletts und des Schauſpiels. Die Szene iſt auf einmal umgewandelt, und ſtatt der geheimnisvollen diplomatiſchen Stille herrſcht jetzt ein lautes, wirres Treiben. Es wird gelacht, disputiert, intrigiert, ſogar Verſchwörung angezettelt – alles in Theaterangelegenheiten. Manche neugierige

Digitized by Google

junge Leute oder Fremde kommen ebenfalls zu dieſer Zeit hierher, weil ſie gehört haben, daß ſie ſo die berühmten und bekannten Theatergrößen in der Nähe ſehen können; jetzt ſitzen ſie überraſcht und in heiliger Befangenheit da und wiſſen nicht recht, ob ſie wirklich in dieſen Leuten die illuſoriſchen Bilder des Kuliſſenſcheins wiedererkennen ſollen. Plötzlich iſt der ganze Trupp verſchwunden und wandert dem nahen Schauſpiel- oder Opernhauſe zu. Dann um die Mittagsſtunde treten neue Erſcheinungen auf die Szene. Es ſind dies einige wenige Offiziere, die ſich etwas mehr wie ihre Kameraden mit wiſſenſchaftlichen oder wenigſtens ernſten Dingen beſchäftigen und nach überſtandenen Paraden oder Beſuchen ein paar belletriſtiſche Blätter und die Feuilletons der Zeitungen durchſehen. Nachmittags zwiſchen drei und vier erſcheint ein kleines Häuflein Univerſitätslehrer und konſervativer Geiſter, welche in dem vorderen Zimmer ihre Lager aufſchlagen . . . .

Zwiſchen vier und ſechs Uhr finden ſich bei Stehély die Schriftſteller der radikal-politiſchen Partei ein, von denen wir einige weiter unten kennen lernen werden. Dieſen Leuten iſt die Konditorei Erſatz eines ordentlichen Leſezimmers, deſſen Mangel in einer Stadt wie Berlin auffallend erſcheinen muß. Sie kommen hierher, um die periodiſchen Blätter zu leſen, welche ſie in größtem, ausgebreitetſtem Maße vorfinden, beſprechen ſich und disputieren über die einzelnen Vorkommniſſe und Angelegenheiten der Öffentlichkeit und ſammeln Notizen zu ihren journaliſtiſchen Arbeiten. Ihr Verſammlungsort iſt das letzte der vorderen Gemächer, welches man in Berlin wie auch auswärts in der entgegengeſetzten Partei mit dem Namen des „Roten Zimmers" bezeichnet hat. Es geht oft lebhaft hier zu, und die Unterhaltungen ſind ſtets anregend und von allgemeinem Intereſſe. Oftmals, oder ſelbſt regelmäßig finden ſich in dieſem Raum ſchweigende Beobachter, die in einer Ecke dieſen belehrenden Unterhaltungen über gemeinintereſſante Gegenſtände zuhorchen und ſich auf dieſe Weiſe ein tieſer eingehendes Urteil verſchaffen, als es ihnen ſelbſt möglich wäre; auch bezahlte „Beobachter", kenntlich an den ſchmalen, tiefgefurchten Spielergeſichtern, trifft man hier, Leute, die nur zum Schein ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen und, die Augen ſtarr auf die Zeilen gerichtet, ſeitwärts nach den, hohen Orts ſo „mißliebigen" Schriftſtellern lauſchen. Dieſe Spione werden oft auf das unbarmherzigſte malträtiert,

aber wahrſcheinlich hat ſie das Bewußtſein ihres ehrloſen Gewerbes bereits ſo abgeſtumpft, daß ſie fühllos gegen alles ſind und ſtets unbekümmert wiederkehren. Gewiß iſt, daß von dieſem Zimmer aus ein großer Teil der ganzen deutſchen Preßbewegung beherrſcht wird, und wir werden ſehen, welche raſtloſe und achtungswerte Tätigkeit von dieſen Leuten ausgeht, die dem Intereſſe der Sache, für die ſie ſchreiben, allen perſönlichen ehrgeizigen Vorteil als „Schriftſteller" opfern. Daß von mancher Seite das „Rote Zimmer" mit hämiſchen, ja ſelbſt entſetzten Blicken angeſehen wird, iſt nicht zu verwundern, und ich ſelbſt bin Zeuge geweſen, wie ein ehrſamer loyaler Spießbürger einen begleitenden Fremden erſchrocken vom Eintritt in jenes Zimmer zurückhielt, indem er dasſelbe als den Herd der Jakobiner bezeichnete. Gegen Abend iſt es ruhig. Nach dem Theater jedoch kehren noch einzelne alte Herren ein, welche über die Tänzerinnen ſprechen, vielleicht auch einer kleinen jungen Freundin hier ein Vergnügen bereiten wollen.

Vergnügungen des Alltags.

Tänze, Tanzlokale, Konzertlokale.

Alle Schichten des Volkes waren in der Biedermeierzeit überaus tanzluſtig und drängten ſich nach jeder Art öffentlichen Vergnügens. Die Geheimniſſe der ſeineren Tanzkunſt, die im höfiſchen Rokoko ſich entwickelt hatte, wurden noch zu jener Zeit, wie uns Meißner in der „Geſchichte ſeines Lebens" erzählt, vielfach vom franzöſiſchen Tanzmaitre, der irgendwo durch die Napoleoniſchen Kriege nach Deutſchland oder Öſterreich verſchneit war, oder durch uralte Flüchtlinge aus der Revolutionszeit, der ſchwerfälligeren deutſchen Jugend überliefert.

Und der Profeſſor der Tanzkunſt ſtellte ſich vor, ein kleines uraltes, verwittertes Männchen, in feinſtem ſchwarzen Anzuge, mit grauem Haar, pedantiſch trocken, der echte franzöſiſche Tanzmeiſter. Nach einem feierlichen Schweigen, das als Vorbereitung gelten ſollte, erhob er ſich langſam auf ſeine Fußſpitzen und eröffnete uns ſeine Abſicht, uns in das Geheimnis eleganter Bewegungen einzuweihen. Wir mußten uns in zwei Reihen aufſtellen, er zeigte uns die Poſitionen und forderte uns auf, ihm allerlei Pliez nachzumachen.

Monſieur Gaillard hatte auch eine ganz kleine Geige bei ſich, eine Taſchengeige, die längſt verſchollene Pochette, der er mit dem Fiedelbogen dünne, grelle, häßliche Töne entlockte. Er ſpielte uns die erſten Takte einer Gavotte vor. Bis dieſe aber getanzt wurde, dazu war es noch weithin. Es galt, die Kunſt in ihren Prinzipien zu erfaſſen. Eine Erklärung der Fußſtellungen, langſamere und elegantere Kniebeugungen, Verſuche feierlicher Komplimente füllten eine ganze Reihe von Stunden aus.

Erſt in der Biedermeierzeit drang, von Wien ausgehend, der Walzer mit ſeinen ſtärkeren, lebensfreudigeren Rhythmen in die Tanzgepflogenheiten ein und änderte das Bild des Tanzens in ähnlicher Weiſe, wie es in Europa vor ungefähr einem Jahrzehnt die ſtark pulſierenden amerikaniſchen Cakewalks und Twoſteps getan haben. Ein ſchneller Walzer galt in guter Geſellſchaft als nicht unſchicklich.

Digitized by Google

Walzlied.

Hört ihr den ſchwäbiſchen Wirbeltanz?
Lirum, trallarum! Herbei!
Mag ein pedantiſcher Firlefanz
Rufen ſein Ach und ſein Fi!

Lirum, der Boden iſt ſpiegelglatt,
Hell und bevölkert der Saal,
Lirum, es walze, wer Atem hat
Und ein geſundes Pedal.

Jünglinge, ſchwebet im Takte hin,
Fliegt den melodiſchen Flug,
Bis euch die glühende Tänzerin
Liſpelt ein mattes „Genug"!

O der unnennbaren Seligkeit:
Unter dem Hörnergetön
Traulich in ſüßer Umſchlungenheit
Sich wie die Sphären zu drehn!

Krittler, verdammt den Erfinder nicht!
Denn ihr verdammt die Natur!
Singet dem Walzer ein Lobgedicht,
Aber dem langſamen nur.

Johann Haug.

Über niedere Tanzlokale Berlins, deren kulturelle Bedeutung und Rolle ein Freund des Volkslebens nie unterſchätzen wird, äußert ſich Löbell, der verſucht, „Berlin und Hamburg" einander gegenüberzuſtellen und aneinander zu charakteriſieren.

Der Verfaſſer des „Tuttifrutti" will eine Art Schilderung des Berliner Volkscharakters geben, aber . . . Se. Erlaucht ſuchen den Volkscharakter und das Berliner Leben in den Gräflich Brühlſchen Bällen. Ja, lieber Herr, da finden Sie wohl Offiziere und Stifts- und courfähige Damen, aber der Nervus, die Bürgerklaſſe, kann ſich ja nicht ſo hoch erheben. Se. Erlaucht hätten als gewiſſenhafter Berichterſtatter es nicht verſchmähen ſollen, einmal den adeligen Nimbus abzuwerfen und ſich dahin zu begeben, wo nach dem Sprichwort Confluxus Ca-

naillorum ſich vereinigt. – Dort finden Sie den Charakter der Berliner und ihre Volkstümlichkeit, dort, wo der Venus vulgivaga und dem Bacchus geopfert wird, in Tanzböden und Trinkſtuben; denn dort ſchöpfte der groſſe G–r, der berühmte dramatiſche Schriftſteller, der Verfaſſer des „Berlin wie es iſt – und trinkt", ſeine klaſſiſchen Witze.

„Ei wat braucht man, um jlücklich zu ſind?"

ſingt der andere Heros: Angely. – Hat der Berliner des Abends ſeine $2^1/_2$ Sgr. zu einer kühlen Blonden und vielleicht noch einige Groſchens, da die Tänze groſchenweiſe nach einem Zeichen mit der Klingel bezahlt werden – ſo ſteckt er die Pfeife in die Taſche, geht zu ſeiner Hulda, die längſt aufgeſcheuert und ſeiner mit Sehnſucht harrt, und wandelt an ihrem kirſchbräunlichen Arme in die Tabagie. Ach, der Berliner hat im Jahre 1834 zwei furchtbare Verluſte erlitten!

Wegner in der Franzöſiſchen und Geyer in der Königſtraße ſchloſſen ihre heiligen Hallen – wie es heißt, auf Befehl der Polizei.

Von etwas noch gemeinerem Genre iſt aber noch die ***ſche Bude, indem ſich dort Improviſatoren herumtreiben. Welche Geſellſchaft ſich hier verſammelt, beweiſt folgende Anekdote, die als wahr erzählt wird. – Als nämlich einmal einige fein gekleidete Herren hierherkamen, ſoll der Improviſator geſchrien haben: „Ihr Gnoten, ſchmeißt den Anſtand 'naus!" Früher ſoll hier auch eine Tafel mit der Inſchrift geweſen ſein: „Bei etwa vorkommenden Prügeleien möge man gefälligſt die Tiſch- und Bankbeine in Ruhe laſſen, da für dieſen Fall ... Stöcke hinter dem Ofen ſtänden!" Dieſe beiden Anekdoten trägt Fama in Berlin herum, jedoch können wir die Wahrheit nicht verbürgen.

Beſſer ſind die Tabagien von Lehe und Kühne (in der Sebaſtianskirchgaſſe), denn hier kommen vorzüglich des Sonntags die in der Nähe wohnenden Bürger mit ihren Familien zuſammen, und da beide Etabliſſements mit Gärten verſehen ſind, ſo iſt es im ganzen recht hübſch. Jedoch an den Wochentagen kommen die Nymphen (die Sonntags bei Frank ſind) und tanzen mit obligater Prügelei.

Das Koloſſeum, vielleicht das prächtigſte Etabliſſement Berlins, machte anfangs viel Aufſehens ... Jetzt ſieht man dort, vorzüglich Donnerstags, dieſelben Geſichter wie bei Franks und weiland Wegners. Es hat auch ſchon oft derbe Prügelſuppen gegeben.

Digitized by Google

Als eine merkwürdige Erſcheinung iſt wohl zu bemerken . . . ., daß in dem Kühneſchen Lokale ſich ein Leſekabinett findet, und daß es dort eine Auswahl recht ſchöner Blätter gibt. In dieſer Hinſicht ſteht alſo bemeldete Tanzkneipe weit über mancher höchſt anſtändigen Konditorei, in denen man kaum ſechs Blätter zuſammenfinden kann.

Sehr intime, von genaueſter Sachkenntnis getragene Explikationen über das alte Koloſſeum, in das man ging, wenn man ſich nicht langweilen wollte, und in dem alle Schichten zuſammentrafen, in der gemeinſamen Abſicht des Tanzens und des Sichvergnügens, geben wiederum Lenz und Eichler („Berlin und die Berliner").

Es gibt in Berlin eine ſehr große Menge von Leuten, die tanzluſtig ſind, deren Bekanntſchaft und Stellung aber nicht von der Art iſt, daß ſie Einladungen zu Bällen zu erwarten hätten. Für dieſen Übelſtand hat das Koloſſeum Abhilfe, indem es ſeine eleganten großartigen Räume für gutes Geld öffnet.

Aber nicht etwa am Sonntage, dem Vergnügungstage für alle Welt; ein Tag in der Woche, der glückliche Donnerstag, iſt den Beſtrebungen Terpſichores geweiht.

Da ſtrömen des Abends elegante Handlungsdiener, von den Kommis des Bankiers bis zu den Mühlendammlords und reſpektive „Trankonditoren" herab, nach der Jakobſtraße, Offiziere in Zivil, Referendarien, Roués, junge Geſchäftsleute, junge Leute überhaupt aus faſt allen Ständen und beſonders Kohorten Studenten – Berliner Studenten nämlich, welche faſt alle ſich wie gewöhnliche Leute tragen – die verſchiedenſte Auswahl tanzluſtiger Herren findet ſich zuſammen.

Der Leſer und ich, wir nehmen uns eine Droſchke, welche alsbald vor dem erleuchteten Torwege hält. Wir ſteigen aus, löſen uns an der Kaſſe eine Einlaßkarte, geben Hut, Mantel u. dgl. in der Garderobe ab und öffnen die Flügeltüren des großen Saales, der geſchmackvoll dekoriert, glänzend erleuchtet und mit geputzten Leuten beiderlei Geſchlechts faſt überfüllt iſt.

Der Tanz, welcher eben im beſten Zuge iſt, hindert uns vorläufig am ſchnellen Vordringen durch die lebensluſtige Menge, wir nehmen unſer Augenglas zur Hand und muſtern die tanzenden Gruppen.

Im Grunde bieten die Tanzenden einen recht troſtloſen, für den

Liebhaber charakteriſtiſcher Volksbeluſtigung betrübenden Anblick dar. Alles will hier fein ſein, eine törichte Nachäffung anſtändiger, vornehmer Manieren gibt ſich durchweg kund, niemand möchte ſeinen Stand verraten, eine echt berliniſche Beſtrebung.

Die roten, ſtarken Hände des Dienſtmädchens ſind in enge Gehäuſe von Glacéleder gepreßt, die naturwüchſigen Leiber durch Schnürleiber und Schnebbentaillen ſo bedrängt, daß die Haken, mit welchen die Ballkleider hinten zuſammengehalten werden, zu ſpringen drohen, die Bewegung der Arme, vermöge des ungewohnten Kleiderſchnittes, ſo ungraziös als irgend möglich, und nun gar dieſe Sammetſpenzer, die ſchönſte, kleidſamſte Tracht für feine, elegiſche Geſtalten von vornehmer Turnüre, ſie ſehn bis zum Ekel zweifelhaft aus an dieſen Mädchen, die freilich zu ſehr großen Teilen ins Zweideutige hinüberſchillern.

Der jungen naiven Mädchen aus den Bürgerſtänden, welche mit Familie anweſend ſind, gibt es leider gar nicht viele, da dieſe nur ab und zu eines ſolchen Vergnügens teilhaftig werden, während der größere Teil der tanzenden Damen als Stammgäſte des Koloſſeums zu betrachten ſind.

Daher auch die wirklich intime Bekanntſchaft der Herren, welche Koloſſeumshabitués ſind, mit den meiſten der Damen. Mit Kennerblicke, mit der Überſicht eines Feldherrn, durchfliegt ihr Auge den Saal, und bald ſind die früher noch nicht geſehenen Mädchen gefunden, und falls ſie hübſch ſind, harangiert und die Bekanntſchaft in beſter Weiſe angeknüpft.

Der Habitué des Koloſſeums tanzt ſelten, er verhält ſich beobachtend und unterhaltend, in den Zwiſchenpauſen bewährt ſich ſeine eigentliche Tätigkeit. Er iſt gewöhnlich reicher Student oder Referendarius, häufig von Adel, auch wohl Leutnant oder Fähnrich, jedenfalls aber ein Roué, der ſein Bedürfnis, erfolgreiche Bekanntſchaften unter dem weiblichen Geſchlechte zu machen, hier aufs angenehmſte befriedigen kann, und ſelten geht er nach Hauſe, ohne einige neue Adreſſen ſich notiert zu haben.

Sobald die rauſchende Muſik verſtummt und die Tänzer ihre Damen an die Plätze führen, beginnt er ſeine Wanderung durch die verſchiedenen Räume und „reviert ab". Zu beiden Seiten des großen Tanzſaales ſind Erhöhungen, auf welche ein paar Stufen führen; auf dieſen Eſtraden ſitzt der größere Teil des tanzenden Damenpublikums.

Dort kokettiert er in langſamſtem Tempo vorüber, ſein Lorgnon ins Auge gekniffen, hier und da einen Gruß ſpendend, ein paar freundliche Worte in zutraulichem Tone wechſelnd, überall ſiegend durch ſeine menſchengewinnende vornehme Freundlichkeit.

Indeſſen iſt die allgemeine Stimmung erhöhter geworden, der männliche Teil des Publikums hat nicht umhingekonnt, teils in Wein teils in Grog zu wirken, die kleinen Reibungen, welche unter dem Tanzen bei der Unterhaltung mit den Damen und ſonſt vorzukommen pflegen, haben an Gewicht und Bedeutung gewonnen, die Haltung wird gefährlicher, die Charaktere neigen ſich mehr den Extremen zu. Herr Krüger, ein ſtattlicher, kompakter Mann, geht umher und beaufſichtigt mit Ruhe, aber ſcharfem Blicke ſeine geehrten Gäſte; er hat auf dem Flure Polizei und Gendarmen zu ſtehen, ohne welche kein Berliner Vergnügen denkbar iſt; aber im Saal zieht er es vor, in eigner Perſon ſein Hausrecht auszuüben, und weiß ſich dabei mit ſo viel Schicklichkeit als Geſchick zu benehmen.

Er begnügt ſich z. B., einem Herrn, der ſeinen Arm etwas zu vertraulich auf die Schulter einer Dame gelegt, andeutungsweiſe, aber nachdrücklich darauf zu klopfen, ſo daß der Delinquent überraſcht iſt und erſt, wenn der Wirt ſchon vorübergegangen, Zeit gewinnt, ärgerlich darüber zu werden. Er weiß auch gelegentlich – doch kommt das ſelten vor – den Arm einer Dame, die ihm aus ihr bewußten Gründen nicht gefällt, auszubitten, und ſie voller Anſtand aus dem Saale zu führen, welchen ſie nicht wieder betritt.

Im Koloſſeum werden gewöhnlich auch im Winter vor der eigentlichen Faſtnachtszeit ebenſo Maskenbälle gegeben, die ſehr beſucht ſind, und ſich vor denen im Opernhauſe – wenigſtens in dieſem Jahre – ſehr vorteilhaft auszeichneten. Es iſt bekannt, daß Herr Krüger gelegentlich einige Herren mit den Worten um anſtändiges Betragen bat: „Ich bitte Sie, zu bedenken, daß Sie hier nicht auf der Opernhausredoute ſind.“

Die Beſchreibung des Koloſſeums an einem ſolchen Redoutentage und während des Wollmarktes verſpare ich mir auf ein anderes Mal, und folge dem Verlaufe eines gewöhnlichen Ballabends.

Sobald der Kotillon, der letzte Tanz, nur noch übrig iſt, ergreift das Perſonal oben im Saale eine fieberhafte Bewegung.

Digitized by Google

Es iſt der Anfang des Endes; dieſer Gedanke läßt die Luſt mit doppelter Begierde genießen. Alles geſchieht haſtiger, die Unterhaltung nimmt ein ſchnelles Tempo an, man beeilt ſich, ſoviel als möglich noch vor ſich zu bringen.

Die Herren, welche hoffnungsvolle Bekanntſchaften angeknüpft haben, ſuchen ſich denſelben noch zu guter Letzt ſo angenehm als möglich zu machen. Gegen die Mütter der tanzenden Töchter wird man verbindlicher, gegen die unabhängig daſtehenden, zum Teil auch emanzipierten Damen freier, dreiſter, ja manchmal faſt zu dreiſt. Man kennt von den letzteren den Vornamen, und bei ihnen genügt das, von den Bemutterten Vornamen und Zunamen, man iſt völlig orientiert und hat ſich in keiner Beziehung etwas vorzuwerfen.

Der Kotillon mit ſeinen unendlichen Touren und Verwickelungen, bei welchen die maîtres de danse Wunderdinge leiſten, iſt im ſchönſten Fortgange, ſchon werden die Galerien oben und die Nebenräume leerer, die Tanzenden ſind mehr unter ſich, weil es den Nichttanzenden doch endlich zu lange dauert.

Hin und wieder erregt eine junge Dame unſer Mitleid, die zum Kotillon engagiert war, aber von ihrem Herrn, vielleicht einem leichtfertigen Studenten, ſitzen gelaſſen worden iſt, weil er ſelbſt bei der Flaſche ſich feſtgeſetzt hat und darüber alle Kotillons und Damen der Welt vergißt.

Ein mitleidiger Nichttänzer ſucht ſie durch ſeine Unterhaltung etwas zu tröſten, iſt aber unverſchämt genug, ſich ihr nicht als Remplaçant anzubieten. Denn unſre heutigen jungen Männer ſind im Punkte der Galanterie ſehr aus der Art geſchlagen, ſie tun eben nur, was ihnen Vergnügen macht, und glauben, auf dieſe Art das weibliche Geſchlecht gerade zu ködern. Dieſes aber ſeufzt über die ſchlechten Zeiten und muß ſich eben darin fügen, weil die jungen Herren doch nun einmal nicht zu entbehren ſind.

Endlich hat der Kotillon ausgeraſt. Alles glüht vor Hitze, die Schals und Schnupftücher der Damen ſind in fächelnder Bewegung, man legt ſich nach dem Tanze aufs Luſtwandeln zur Abkühlung, die Muſikanten, dieſe Luſtſpender, packen ihre Inſtrumente ein und verſchwinden.

Die Unterhaltung wird angenehmer und immer angenehmer, kann aber doch nicht eine ſolche Kraft ausüben, daß man der ſpäten Stunde,

in der man ſich befindet, oder vielmehr der frühen Tageszeit, ſich nicht erinnerte. Der Lebenszweck iſt erfüllt, der Tanz genoſſen, und der Saal wird leerer und leerer. Es nimmt ein troſtloſes Ende.

Die Familien ſteigen in ihre Wagen, nicht unbegleitet von zutunlichen jungen Herren. Gute Nacht tönt es von allen Seiten. Die Roués, wenn ſie nicht eine Dame nach Haus begleiten, rotten ſich zuſammen und treten kritiſierend den Heimweg an. Das ganze weibliche Perſonal muß noch einmal die Revue paſſieren, die Nachtwächter horchen erſtaunt dem lauten Geſpräche und ſchütteln bedächtig die Köpfe.

Nahe verwandt den Tanzvergnügen waren die öffentlichen Konzerte, in denen in Gärten und Lokalen mehr oder minder gute Muſik, wenn auch nicht als Hauptzweck, gepflegt wurde. Alle dieſe Lokale galten für den Provinzler als Sehenswürdigkeit, und ihr Name war weithin von Klang. Manche von ihnen exiſtieren noch, haben aber, wie Kroll, ſtarke Wandlungen durchgemacht. Als Hintergrund für allerhand neue, großſtädtiſche Erſcheinungsformen waren ſie alle einmal von der Bedeutung, wie es heute die Cafés vom Kurfürſtendamm ſind.

Wenn das alte Koloſſeum den Vergnügungstrieb der Berliner ſo ziemlich zentraliſiert hatte, ſo ging er nach dem Brande dieſes „Kunſtinſtituts" immer mehr auseinander, und er zerteilte ſich nach allen Richtungen. In neueſter Zeit iſt es verſucht worden, einen neuen, großartigen Vereinigungspunkt zu finden, und zwar in dem Krollſchen Etabliſſement vor dem Brandenburger Tore. Aber es will durchaus nicht mehr gelingen. Keine Stadt in Deutſchland hat ein ähnliches Lokal aufzuweiſen, wie Berlin in dieſem Krollſchen Etabliſſement, und Berlin iſt eine große Stadt. Dennoch iſt Herr Kroll noch vor kurzem, wie es ihm ſchon in Breslau geſchah, von ſeinen Gläubigern exmittiert worden, und es hat Mühe und hohe Protektion gekoſtet, um ihn, unter Adminiſtration geſetzt, wieder zu inſtallieren. Welche Schickſale das Krollſche Etabliſſement noch haben wird, iſt nicht leicht vorauszuſehen. Wie eine kleine Stadt, wenigſtens wie eine großartige Burg mit Türmen und Mauern überragt es den Exerzierplatz. Die ganze Einrichtung iſt majeſtätiſch. Die Pracht des großen Saales, mit den Logen, die ihn umgeben, und ſeinen beiden Seitenſälen übertrifft beinahe alle Beſchreibung. Unſere Zeit beſchränkt die Pracht nicht mehr auf die Einſamkeit fürſtlicher Paläſte, in ihrem demokratiſchen Charakter nimmt ſie dieſelbe

auch für die große Menge in Anſpruch. Die großen Säle des Krollſchen Etabliſſements, im Glanze der tauſend Gasflammen, durchrauſcht von den ſtarken, fröhlichen Tonwellen eines großen Orcheſters und durchwogt von einer bunten, mannigfaltigen Menge, gewähren allerdings einen überraſchenden Eindruck, und man iſt wohl imſtande, hier in dieſem Geſchwirre und Gewirre die kleinen Sorgen des Lebens und die Prinzipienfragen der Gegenwart zu vergeſſen, auf Abenteuer auszugehen und vielleicht an irgendeinem verführeriſchen Auge hängenzubleiben.

Wenn Herr Kroll weiter nichts tun wollte, als ſein prächtiges Lokal offenhalten, für gute Muſik und gute Bedienung ſorgen, ſo würde das Etabliſſement für die große Menge der Berliner, nachdem ſie ihre Neugierde befriedigt haben, keine große Anziehungskraft mehr beſitzen; Herr Kroll muß alſo alle Mittel der Raffinerie aufbieten und immer darüber aus ſein, den Berlinern etwas Neues, etwas ganz Unerhörtes zu verſprechen. Italieniſche Sommernächte, chineſiſche Nächte, Sommernachtsträume, Verloſungen, Bohnenfeſte, phantaſtiſch arrangierte Maskenbälle, Weihnachtsausſtellungen, Blumenüppigkeit, Wiener Theater, alles wird in den Kreis der Krollſchen Spekulation hineingezogen und den Berlinern in rieſengroßen Anſchlagezetteln verkündigt. Strauß wird aus Wien herbeigeholt, um mit ſeinen Walzern die Füße der Berliner und Berlinerinnen zu beflügeln, aber Strauß hat ſelber gemeint, daß hier in Berlin ſein Boden nicht ſei, und daß die Verführungskünſte ſeiner Tänze dem berliniſchen Naturell wenig anhaben könnten. Er iſt unbefriedigt mit ſeiner Kapelle in die öſterreichiſche Kaiſerſtadt zurückgezogen. Für die Größe des Lokales iſt an gewöhnlichen Tagen, wo nicht etwas ganz Beſonderes die Neugierde der Berliner anlockt, der Beſuch viel zu gering, und Herr Kroll, der den Eintrittspreis anfangs auf 10 Silbergroſchen feſtgeſetzt hatte, hat ſich ſchon ſeit längerer Zeit genötigt geſehen, denſelben bis auf die Hälfte zu reduzieren.

Kein Fremder aber, der Berlin auf einige Zeit beſucht, wird es hoffentlich verſäumen, das Krollſche Etabliſſement an einem ſeiner Glanzabende oder einer ſeiner Glanznächte zu beſuchen. Es ſind hier tiefe Blicke in den Zuſtand der berliniſchen Welt zu tun. Es kann hier mancher Schleier gelüftet werden. Aber dem Fremden entgeht gewöhnlich das meiſte, und er

Digitized by Google

kann zufrieden ſein, wenn er nicht eine ſchlimme Erfahrung macht. Er muß vor allen Dingen nicht glauben, daß er hier das ſogenannte „anſtändige Berlin“ vor ſich hat. Es umwirbelt und umgaukelt ihn das frivole Berlin, ſei es auf der Baſis des Reichtums, der Verſchwendung, der Lüſternheit, der Langenweile, oder ſei es auf der Baſis der Not, des Erwerbes, des jugendlichen Leichtſinns, der Schwindelei, der Proſtitution. Denn die Proſtitution hat ſich auch mit jenem breiten Strome, womit ſie unſer ganzes Leben durchzieht, des Krollſchen Lokales bemächtigt. Kaum noch die drei erſten Bälle, welche in dieſen prächtigen Räumen gegeben wurden, waren von einem durchaus „anſtändigen“ Publikum beſucht, bei dem vierten und fünften drängte ſich das Heer der Proſtitution ſchon kräftig hervor, ſchon bei dem ſechſten war die bekannte Lakaientochter die Königin des Tages, bei dem ſiebenten und achten fanden ſich Taſchendiebe und Spieler mit ihrem dunklen Anhange ein, ſchon bei dem neunten und zehnten konnte das Auge des Kenners die Geheimrätin neben der herausgeputzten Dirne ſitzen ſehen, und bei dem elften und zwölften überwog ſchon der proſtituierte Teil der Damengeſellſchaft den der nicht proſtituierten. Sehr bald aber, wie es in der oben angeführten Schrift heißt, war es eine ausgemachte Erfahrung, daß nur die Nachmittagskonzerte der Wochentage und die erſten Stunden der Ballnächte den Beſuch anſtändiger Damen zuließen, die Stunden nach Mitternacht und die Abende des Sonntags mußte man dem gewöhnlichen Publikum und den Gewalthabern der Proſtitution überlaſſen. Will Herr Kroll dieſe aus ſeinem Lokal verbannen, was ihm übrigens ſehr ſchwer gelingen wird, ſo bereitet er ſich, wie wir ihm mit Gewißheit vorausſagen wollen, ſelbſt den Ruin. Die Proſtitution iſt nun einmal in Berlin die Trägerin des geſamten öffentlichen und heitern Lebens geworden.

(Friedrich Saß, „Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung“.)

Es vergeht mit geringer Ausnahme kein Tag, an dem nicht an irgendeinem Orte ein Konzert ſtattfindet. An allen öffentlichen Vergnügungsorten höheren oder geringeren Grades finden wir dergleichen muſikaliſche Aufführungen, und während des Sommers vorzugsweiſe in den Luſtetabliſſements außerhalb der Stadt. Dieſe Konzerte unterſcheiden ſich indes von denen, welche im Saale des Schauſpielhauſes,

Digitized by Google

in der Singakademie oder in den Sälen der erſten Kaffeehäuſer Berlins aufgeführt werden, im weſentlichen dadurch, daß ſie, mehr für das Volk beſtimmt, auch nur ſolche Muſikſtücke ausführen, die bekannt ſind und gleichſam im Volke leben, und daß man ſich bei den meiſten derſelben der Blasinſtrumente bedient. Konzerte dieſer Art, die man eigentlich wohl nur Unterhaltungsmuſik nennen kann, führen gewöhnlich die Muſikkorps der in Berlin in Garniſon ſtehenden Regimenter auf, welche, von tüchtigen Direktoren geleitet, oft auch ſehr Tüchtiges leiſten. Der geringe Eintrittspreis, der ſich großenteils nur auf wenige Groſchen erſtreckt, läßt dieſe Vergnügungen ſehr viele Teilnehmer aus allen Ständen der Bewohner Berlins finden, und ſelbſt der vornehme Mann verſchmäht es nicht, beſonders wenn dieſe Unterhaltungsmuſik im Freien ausgeführt und von heiterem Wetter begünſtigt wird, ſie aufzuſuchen. Demnach finden wir hier eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, und es kann für den Beobachter nichts Intereſſanteres geben, als an ſolchen Orten ſowohl auf den einzelnen, als auch auf die Menge ſeine Aufmerkſamkeit zu richten. Nirgends tritt der geiſtige und körperliche Unterſchied der Stände, nirgends treten die verſchiedenen Neigungen im Genuſſe lebhafter und greller hervor als hier. Der eine ſitzt bei ſeinem Glaſe Weißbier, das beliebteſte Getränk, welches der Berliner kennt, und auf deſſen Güte er nicht geringe Vorzüge ſeiner Vaterſtadt gründet, und unterhält ſich mit einem oder mehreren Freunden über die öffentlichen Angelegenheiten politiſchen und nicht politiſchen Inhalts, über Gewerbe, über Glück oder Unglück ſeiner Freunde, über ſeine Familie und den Zuſtand ſeiner eigenen Verhältniſſe; er erzählt artige Anekdoten, macht über dieſen oder jenen ſeine Bemerkungen, bläſt dabei aus der Tabakspfeife große Dampfwolken in die Luft, ſteht auf, ſieht ſich die Umgegend an, ſetzt ſich wieder hin, trinkt und erzählt alles noch einmal, was er ſeinen Freunden bereits mitgeteilt hat. Der andere, der ſchon höher hinaus will und dem das allgemein Gebräuchliche abgeſchmackt erſcheint, hat irgendeins der fremden Biere, die ſich ſeit den letzten Jahren in Berlin außerordentlich vermehrt haben, vor ſich ſtehen, trinkt oder nippt vielmehr aus einem kleineren Glaſe, raucht einen Cigarro, klopft mit dem Bambusröhrchen leiſe auf die Schenkel, zupft am Halskragen, ſtreicht ſich das Haar über die Stirn, wirft den Kopf in die Höhe, ſpielt den Beobachter, ſtarrt vor ſich hin und lacht endlich leiſe

und ſelbſtzufrieden, den Kopf nach dem Takte der Muſik bewegend, in ſein fremdes Bier hinein. Noch ein anderer unterhält bei einer Taſſe Kaffee oder Tee eine Geſellſchaft von Frauen und jungen Mädchen, er flüſtert mehr, als er ſpricht, räuſpert ſich oft, dreht ſich nach allen Seiten, affektiert alle möglichen Gemütsbewegungen, macht auf dieſes oder jenes aufmerkſam, ſchimpft auf die Bedienung, wenn das Geforderte nicht gleich gebracht wird, ſtreichelt den Schoßhund, hält ihm zarte Biſſen vor, kurz und gut er iſt alles, wozu ihn ſeine Geſellſchaft macht. An dieſen ſitzenden Gruppen bewegen ſich unzählige Luſtwandelnde vorüber; hier gehen einige Beamten mit langen Ton- oder anderen Pfeifen einher, ſprechen über Bureaugeſchäfte, über die Gehalts- und Amtserhöhung eines ihrer Freunde, teilen ſich Staatsgeheimniſſe mit, die ihnen aus ſicherer Quelle zugefloſſen ſind, beſtreiten die Anſichten, welche die Zeitungen über dies oder jenes Ereignis aufſtellen, beklagen in dem Luxus anweſender Bürgerfrauen den Verfall der Einfachheit, loben die wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Fortſchritte ihrer Kinder, beſtimmen deren künftige Laufbahn und ergießen ſich zuletzt in Klageliedern über den allgemein eingeriſſenen Hang zum Studieren; dort wandeln junge Leute dahin, die mit ihren Lorgnetten die Frauen und Mädchen beäugeln, unaufhörlich an ihrer Toilette beſchäftigt ſind und immerfort lachen wie die Mädchen und Frauen, um ihre weißen Zähne zu zeigen. Neben und unter dieſen verſchiedenen Charakteren ſieht man bürgerliche Familien aus der mittleren Klaſſe, die ſich gleichſam aus dem Gewühl zurückgezogen haben, um der Beobachtung zu entgehen, und der Vornehme geht anſpruchslos umher, beobachtet und wird beobachtet und bereitet ſich aus dem, was ihm die Gegenwart bietet, ſeine edleren Genüſſe. Dies Gemälde eines Berliner Vergnügungsortes, ſo treu wie möglich dem Leben entlehnt, kann im allgemeinen das Urteil über das geben, was die Berliner unter Vergnügen verſtehen. Eine wahre Fröhlichkeit und Geſelligkeit, wie man ſie in Frankreich, Italien und zum Teil auch im ſüdlichen Deutſchland findet, muß man aber hier nicht ſuchen, vielmehr iſt jeder Kreis, jede Familie für ſich abgeſchloſſen, und aus dieſem Grunde fehlt namentlich den Sommer-Vergnügungen der Berliner Lebendigkeit und allgemeiner Reiz. Was wir vorher darzuſtellen uns bemühten, gilt eigentlich nur für einen Teil der Sommerbeluſtigungen; die im Herbſt und Winter

Sonntag in Tempelhof

Nach einer Lithographie von Theodor Hosemann

haben zwar in bezug auf das Abgeſchloſſenſein denſelben Charakter, aber eben deshalb entbehren ſie faſt aller inneren Luſt und Lebendigkeit. Die Geſellſchaft zieht ſich in das Innere des Hauſes zurück, und die Säle der Kaffeehäuſer ſowie die Treibhäuſer wimmeln von Männern und Frauen verſchiedenen Alters und Standes. In Tabaksrauch gehüllt, ſitzen die letzteren da, mit Handarbeiten beſchäftigt, und ertragen hier das Übel des Rauches weit leichter als im Hauſe. Die eigentliche vornehme Welt oder wenigſtens die Frauen dieſes Standes trifft man ſelten an ſolchen Orten; jedoch haben in den letzten Zeiten ſich eigene Etabliſſements gebildet, die vorzugsweiſe für den vornehmen und reichen Stand berechnet und durch Feſtſtellung gewiſſer Eintrittspreiſe dem unteren Stande verſchloſſen ſind. Zu dieſen Etabliſſements gehören Tivoli, der Geſundbrunnen und das Elyſium.

(„Berlin, wie es iſt.")

Wie ſich bei den erſt nicht allzu muſikaliſchen Berlinern auch bei der breiten Volksmenge zum Ausgang der Biedermeierzeit ein feinerer muſikaliſcher Sinn entwickelt, und wie ſich für die Gartenkonzerte auch aus den Berliner Muſikern ein Stamm guter Künſtler heranbildet, der bald fremdländiſche Kapellen überflüſſig macht, ſchildert uns Friedrich Saß („Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung"). Der Name Gungl und der des Militärmuſikers Wieprecht iſt älteren Berlinern aus Familientraditionen nicht unbekannt.

Damit wollen wir über die Tanzvergnügungen der Berliner ſchließen und uns zu ihren Konzertvergnügungen wenden, welche in den letzten Jahren außerordentlich ausgedehnt worden ſind. Hauptſächlich unterſcheiden ſich Sommerkonzerte und Winterkonzerte. Erſtere finden im Freien, die letzteren in geſchloſſenen Sälen ſtatt. Wir reden hier durchaus nicht von jenen Konzerten, in denen die Muſik wahrhaft als Kunſt kultiviert wird, ſondern nur von jenen, in denen ſie mehr als Unterhaltung dient und den Strickſtrumpf oder die „kühle Blonde" begleitet. Und doch muß man geſtehen, daß in Berlin die Muſik eine ſo große Ausdehnung erhalten hat, daß manche Hofkapelle froh ſein könnte, wüßte ſie die Ouvertüren großer Meiſter ſo rein und ſo vortrefflich vorzutragen, wie ſie von unſeren Berlinern alle Tage bei Bier und Strickſtrumpf gehört werden können. Die muſikaliſchen Kräfte Berlins ſteigern ſich fortwährend und nach allen Richtungen hin, und

Mühe genug koſtet es der Königlichen Hofkapelle, gegen die vielen jungen Schößlinge ihre alternde Autorität zu behaupten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch das Krollſche Etabliſſement bei der Veranſtaltung von Konzertmuſiken nicht zurückbleiben durfte, und kein neues Lokal wird dieſelben in Zukunft noch entbehren können. Den größten Beifall des Berliners aber in dieſer Beziehung haben die beiden Brüder Joſeph und Johann Gungl, welche im Sommerſchen und im Güntherſchen Lokale dirigieren, ſich zu erwerben gewußt. Namentlich Joſeph wurde der Liebling des Berliner Publikums. Er mochte ſpielen, wann er wollte, und er ſpielte alle Tage, und das Lokal war immer dicht gedrängt. Für fünf Silbergroſchen bekam man für den ganzen Abend Muſik und zum Teil eine recht pikante und vortreffliche. Und außer der Muſik die Annehmlichkeit einer bunten, reichen Geſellſchaft, in der ſchöne Weiber und liebreizende Mädchen als prächtige Sterne locken, wobei ſo manche Gelegenheit zu Abenteuern gegeben iſt! Dazu der Genuß aller möglichen Speiſen und Getränke in Ausſicht geſtellt und ſelbſt das Rauchen erlaubt! Alle Bequemlichkeiten auf einen Platz zuſammengedrängt! Da konnte der Berliner nicht fehlen! Joſeph Gungl wurde der Held des Tages, der muſikaliſche Diktator Berlins. Sein Violinbogen wuchs zu einem mächtigen Zepter. Bei Gungl und vor Gungl wurde Berlin beinahe gemütlich. Man lernte dort auf Augenblicke die Kälte und Glätte des nordiſchen Charakters vergeſſen. Das Publikum, welches ſich nicht für einen Liſzt und andere große Muſikhelden, für eine Lind, einen Vieuxtemps uſw. begeiſtert hatte, weil es die hohen Entrees nicht zahlen konnte oder mochte, das brachte ſeinen Enthuſiasmus zu Gungl, und Gungl belohnte ſeine Getreuen mit ſeiner leichten, lieblichen Muſik, mit ſeinen fröhlichen Walzern, mit ſeinen Polka-Quadrillen, mit ſeinen pikanten Potpourris uſw. Anfangs brachte er eine eigene Kapelle aus Öſterreich mit, allmählich hatte er alle Mitglieder derſelben wieder entlaſſen, und geborene Berliner vertreten durchaus mit Geſchick und Begabung deren Stelle. Als der jetzige König dies erfuhr, ſoll er geſagt haben: „Ja, aus meinen Berlinern kann noch was werden, wenn man ſie nur zu regieren verſteht!“ Einen durchaus heiteren, wenig berliniſchen Eindruck pflegen die Gunglſchen Sommerkonzerte zu machen. Das Publikum, welches auf Gungl geſchworen hat, iſt vor allen Dingen der gute, an-

ſtändige Mittelſtand, die große Menge unſerer mittleren Beamtenfamilien. Durchkreuzt werden dieſe Gruppen von lebensluſtigen Männern aller Stände und jeden Alters, ſowie von unſeren geheimen und zum Teil auch direkten Proſtituierten.

Sehr angeſehen bei dem Berliner Bürgerſtande ſind auch die Konzertmuſiken, welche im Sommer regelmäßig in den Lokalen des Tiergartens, im Odeum und Hofjäger, ſtattfinden. Sie verſammeln immer ein großes Publikum. Den größten Ruf aber haben die Militärmuſiken des Muſikdirektors Wieprecht. Wenn ein ſolches Konzert angekündigt wird, ſo ſchlägt jedes Preußenherz vor Freude, und es iſt auf den ungeheuerſten Zudrang zu rechnen. Wieprecht iſt allerdings genial in ſeinen Militärmuſiken, in der Beherrſchung der ungeheuren Inſtrumentenmaſſen, in der Hervorbringung von neuen und reichen Effekten. Das iſt ein Gebrauſe, Gewirbel und ein helles, fröhliches Geſchmetter. Die Inſtrumente liefern ſich förmliche Schlachten. Die Infanterie rückt an mit dumpfem Trommelſchlag, die Kavallerie fällt mit fröhlichem Trompetengeſchmetter in die Flanken, und die Artillerie entſcheidet mit ihrem ſchweren Geſchütze. Wenn die preußiſche Militärmuſik vielleicht die beſte der europäiſchen Heere iſt, ſo wollen wir nicht vergeſſen, ſondern gern anerkennen, welches Verdienſt Herr Wieprecht ſich um die Ausbildung derſelben erworben hat, und ſeine großen Militärkonzerte jedem Freunde kriegeriſcher Muſik empfehlen. Der Berliner fühlt ſich in ihnen geehrt und ſein Preußentum verherrlicht. Bei dieſem erweckt die Gewalt der Töne Erinnerungen aus den Freiheitskriegen, bei jenem aus dem Gamaſchendienſte der Garniſonſtadt, und beide ſind, ſolange Wieprecht den Taktſtock ſchwingt, Helden, Spartaner!

Digitized by Google

Volksfeste und Straßenszenen.

Weihnachtsmarkt, Schützenfest, Stralauer Fischzug.

Volksvergnügungen und Feste spielten im Leben der Biedermeierzeit eine bedeutsame Rolle. Es ist anzunehmen, daß es bei ihnen weit roher, aber auch witziger zuging als heute. Überhaupt scheint sich der Volkscharakter besonders des Berliners verändert und verschoben zu haben. So kann man den Berlinern von heute mit Ausnahme vielleicht der allerniedrigsten Volksschichten keineswegs Neigung zu Schlägereien und Prügeleien nachsagen, und es dauert ziemlich lange, bis sie von Worten, mit denen sie ja nicht sparen, zu Tätlichkeiten übergehen. Gustav Freytag stellt in seinen Lebenserinnerungen („Gesammelte Werke") fest, daß das ehedem nicht so war, und alle Schilderungen von Volksszenen von Glaßbrenner und anderen Dichtern des vierten Standes enden eigentlich mit Prügeleien.

Wenn am Spätabend das Volk der Straßen aus den Schenken kam, hatten auch meine Schlesier gelärmt, und sooft zwei Haufen zusammenstießen, hatten sie einander reichlich Schimpfworte gegönnt und waren dann friedlich nach Hause gegangen. In Berlin gab es bei solchem Zusammenstoß nicht lange Beschwerden, sondern sogleich Hiebe, und jeden Abend hörten wir aus unseren Stuben – wir wohnten auf dem Hackeschen Markt – den scharfen Lärm der Prügelei.

Aus dem Berliner Straßenleben ist der Leierkastenmann, der Harfenspieler, der herumziehende Sänger, der auf Dämmen und Höfen musizierte, fast verschwunden, während er früher eine wichtige und charakteristische Person war, die zu allerhand Spöttereien herhalten mußte, ja, dessen Witz sogar nicht ganz unpolitisch war; bei allen Volksszenen ist er mit dabei, und in kaum einer Volksschilderung fehlt seine komische Figur.

Der Leiermann.

Eine Episode.

Der Besitzer eines Winselkastens, Leierkasten genannt, hat sich in einer Seitenstraße aufgestellt; viel Zuschauer sind um ihn versammelt.

Digitized by Google

Leiermann (nach Beendigung einer kurzen Introduktion der Drehorgel ſingt er mit leiſer Stimme):

Ich bin der große Ökonom,
Wer etwas lernen will, der komm'
Zu mir, ich praktiziere ſie,
Die neuſte Ökonomie.

Nachſpiel.

(Die Walzen der Drehorgel ſind ſchadhaft, ſo daß ſich beim Schluß des Refrains unartikulierte Laute hören laſſen.)

Ein Schuſterjunge: Männeken, Ihr Winſelkaſten hat den Schluck-uf.

Leiermann (während der Introduktion zum zweiten Verſe): Dummer Junge, ſtöre den Vortrag nich, ſonſt were ick dir ufſtoßen, daß de de erſchte acht Dage den Schluck-uf nich losweren ſollſt. (Singt:)

Mein Hut ſeht ökonomiſch aus,
Er dient zu's Obdach Ratz und Maus,
Auch berſchte ich ihn niemals rein,
Die Berſchten jar zu dheuer ſein.

Nachſpiel.

Eine Köchin: Is das een Galopp?

Leiermann: Se kennen ooch Muſurek nach danzen. (Singt:)

Am Rock hält mir kein Knopfloch mehr,
Die Ärmel ſind von Futter leer.

(Mehrere Schuſterjungen akkompagnieren:)

Die Farbe dran hält man für grau,
- Maul gehalten! -
Ein andrer ſchwört, es wäre blau.

Nachſpiel.

Schuſterjunge: Sie miſſen ihn des Morgens een roh Ei geben, daß die Stimme klar werd, der Winſelkaſten hat ſich verkält't.

Leiermann: Nachher wer ick een Verhältnis mit dir anknippern un mir freundſchaftlich mit dir was verzählen, ruppiger Junge. (Singt:)

Die Weſte iſt von Kaſemir,
Die Seitenteile fehlen mir,
So drug's das preuß'ſche Milletär,
Drum kränkt's auch mir nich eben ſehr.

Nachſpiel.

(Er präſentiert ſeinen Hut, einige werfen Geld hinein. Andere drücken ſich auf die Seite. Der Leiermann mit einem Seitenblick auf einen feingekleideten Herrn, der dem Geſang zugehört:)

Soll ich Ihn' vielleicht een Dhaler wechſeln?

Schuſterjunge: Oochl - Erſt kleen Geld in de Büchſe haben.

Leiermann: Nachher were ick dir in de Büchſe ſehen laſſen, du ſollſt globen, du kickſt aus Prinz Heinrichs Palais. (Singt:)

Auch Hemden hatt' ich, ehmals drei,

Schuſterjunge (unterbricht ihn): Herr Vertuoſe, ſe miſſen mal de Walze mit Koleſonium einreiben.

Leiermann (weiterſingend):

Doch aber ſind ſe ſchon enzwei,
Es drug ſe ſchon mein Großpapa
Wohl an die dreiundzwanzig Jahr.

Nachſpiel.

Ein Nante (mit heiſerer Stimme): Heren Se mal, Herr Kapellmeiſter, is denn des Lied for de Jugend reiferen Alters oder for de erwachſene Kindheit?

Leiermann: Meinetwegen ooch vor de verwachſene Kindheit.

Eine Köchin: Kennen Se nich des „Scheen Hannchen"?

Leiermann: Steeren Se mir nich, eens nach't andere. (Leiermann ſingt:)

Die Strümpfe ſind zum Überfluß,

Schuſterjunge (ihn unterbrechend): Heeren Se mal, des Lied ſcheint mir doch ſehr von Zaun gebrochen.

Leiermann: Wirſchte nich balle die koddrige Schnauze halten, ſonſt wer ick eenen Knippel von'en Zaun brechen.

Denn ſie verderben nur den Fuß,
Auch zwick ich ſelber meinen Bart,
Weil dadurch wird viel Geld erſpart.

Schuſterjunge: Stille, jetzt kommt das Adajio.

Leiermann (packt den Schuſterjungen mit der einen Hand, während er mit der anderen den Refrain orgelt): Warte, du dämlicher Junge, ick wer dir jetzt anſtreichen mit eenen von Zaun gebrochenen Knippel, was es heeßt, Leute un Künſtler in ihren Beruf ſteeren. (Prügelt ihn.) Des is vor des rohe Ei, des vor den Schluck-uf, des vor den Koloſonium – un des kannſte vor dir behalten.

Schuſterjunge (ſich losreißend): Männeken, noch vorn Sechſer Adajio.

Leiermann (geht muſizierend weiter).

(„Nante Strumpfs hinterlaſſene Papiere.")

Seit langen Jahrzehnten völlig aus dem Straßenleben verſchwunden iſt hingegen der Guckkäſtner. Kaiſer-Panorama und jetzt der „Kientopp", das Lichttheater, der Kinematograph, die Filmkunſt ſind im Volksleben ſeine Nachfolger geworden. Auch der Guckkäſtner war von charakteriſtiſchem, ſchlagfertigem Witz, und man genoß weniger die Bilder als ſeine komiſchen, aber oft ernſt gemeinten Erklärungen, die auch reich an politiſchen Anſpielungen waren. Die Journaliſtik und die Schilderung des Berliner Humors benutzte die Figur des Guckkäſtners oft, um Dinge zu ſagen, die in anderer Form der Zenſur anheimgefallen wären.

Unter den Linden.

Guckkäſtner. Immer 'ran, meine Herrſchaften, hier ſind die neuſten Bilder aus allen Tierreichen und Weltgegenden zu ſehen .... Immer 'ran ... meine Herrſchaften, wem 'n Silbergroſchen nich ans Herz jewachſen iſt.

Roderich. Da, Fritze, da haſt'n Groſchen, ſeh rin und paſſ' uf, deß du was lernſt, Schafkopf, des ſag' ich dir als dein Vater.

Guckkäſtner. Das, was Sie hier ſehen, meine Herrſchaften, iſt die berühmte chineſiſche Mauer, welche der Kaiſer von China Tingtamtumtum einſt erbauen ließ, als er die Schlacht- und Mahlſteuer im chineſiſchen Reiche einführte. Seit jener Zeit ſind die Viergroſchenſchrippen und die Maulſchellen ſo klein ...

Brummer. Wer ſagt Ihnen, daß die Maulſchellen kleen ſind? Ich kann Ihnen mit große ufwarten.

Guckkäſtner. Tun Sie mir den Jefallen und reißen Sie hier keene ſchlechte Witze ... da des meiſte Brot von die Armen gegeſſen wird,

ſo bezahlen dieſe eigentlich das meiſte von die Mahlſteuer. Die Reichen halten ſich mehr an Marzipan und Klahnſche Bonbons. Jefälligſt unten bemerken Sie an dieſe Mauer einen Krebs, der hier ſchon ſeit Jahren nagt, um die Mauer umzuſtürzen, was ihm aber bisher noch nicht gelungen iſt .... Rttt 'n anders Bild ..... Hier, meine geehrten Herrſchaften, zeigt ſich Ihnen ein Rentier, der die höchſt mühſame Arbeit hat, ſchon ſeit drei Tagen die Kupons von ſeinen Staatspapieren abzuſchneiden. Die Hand iſt ihm erlahmt, und ihm fallen die Worte der Bibel ein: Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot verzehren. In demſelben Angenblick klopft ein Bettler an. Er ruft ihm die Worte entgegen: Warum arbeiten Sie nicht? Arbeiten muß jeder Menſch – ſchlägt die Türe zu und geht wieder an ſeine Arbeit.

Brummer. Mir wundert man, daß Sie noch keine Kuponſchneidemaſchine erfunden haben.

Guckkäſtner. Hier, meine Herrſchaften, zeigt ſich Ihnen eins der ſehenswürdigſten Gebäude Berlins, der ſogenannte Freund in der Not, das Leihamt in der Jägerſtraße. Das Gebäude enthält das größte Pumpwerk der Reſidenz und wird vorzüglich vor der Mietszeit, vor der Zahlung der 4. Klaſſe und am Vorabend einer zu gebenden Fete zahlreich von allen Ständen beſucht. Es nimmt aus pure chriſtliche Liebe nur 10 Prozent und führt die Inſchrift: Umſonſt iſt der Tod! Alles per Intereſſen! Man gibt hier den Schein für bare Münze aus.

Brummer. Nach'n Landrecht dürfen ja nur 6 Prozent genommen werden.

Tobias. Das iſt ooch nich nach's Landrecht, das iſt nach's Pfandrecht.

Guckkäſtner. Hier bemerken Sie gefälligſt eine ägyptiſche Pyramide, die für das Muſeum nach Berlin geſchickt wurde. Die Hieroglyphen an der Pyramide hat die Akademie nicht entziffern können, bis endlich eener ſie 'rausgekriegt hat. Es iſt eine Denktafel, die ein Geliebter ſeine Geliebte errichtet und den Namen der Angebeteten enthält. L. IV. (El=vire).

Roderich. Dieſe Elvire habe ich ooch gekannt, ſie diente bei meine erſte Frau als Kindermädchen. Sie hat nie ville getoogt.

Guckkäſtner. Betrachten Sie gefälligſt das neue Opernhaus in Berlin, welches in dem kalten Winter 1845 mit die Oper „Das Pelz=

lager in Schleſien" eröffnet wurde ... So lange die berühmte Lind hier ſang, war's unmenſchlich voll und kalt, aber es wurde ſleich leerer und wärmer, als der Befehl kam: geh Lind (gelind).

Tobias. Aha die Lind! Iſt die nicht aus Schweden?

Brummer. Ja woll, als ſie fortreiſte, ſtand uf ihren Abmeldezettel: Mit dieſen Schweden verlaſſen 10000 Schweden Berlin.

Guckkäſtner. Dieſer jute Berliner, den Sie das Zeughaus verlaſſen ſehen, hat ſich ſoeben ſeine Prämie von de Jewerbe-Ausſtellungs-Lotterie abgeholt. Er fragt ſein'n Freund: Siebecke, womit biſt du'n rausgekommen? - Mit 'ne Schachtel Zahnpulver, und du? - Ich bin uf'n Drapp rausgekommen mit'n Gendarm - -. 'n Gendarm? I ſeh mal ... Den kannſt du deine Frau ſchenken, wenn die den Gendarm uf'n Nipptiſch ſetzt, denn ſoll's mal eener riskieren, in ihre Stube zu roochen. Brrr, 'n anderes Bild ... Hier, meine Herrſchaften, zeigt ſich Ihnen der feuerſpeiende Berg Veſuv, einen ſolchen hat man auch im Tiergarten zur Verſchönerung der neuen Anlagen anlegen wollen, allein das ging nicht, da in den neuen Anlagen nicht geraucht werden darf, und der Veſuv, den Sie gefälligſt ſehen, ſich das Rauchen nicht abgewöhnen kann ... Wenn er ärgerlich wird, ſchnuppt er auch, und zwar Papſtens Verdruß oder Ronges eigene Miſchung .... Dieſes iſt das letzte Bild, das Sie heute ſeſehen ... rekommandieren Sie mir.

(Dr. L. Weiß, „Rebbenhagen auf dem Berliner Korſo".)

Die Neujahrsgratulation, bei der man den Gratulanten mit einem Geldſtück abfinden mußte, hatte ſich für alle Beſitzenden zu einer Art Landplage entwickelt, und dieſe Sitte wurde ſogar dadurch öffentlich anerkannt und ſanktioniert, daß ſelbſt das Arbeitshaus ſeine Pforten öffnete und für dieſen Tag ſeine Mitglieder auf die Gratulationscour ſchickte.

Des Jahres erſter Tag.

An dieſem Tage gleicht das prächtige Berlin einer großen Bettlerrepublik.

Schließt euch immerhin in der Stube ein, das Heer der bettelnden Küſter, Nachtwächter, Laternenputzer, Balgentreter, Spritzenleute, Schornſteinfeger, Briefträger uſw. ſchlägt euch die Pforte in Trümmer, wenn ihr nicht öffnen wollt, ihr ſollt und müßt gegen eine bare Erkenntlichkeit ihre Glückwünſche hören. Nicht genug, daß dieſe autori-

sierten Bettelgratulanten euch nicht zu Odem kommen lassen, nein – die Industrie geht soweit, daß selbst feine Köpfe an diesem Tage unter der Ägide eines Nachtwächters oder Briefträgerrockes zu lukrieren streben, und woher nun gleich Argusaugen nehmen, um die verkappten von den privilegierten Bettlern zu unterscheiden? –

Mir selbst passierte es, daß ein Töpferjunge, welcher drei Jahr früher in meiner alten Wohnung bei der Umsetzung des Ofens tätig gewesen war, mich in meiner neuen aufsuchte, um mir seine Glückwünsche darzubringen.

Tretet ihr vollends auf die Straßen, so fällt euch, ägyptischen Heuschrecken gleich, eine ganze Bettlerlegion auf den Hals; denn selbst der sonst furchtbare Ochsenkopf[1]) öffnet an des Jahres erstem Tage mitleidig seinen grimmigen Rachen und speit seine ekelhaften, lüderlichen und unverschämten Bewohner aus, ihnen das Recht vergönnend, nun einmal recht con amore das Publikum zu brandschatzen und den Lieblingsneigungen nachzuhängen. An jeder Ecke schreien euch zerlumpte Belisare ihr: date obolum entgegen, und was das lustigste bei der Sache bleibt, heute machen die Bettelvögte selbst mit jenen, deren gefürchtete Feinde sie das ganze übrige Jahr durch sind, gemeinschaftliche Sache und üben nach Herzenslust eine Sünde aus, welcher vorzubeugen sie angestellt sind.

Kein Berliner wird vermögen, einen Zug dieses Teiles unserer Zeichnung falsch zu schelten, und so wurde der Festtag noch am ersten Januar 1821 begangen.

Wehe dem, der einen Neujahrsgratulanten dieser Art hart zurückweisen wollte, er würde sich vielleicht handgreiflichen Beleidigungen aussetzen.

Wer sich in Berlin den lieben Neujahrtag nicht ganz und gar vergällen lassen will, der muß in des Jahres letzter Nacht aus den Mauern der Stadt fliehen; ein zweiter Ausweg ist durchaus nicht einzuschlagen.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenseiten".)

---

[1]) So wird in Berlin die große Anstalt genannt, in welcher aufgegriffene Straßenbettler, lüderliche Weibspersonen und anderes Gesindel untergebracht und zu nützlicher Handarbeit angehalten wird.

Digitized by Google

Unter den Berliner Volksfeſten war auch das Schützenfeſt, das am 3. Auguſt, dem Geburtstag Friedrich Wilhelms III., gefeiert wurde, von Bedeutung. Wenn es heute noch beſteht, ſo iſt es doch ganz zu einer internen Vereinsangelegenheit geworden.

Ähnlich dieſer Luſtbarkeit iſt das jährlich um Pfingſten und Michaelis wiederkehrende Feſt des Schützenplatzes, welches ſeinem Urſprunge nach eine weit ernſtere Bedeutung hatte, als es jetzt angenommen. Aus der Geſchichte wiſſen wir, daß die Übungen im Schießen nur dazu eingerichtet waren, um den Bürger mit der Waffe vertraut und ihn zugleich geſchickt zu machen, ſeinen eigenen Herd gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Mit der Einführung ſtehender Heere verlor ſich dieſe ernſte Tendenz, und es blieb der Schützenplatz nur noch eine Beluſtigung der Bürger, die dadurch dem Ehrgeize gewiſſermaßen eine Anregung lieh, daß man hierbei nach einer Meiſterſchaft im Schießen ſtrebte. Eine ſolche Bedeutung hat der Schützenplatz eigentlich noch bis dieſe Stunde; um aber auch das Volk nicht leer ausgehen zu laſſen, erſann man eine Beluſtigung, welche, wie das Trinken, eine Erbſünde unſerer Väter iſt, nämlich das Spiel. Damit indes mit dieſer auf Habſucht baſierten Zerſtreuung zugleich auch ein Nutzen verbunden ſei, lenkte man die in jedem mehr oder minder herrſchende Gewinnſucht auf Eßwaren, nützlichen Hausrat, Luxusartikel oder andere Dinge, und ſo iſt bereits ſeit Jahrhunderten mit dem Schützenplatze gleichſam ein Markt verbunden, auf welchem der Zufall des Würfelſpiels den Beſitz deſſen beſtimmt, wonach der einzelne aus Neigung oder Willkür ſtrebt. Mehrere Reihen von Buden, die gleichſam Straßen bilden, bieten alles dar, was die Begierde des gemeinen Mannes anregen kann, Glaswaren aller Art, Porzellan und andere Geſchirre, Handſchuhmacherwaren, Luxusartikel, Tabakspfeifen und dergleichen Dinge; dazu kommen unzählige Buden mit Pfefferkuchen und anderen Gebäckniſſen, Buden mit Eßwaren, welche kalte und warme Speiſen feilbieten; auch das Bier wird nicht vergeſſen, und obgleich man in neuerer Zeit durch polizeiliche Verordnung den Verkauf des Branntweins verboten hat: ſo trifft man hier doch ebenſoviel Betrunkene, wie bei ähnlichen Luſtbarkeiten, denn jeder führt entweder ſchon ein bedeutendes Quantum bei ſich, oder man findet gutherzige Verkäufer, die jenes obenerwähnte Verbot übertreten und den Bitten um den einzigen Labetrank

nicht widerſtehen können. – Das Schützenhaus und der dazugehörige Platz liegen in der Nähe des neuen Königstores, und der letztere endigt mit einer Anhöhe, von welcher aus ſich der Anblick auf das Bild des vielbewegten Volkslebens darbietet. Ein wunderbares Gewühl von mehreren tauſend Menſchen zu ſeinen Füßen, umlagern den Beobachter auch nach allen Seiten ſitzende und liegende Gruppen, die teils den mitgebrachten oder eben gekauften Mundvorrat verzehren, teils behaglich der Ruhe pflegen. Frauen, Männer und Kinder jedes Alters und Geſchlechts gehen ihren Vergnügungen nach; dieſe würfeln, jene unterhalten ſich; einige, und namentlich die Geſellen, ſingen eben nicht die ſittſamſten Lieder, andere trinken und teilen ſich mit lallender Stimme Begebenheiten aus ihrem Leben mit. Dazwiſchen knallen die Büchſen der Schützen, die Muſik feiert in rauſchenden Tönen den wohlgezielten Schuß; man eilt der Schußbarriere zu und belacht laut die komiſchen Geſtikulationen, mit welchen der Quaſi-Bajazzo den getroffenen Punkt anzeigt. Hart am Eingange zum Schützenplatz halten mehrere Guckkaſten, deren Beſitzer mit heiſerer und eintöniger Stimme die Seltenheiten verkünden, welche der Kaſten enthält. Bald verſammelt ſich eine Menge Schauluſtiger, und nun nimmt der Eigentümer als Cicerone das Wort und erklärt alle die Merkwürdigkeiten, welche er den Zuſchauern in Bildern vorüberführt. Mit ſeltener Geläufigkeit verſieht dieſer ſein Amt und wiederholt ohne Ermüdung funfzigmal dasſelbe. Dieſe Erklärungen haben durchweg einen komiſchen Charakter, wie es denn überhaupt eine Eigenheit des gemeinen Berliners iſt, daß ſelbſt das Ernſte in ſeinem Munde und durch ſeine Sprache einen lächerlichen Anſtrich erhält. Die große und faſt unglaubliche Verwechſlung der Begriffe, die Verwechſlung des E mit dem A, welche vorzugsweiſe bei dem Geſchlechtsworte eintritt, die Trockenheit des Vortrages, die Mienen und Geſtikulationen, welche dieſen begleiten, dies alles bietet dem Beobachter einen nicht unintereſſanten Stoff. An die Hauptſache reihen ſich auch nicht ſelten Zuſätze aus dem Stegreiſe, wozu Lokal- und Zeitumſtände Veranlaſſung geben. Die Umſtehenden ſpenden dieſen natürlichen Witzen ihren Beifall, und der Witzreißer bemüht ſich, durch neue Einfälle die gute Laune ſeiner Zuhörer zu erhalten. Szenen dieſer Art bieten einen reichen Genuß und ſind zur Erweiterung der Menſchenkenntnis in der Tat nicht von geringem Werte. Wir raten

demnach jedem Fremden, der außer den Lokalen Berlins auch die Bewohner desſelben und ihren Charakter kennen lernen will, ja nicht den Stralauer Fiſchzug und Schützenplatz zu verſäumen, und wir ſind überzeugt, daß er als unbefangener und vorurteilsfreier Beobachter hinlänglichen Erſatz für ſeine Mühe finden wird. – An den Vergnügungen des Schützenplatzes, wie wir ſie eben darzuſtellen verſuchten, nehmen weder die Vornehmen noch Reichen und Wohlhabenden Anteil, wohl aber ſchließen ſich die letzteren der ſogenannten Schützengilde an, von welcher die Schießübungen abgehalten werden. Der Haupttag dieſer Schießfeſte iſt der Geburtstag des Königs, am 3. Auguſt, welcher Tag überhaupt ein allgemeines und wahrhaftes Volksfeſt iſt, und wer an dieſem ſich als der beſte Schütze beweiſt, wird auf ein Jahr zum Schützenkönig ernannt, und ſilberne und goldene Ketten mit Medaillen von gleichem Material, auf welchen das Bildnis des Königs prangt, ſchmücken den zu dieſer Würde Erkorenen, der zugleich auch für die Dauer ſeines hohen Charakters mehrere bürgerliche Freiheiten genießt.

(„Berlin, wie es iſt.")

Weit bedeutender als das Schützenfeſt war aber noch der Stralauer Fiſchzug, dem Julius von Voß, ein ehemaliger Leutnant, ſpäter fruchtbarer Luſtſpieldichter, eines der erſten, ja vielleicht das erſte Berliner Volksſtück gewidmet hat. Er wurde unter enormer Beteiligung am 24. Auguſt gefeiert und iſt in Wort und Bild oft dargeſtellt worden. Für die höheren Kreiſe war der Beſuch des Fiſchzugs nur in den Tagesſtunden möglich; Hof und Geſellſchaft verließen ſogar nicht die Kutſchen und Equipagen. Heute findet der Stralauer Fiſchzug zwar noch ſtatt, aber bleibt von der Menge unbeachtet.

(„Der Strahlower Fiſchzug.")

Neunter Auftritt.

Unter mehreren Ausgeſtiegenen Röschen und Ottilie, die in den Vorgrund kommen. Vorige.

Horndrechſl.: Das ſind Schneidermamſells. Löſen einen Gewerbeſchein und können um ſo mehr verdienen, weil ſie keinen blauen Montag halten.

Röschen: Ob ſie wohl hier ſind? Ich ſage nee!

Ottilie: Ich ſage ja. Von 'n Fiſchzug bleiben ſie nich.

Röschen: Is doch kurios, wie man 'n Menſchen ſo leiden kann. Er hat 'n kleenen Puckel uf der Naſe, und das gefällt mir ſo.

Ottilie: Und Meiner is ſo flink uf die Füße. Des gefällt mir ſo.

Röschen: Ich möchte nur wiſſen, ob Meiner mich ooch leiden kann.

Ottilie: Ach, wenn ſie uns begegnen, ſehn ſie uns ja nich an.

Röschen: Vielleicht ſehn ſie uns hier an.

Ottilie: Na, woll'n ſehn, ob ſie uns anſehn. (Gehn links ab.)

Horndrechſl.: Ganz ſchlecht ſehn die Patentmeiſters doch nicht aus.

Sattl.: Sagt mir doch, Schwager, warum ſind denn Eure Söhne nicht auf Wanderſchaft gegangen?

Horndrechſl.: Sie ſollten ja; meine Frau lebte aber noch. Bis Schöneberg waren ſie geweſen, da kamen ſie aber zurück und ſagten: es wär' ihnen leid geworden, ſie könnten nicht von Muttern wegbleiben. Ah, da ſind ſie ja!

Zehnter Auftritt.

Martin. Fritz. Vorige.

Martin: Bonjour, Papa!

Fritz: Bonjour, Onkel!

Beide: Sein Diener, Couſinchen!

Friederike: Guten Abend!

Horndrechſl.: Das muß auch allenthalben ſein.

Beide: Wir richten uns nach Ihnen, Papa!

Horndrechſl.: Das Geld verfahren -

Martin: Wir kommen nicht zu Schiffe. Das war uns zu langſam. Wir gingen bis an Tor; da kam der Viehmäſter Bauch geritten. Wupti, ſprung ich hinter ihm aufs Pferd, und ſo galoppierten wir zuſammen her.

Fritz: Und ich ſagte: Ich wette zwei Groſchen, daß ich doch noch eher da bin. So nahm ich die Rockſchöße untern Arm und kam noch zwei Ellen früher ans Dorfende. Nu bin ich aber auch ſo heiß wie 'n Bügeleiſen.

Horndrechſl.: Die Jungens ſind ſo luſtig, wie 'n Bündel Maas, das ſie beim Wind ans Fenſter hängen. Aber hört einmal, die beiden Patentmeiſters ſind hier. Euer Meiſter hat mir geſagt: Eine hätt' ihm eine vornehme Dame unter den Linden abſpenſtig gemacht, und die andre eine vornehme Dame vom Theater.

Beide: Sind gewiß Pfuſchers.

Horndrechſl.: Das verfluchte Röschen und die verfluchte Ottilie. Kennt ihr die nicht?

Beide: Nel

Horndrechſl. (zeigt links in die Szene): Seht einmal, da gehn ſie! Die ſich untern Arm gefaßt haben. Geht hinterdrein, foppt ſie ein bißchen.

Beide: Wie ſollen wir das machen?

Horndrechſl.: I nun, ſprecht anzüglich, das Anzügliche iſt ja der Schneider Sache. Stichelt, Schneider müſſen ſich ja aufs Sticheln verſtehn. Könnt etwa ſagen: wenn Schneidermamſells alt würden und Herrn werden wollten, könnten ſie deſto beſſer nach dem Blocksberg reiten, weil ſie ſchon mit dem Ziegenbock bekannt wären.

Martin: Papa, da ſticheln Sie ja auf uns.

Fritz: Wären Sie nicht unſer Papa, nähmen wir's übel.

Horndrechſl.: Na geht nur!

Beide: Komm, flink! (Eilen davon.)

Sattl. (zur Tochter): Aber dein Bräutigam läßt lange auf ſich warten. Als ich auf Freiers Füßen ging, lief ich mir in ſechs Tagen ſieben Paar Stiefeln antzwee.

Horndrechſl.: Riekchen hat 'n Bräutigam?

Friederike (ſeufzend): Ach Gott ja!

Horndrechſl.: Davon weiß ich noch kein Wort.

Sattl. (wirft ſich in die Bruſt): Woll'n bißchen herumgehen, da will ich Euch alles erzählen. Samuel kann nach unſre Sachen ſehn. Der Bräutigam mag uns wohl nicht ausſpüren können. Woll'n ihn ſuchen. (Steht auf.)

Horndrechſl.: Finden wir ihn nicht in Strahlow, finden wir ihn in Treptow, finden wir ihn nicht in Treptow, finden wir ihn in Rummelsburg.

(Sattler, Horndrechſler und Friederike links ab.)

Samuel (bleibt mit verſchränkten Armen traurig ſitzen).

Saucischenhändler (geht über die Bühne): Warm ſind ſie noch! Warm ſind ſie noch!

Kleines Handelsmädchen (ihm begegnend): Allerhand hübſche Waren, kooſen Sie! Kleene Prinz von Preußen, ſüß wie Zucker. Harte Dalers, die man ufeſſen kann! Bonbons, un bibliſche Sprüche druf! (ab.)

Elfter Auftritt.

Ruſſiſche Sänger. Vorige.

Die ruſſ. Sänger (gehn langſam über die Bühne und ſingen ein ruſſiſches Volkslied. Wie ſie an den linken Rand der Bühne kommen, ſpringen ihnen aus dem Volkshaufen mehrere entgegen und reichen ihnen Flaſchen zum Trinken).

Ein Mann: Dobre Bratſch, dobre! Preuß und Ruß immer gut Freund!

Die Ruſſen (trinken und ſchütteln jenen die Hand): Jack predſchedzam! Immer gut Freund! (ab).

Berliner und Fremder: Amen!

* * *

Alles eilte an das Ufer und blickte auf den Fluß. Die Prinzen und Prinzeſſinnen fuhren eben auf einer einfachen Gondel vorüber, welche türkiſch gekleidete Matroſen fortruderten. Der ſchwarze Adler zierte die Flagge und verkündete die hohen Herrſchaften. Das Volk glaubte, den König vor ſich zu ſehen, und ſchwenkte dennoch die Hüte, als es ſeinen Irrtum erkannt hatte. – Die Prinzeſſinnen dankten ſehr leutſelig, und die von den hieſigen Einwohnern geliebte Alexandrine, jetzige Erbherzogin von Mecklenburg, ließ ihr Taſchentuch durch die Luft wehen. Das rührte die Berliner dermaßen, daß viele, die gerade Würſte nach dem Munde zu führen im Begriffe waren, zweifelhaft daſtanden und überlegten, ob ſie ihrem Hunger oder ihrem Patriotismus nachgeben ſollten. Endlich ſiegte dieſer, die Wurſt wurde in die Taſche geſteckt und die Hand griff nach dem Hute. Das nenne ich Enthuſiasmus.

Ein Boot will eben nach Treptow rudern; ich denke, wir fahren mit herüber. Denn hier iſt es noch nicht pikant genug. Die Sonne ſcheint zu hell, und die Polizei iſt zu aufmerkſam. Das geräumige Fahrzeug nimmt uns auf und trägt uns auf der glatten Spiegelfläche ſchnell an das Ziel. Neben mir ſaß ein betrunkener Kerl, der die ſchmutzigſten Zoten mit dem das Geld einſammelnden Mädchen trieb. Ich bewunderte den Takt der ganzen Geſellſchaft; nicht das leiſeſte Lächeln zuckte über die Geſichter, und ein ſchönes Jungfrauengeſicht ſchaute ſo ſtill und befangen vor ſich hin, als ob gar nichts vorfiele. Würde ſie auch nur den Blick zu Boden geſchlagen, würde das Gehörte ihr auch nur ein wenig Schamröte in die Wangen gejagt haben.... Gutes Kind,

du mußt entweder die Keuſchheit ſelber, oder es muß mit dir ſchon ſehr weit gekommen ſein. Ich hoffe das erſtere.

In Treptow wiederholte ſich das alte Lied; nur findet man im Garten die ſogenannte anſtändige Geſellſchaft. Er liegt hart am Ufer und gewährt eine höchſt reizende Ausſicht, die, vom Balkon des Gaſthauſes aus angeſehen, die ſchönſte um Berlin iſt.

Allmählich wird es Abend. Die Spree iſt mit unzähligen, ſchwimmenden Lichtern bedeckt, die ſich in der Flut wieder abſpiegeln; die lärmende Menſchenmenge ſendet ihr Echo herüber, und der finſtere Kirchturm erhebt ſich düſter aus ſeiner hellen Umgebung. Von ferne flimmern die erleuchteten Häuſer der Stadt, und ſo weit das Auge ſehen kann, iſt die Spree mit Gondeln beſät. Man glaubt ſich nach Venedig verſetzt, wenn nicht nebenan das: „Donnez-moi für einen Sechſer Kümmel" eines Franzoſen die Illuſion ſtörte. Ich ging in den Park, der ſich hinter dem Garten hinzieht: und war es Täuſchung oder Wahrheit? – ich gewahrte meine Roſe und Lilie von gegenüber, wie ſie in Begleitung jener Reiter durch das Gebüſch huſchten. Ich kehrte ſchnell um: denn wenn die Blumen mich erblickt hätten, würde ich ſie ſobald nicht vom Fenſter aus zu ſehen bekommen haben. –

In Stralau geht es jetzt luſtig her. Die Tanzmuſik erſchallt, und die benebelten Herren drehen ſich im Walzer umher. Da ſind Gruppen und Situationen, die des Hogarthſchen Pinſels würdig wären. Hecken und Gebüſche werden belebt und bergen trauliche Pärchen. Es iſt gut, daß die Polizei, der Mond und die Sterne nicht erröten können. Die Luft weht ſcharf und kühl und mahnt an das Nachhauſegehen; noch mehr aber fordern die Rippenſtöße, muntert das wüſte Geſchrei ringsumher dazu auf. Von den unzähligen Fußgängern ſind $^8/_9$ total betrunken; und ſo mancher, den wir vorher ehrſam an der Seite ſeiner Hausfrau wandeln ſahen, iſt jetzt zum rohen Geſellen geworden, den der Rauſch und die Dunkelheit zu jeder Pöbelhaftigkeit fähig macht. Die Weiber übernehmen jetzt ein ihrer würdiges Geſchäft. Mit welcher Sanftmut geleiten ſie die unmäßigen Männer nach Hauſe, wie reden ſie ihnen zu und ertragen ſanftmütig ihre Flüche und Stöße. Die Kinder laufen in der Dunkelheit voran und ſchreien und weinen. Die Wirte zählen zufrieden ihre Kaſſe nach, und manche bekümmerte Mutter denkt an das morgende Frühſtück.

(J. Jacobſ, „Bilder und Zuſtände aus Berlin".)

Ebenſo iſt, bis auf ein allerletztes trauriges Überbleibſel, auch aus dem Berliner Volksleben der Weihnachtsmarkt entſchwunden, der ſchon vor der Biedermeierzeit viel beachtet und von Wichtigkeit war. Ältere Berliner erinnern ſich des Treibens auf dem Schloßplatz und auf dem Platz vor dem Muſeum noch gut, das plötzlich einen großen Teil der Innenſtadt in ein Feldlager von Buden verwandelte und in einen nie endenden Lärm von Knarren, Waldteufeln und dem Gebrüll der Anrufer tauchte. In ſeiner Blütezeit lockte der Weihnachtsmarkt alle Volksſchichten an, ja, es war gleichſam Überlieferung, daß ihn der preußiſche Hof, die Prinzen und Prinzeſſinnen ſelbſt, mit reichlichen Einkäufen bedachte. – Neben dieſem öffentlichen Weihnachtsmarkt fanden aber bei den großen Konditoren Berlins Weihnachtsausſtellungen ſtatt, verbunden mit der Aufführung von Puppenſpielen, die kleine, oft politiſch gefärbte Theaterſtücke brachte. Eines dieſer Stücke iſt uns erhalten geblieben. Es iſt die witzige Parodie auf Don Carlos, die ein Berliner Buchhändler namens Silvius Landsberger ſchuf, und die zum Amüſement aller Freunde von Berlinenſien der verſtorbene Gotthilf Weißſtein in einem Neudruck wieder herausgegeben hat.

Weihnachten.

Zu keiner Zeit, ſelbſt nicht während des Karnevals, ſieht man in Berlin ein regeres Leben, ein geſchäftigeres Treiben, als um die Weihnachtszeit.

Vierzehn Tage vor dem heiligen Abende fängt der Weihnachtsmarkt an, und der Schloßplatz und die Breite Straße ſind hier ganz mit Buden beſetzt. Während dieſer Zeit ſind die Linden etwas verödet, denn die Sitte bringt es mit ſich, auf dem Weihnachtsmarkte ſpazierenzugehen, die ausgeſtellten Sachen zu ſehen und nebenbei ſelbſt geſehen zu werden. Beſonders beſucht iſt der Hauptgang, die Breite Straße hinauf, und keine elegante Dame wird es verſäumen, ſich bei ſchönem Wetter hier wenigſtens einige Male, wenn auch nicht täglich, zu zeigen.

Des Abends, beſonders die letzten Tage vor dem heiligen Abende, wird der Weihnachtsmarkt befahren, und ſelbſt die ärmſten Familien würden ſich nicht glücklich fühlen, machten ſie ſich dies Vergnügen nicht wenigſtens einmal. Die Mietswagen ſind übrigens in Berlin ſo wohlfeil, daß ſie ſich dieſen Genuß wohl gewähren können, ohne deshalb der Verſchwendung beſchuldigt werden zu dürfen.

Des Abends iſt der Weihnachtsmarkt auch ein Tummelplatz der Verliebten, und wenn man zwiſchen den Häuſern und der Rückſeite

der Buden hindurchgeht, ſo wird man gewiß viele flüſternde Pärchen finden. Doch die Armen, die vielleicht ganz in ihrer Unſchuld ſich unterhalten, ſind der unangenehmſten Überraſchung nahe. Mehrere Male war ich von höchſt komiſchen Auftritten Zeuge, die ich keineswegs gutheißen konnte, über die ich aber doch herzlich lachen mußte.

Viele junge Leute, oft aus den erſten Familien, treiben ſich des Abends ſtundenlang auf dem Weihnachtsmarkte umher, allerhand Ränke und Schwänke auszuführen oder Abenteuer aufzuſuchen. Acht bis zehn dieſer jungen Wüſtlinge gehen, dicht in ihre Mäntel gewickelt, miteinander, denn oft leiſtet ihre größere Zahl ihnen die erſprießlichſten Dienſte. Einer von ihnen tritt zufällig hinter die Buden, da ſtehen zwei Verliebte und plaudern emſig miteinander.

Sie ſcheint Kammermädchen einer vornehmen Herrſchaft zu ſein und ward wahrſcheinlich in den nahen Putzladen geſchickt, noch einige Sachen zur Weihnachtsbeſcherung zu holen, da traf, gewiß ganz zufällig, der junge Mann auf ſie und redete ſie an, um – ſie nach dem Befinden ihrer Gebieterin zu fragen; denn er kennt ſie ſehr wohl und geht faſt täglich in ihrem Hauſe ein und aus. – Aber der Kuß, den er der halb ſich zurückziehenden, halb entgegenkommenden Lippe ſoeben aufdrückt, iſt der auch für die Gebieterin? – Das wohl nicht gerade, indeſſen –.

Doch jetzt haben die oben erwähnten jungen Leute ihren Witz (denn in Berlin heißt alles Witz) vorbereitet und unbemerkt das Pärchen von allen Seiten umſtellt. Raſch ziehen ſie die Knarren, Trompeten, Pfeifen und Waldteufel, die ſie unter den Mänteln verborgen hielten, hervor und tanzen unter wahrhaft teufliſcher Muſik und lautem Lachen und Jubeln eine Ronde um die Liebenden. Erſchrocken fahren dieſe auseinander, und er will Ruhe gebieten, aber ein Blick auf die Zahl der lockern Spaßvögel überzeugt ihn, daß es hier rätlicher ſei, zu ſchweigen. Daher greift er nach der Hand ſeines Mädchens und will, ſie mit ſich fortziehend, den Neckenden entſchlüpfen; aber ruhig bleiben dieſe ſtehen und geben ſich die Hände, wo er durchdringen will. So wird er, wie Papageno in der Zauberflöte, überall zurückgeſchreckt. Während der Zeit hat der infernaliſche Lärm eine Menge Zuſchauer herbeigelockt, und die Abſicht der Spaßvögel iſt erreicht. Laut lachend ſprengen ſie nach allen Richtungen auseinander, und teils wütend teils beſchämt ſchleicht auch das Liebespaar ſich davon.

Auf allen Straßen rufen die Knaben Fahnen, Pyramiden (Weihnachtsbäume) und Waldteufel mit lautem Geschrei zum Verkaufe aus und haben dabei einen ganz eigentümlichen Ton, den man außer der Weihnachtszeit nicht hört, soviel auch sonst in den Straßen ausgerufen wird.

Aber noch etwas ist Berlin zur Weihnachtszeit ganz besonders eigentümlich, und zwar die Ausstellungen bei den Konditoren. An andern Orten findet man zwar ähnliches, aber in der Regel beschränken sich die Ausstellungen auf Gegenstände des Verkaufes. Hier ist dies indessen keineswegs der Fall. Es wird ein Bild aus dem Leben gegriffen, ein öffentlicher Ort, ein bekanntes Lokalereignis, durch kleine Figuren von fünf bis sechs Zoll Größe dargestellt, oder auch wohl ein Ereignis aus der Geschichte oder irgendein Phantasiegebilde. Einige haben auch mechanische Vorstellungen mit beweglichen Figuren. So hatte ein Konditor den Ausgang aus dem Theater, nach Beendigung des Stückes, ein zweiter den Raub der Sabinerinnen karikiert; wieder einer die Eisbahn in dem Tiergarten. Sämtliche komische Figuren Berlins, welche die ganze Stadt kennt, sind auch auf diesen Ausstellungen unter den Miniaturgestalten, aus Ton gebildet, aber größtenteils sehr getroffen, zu finden und ergötzen die Zuschauer, welche sie auf den ersten Blick erkennen, oft weidlich.

Eines dieser kopierten Originale fand sich einst auch auf einer solchen Ausstellung. Es verdroß ihn, und er kaufte die Puppe, kaum aber war er aus dem Laden, so war auch sein Konterfei schon wieder da. Er erfuhr dies, kaufte sich am andern Tage noch einmal, und so auch ein drittes und ein viertes Mal. Aber der Konditor hatte Vorrat und ergänzte das verkaufte Püppchen sogleich wieder. Bald ward dies bekannt, und nun wollte jeder ein solches Männchen haben. Der Konditor lachte sich ins Fäustchen, und der Kopierte schäumte vor Wut, daß er ein verkehrtes Mittel ergriffen und dadurch das Übel nur ärger gemacht habe; denn vorher lachte man über sein Bild, jetzt aber über ihn selbst.

Den heiligen Abend feiert jeder, von dem Könige an bis zu dem geringsten, ärmsten Handarbeiter hinab, und der Fremde, der diesen Tag in Berlin zubringt, müßte fast glauben, daß die Stadt ausgestorben sei, denn das Theater ist geschlossen, die öffentlichen Orte leer und unbesucht, und jeder zieht sich in den innersten Kreis seiner Familie zurück.

(„Berlin, wie es ist.")

Ganz vergeſſen iſt ebenſo unter den Volksvergnügungen jener Zeit das Puppentheater, das, wie die Schilderung von Lenz und Eichler („Berlin und die Berliner") uns zeigt, damals doch noch recht auf der Höhe war und der Theaterluſt niederer Volksſchichten genügte. Auch zu Geſellſchaften wurden in beſſeren Ständen zur Unterhaltung und mehr wohl noch aus Freude an der Urwüchſigkeit des berliniſchen und des ſchlagfertigen, vielfach improviſierten Witzes, Puppenſpieler geladen, die mit ihrem Enſemble eintrafen und ſchnell im Rahmen einer Tür ihre Bühne aufſchlugen. Der letzte dieſer Art, der in Berlin noch bis zum Anfang der 70er Jahre eine Rolle ſpielte, hieß, wenn ich mich recht erinnere, Linde. Immerhin war er ſchon ein ſinkender Stern, und die weithin ſtrahlende Berühmtheit ſeines Vorgängers, des Puppenſpielers Richter, hat er nicht mehr gehabt. Die Theaterforſchung von heute geht wohl nach Möglichkeit daran, die Stücke der Puppenſpieler zu ſammeln, zu rekonſtruieren und zu durchforſchen, da ſie ihre Wurzeln vielfach tief in die Jahrhunderte zurückſenken. Und endlich dürfen wir nicht vergeſſen, daß das größte deutſche Drama auf ein Puppenſpiel zurückgeht.

Wem haben nicht einſt die Augen geglänzt bei Erwähnung eines Puppenſpiels? Wer von uns hat als Kind nicht gelegentlich dafür geſchwärmt, wenn ihm einmal ausnahmsweiſe der ſeltene Genuß eines Puppentheaters zuteil geworden war, wieviel ſchlafloſe Nächte hat vorher das Verſprechen des Vaters, an dem und dem Tage hineinzugehen mit den Kindern, dieſen gekoſtet?

Es iſt eine roſige Zeit, wo man noch an den toten Puppen ſeine Freude hat, und wenn man erwachſen iſt und noch daran ſeine Freude haben ſoll, ſo muß man entweder ungebildet oder verliebt und ledern dazu ſein, wie Wilhelm Meiſter.

Nichtsdeſtoweniger iſt das Puppentheater ein köſtlicher Schauplatz für den Beobachter, und zwar in Berlin nicht ſowohl des Theaters als des Publikums wegen. – Der Italiener iſt eigentlich der Meiſter der Puppenſpiele, und ſeine Lebhaftigkeit befähigt ihn auch dazu, in ſeinen Stücken macht ſich daher auch eine echte Volkstümlichkeit Bahn, was bei uns keineswegs der Fall iſt. Trotz allen Beſtrebungen der Romantiker, das volkstümliche Element herausfinden zu wollen aus unſeren Puppentheaterſtücken, iſt dies doch niemals gelungen; wir finden keine ſtereotype Charaktere in den Stücken, welche aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen zu ſein ſcheinen, wie bei den Engländern z. B. der köſtliche, aber etwas gemeine Punch; nach einem urſprünglichen Fauſte,

von welchem ſoviel geſprochen worden iſt, hat der Schreiber dieſes, aller angewandten Mühe ungeachtet, auch die Spur nicht finden können; über das ganze Repertoire des Berliner Puppenſpiels iſt die ballhornisierende Hand der Halbkultur gegangen, welche freilich an einem ſo theaterſüchtigen Orte, als Berlin es iſt, ſich ſehr bald der Volkspoeſie bemächtigen und ſie dadurch vernichten mußte.

Herumziehende Spiele, Marionettentheater in kleinen Städten mögen wohl noch einige ſchöne Traditionen aufzuweiſen haben. In Berlin exiſtieren dergleichen nicht, wie ich verſichern kann, da ich aus gewiſſen Abſichten einmal das ganze Material der Berliner Puppentheaterdramen durchgearbeitet habe und faſt nichts gefunden, als ſcheußliche Ritterſtücke, welche einſt auf der großen Bühne im Schwange waren, einige Fäuſte aus der Zeit der Romantiker offenbar, wie die hindurchſpielende, gar nicht hinpaſſende Ironie andeutet, Wiener Poſſen, Opern und Märchen in Menge, welche jedoch ſichtbar das Gepräge des Gemachten, nicht unwillkürlich Entſprungenen an ſich tragen.

Das einzig Originelle iſt dabei, in den Manuſkripten, die allerdings ſehr unappetitlich auszuſehen pflegen und der Talg- und Olflecke nicht ermangeln, die Einſchaltungen zu leſen, welche dieſer und jener Puppenſpieler aus ſeiner Praxis mit hineingeſchrieben hat, und die für die Fadheit dieſer Volksbeluſtiger allerdings einen traurigen Beweis liefern.

Man ſagt dem Berliner immer nach, daß er ſehr witzig ſei, und namentlich die unteren Klaſſen zeichnen ſich durch Schlagfertigkeit in Antworten ſehr aus; aber ſobald der Witz Zweck, und zwar Lebenszweck wird, ſcheint es doch etwas ärmlich mit ihm auszuſehen, und auch der Geſchmack daran nicht bedeutend ausgebildet zu ſein. Denn es iſt zu bewundern, wie dieſelben Leute, welche im gewöhnlichen Lebensverkehr wirklich ſo viel Geiſt zu entwickeln imſtande ſind, ſich bei den fadeſten Seichtheiten königlich amüſieren können; erklärlich wird es eben nur durch den Zug im Charakter des Berliners, daß, wenn er ſich amüſieren will, wenn er es ſich feſt vorgenommen hat, er ſich amüſiert, und mag es kommen, wie es will.

Gibt er alſo einmal ſeinen Silbergroſchen oder zwei für ein zu erwartendes Vergnügen aus, und dasſelbe iſt wirklich nicht einen Dreier wert, er verarbeitet es doch geduldig, und – es war hübſch, heißt es

beim Nachhauſegehn. Dabei merkt er es nicht, daß nicht das, was ihn das Amüſement zu verheißen ſchien, das Amüſierende war, ſondern er ſelbſt; es amüſierte nur, inſofern dadurch Gelegenheit gegeben wurde, zuſammenzukommen, und iſt dieſe und ein gültiger Vorwand da, ſo wird letzterer für die Urſache des Vergnügtſeins gehalten.

Mag daher jemand geſtorben ſein, deſſen feierliches Leichenbegängnis entweder an ſeine Bedeutſamkeit oder an ſeinen Reichtum erinnert, oder iſt es gar ein Türke, wie vor einigen Jahren: er amüſiert ſich eben dabei und denkt ganz naiv: „Ach, wenn doch alle Tage ein Türke begraben würde!"

So iſt's auch mit dem Puppenſpiel; es iſt meiſtenteils recht gut beſucht, und faſt alle Tage kann man in den verſchiedenen Teilen der Stadt eines angekündigt finden. Das Dienſtmädchen, der Geſelle, der Lehrburſche, wenn er ſich einmal hinwegſtehlen kann aus der ſtrengen Zucht des Meiſters, außerdem eine ganze Legion „Bummler" aus den niederen Ständen, mitunter auch einige Leute höherer Regionen, der Sonderbarkeit wegen, ſind das Publikum des Künſtlers, welcher die Drähte regiert und ſelten über Undank zu klagen hat, ja mitunter nach ſeinem Tode im Munde des Volkes fortlebt. Beweis jene Parodie von „Lott' iſt dodt":

„Wer iſt dodt, wer iſt dodt?
Puppenſpieler Richter.
Schad' um ihn, ſchad' um ihn,
War ein großer Dichter!"

War er nun zwar auch kein großer Dichter, und der Dichter des ihn ehrenden Couplets ein größerer, ſo wünſch' ich ſeiner Aſche doch Frieden, denn er war es, der zum erſten Male vor mir den Himmel eines Puppenſpieles auftat – ich weiß nicht, ob im Silber- oder Apollo-ſaal; das aber weiß ich noch, daß das aufgeführte Stück jenes zu ſeiner Zeit ſo beliebte Machwerk Julius von Voſſens war: der Stralauer Fiſchzug; es ſpielte dieſelbe Rolle, wie ſpäter das Feſt der Handwerker des ſeligen Angely. Von der Aufführung des Stückes damals weiß ich mir freilich nicht mehr gar viel zu erinnern, das aber weiß ich, daß ich lange dafür geſchwärmt habe, bis der ſtrenge Schulzwang mir leider die Gedanken an dergleichen Allotria vertrieb.

Meine ſonſtigen Studien im Puppenſpielfache habe ich erſt ſpäter begonnen, als mich der Ekel vor dem Theater einen neuen Weg zum Amüſement trieb.

Es läßt ſich auch nicht leugnen, daß ein volkstümliches Puppentheater mit keckem derben, natürlichen Humor uns einen reineren Genuß gewähren würde, als ſo manches, was wir auf dem Theater mit anſehen müſſen, und das verhältnismäßig ein Heidengeld koſtet. Freilich muß man zum Genuß von Volkstümlichkeit nicht gerade zu ekle Nerven mitbringen, und das wollen wir denn jetzt auch tun, indem wir – der geneigte Leſer und ich – uns nach dem Lokale einer Puppendarſtellung hinbegeben. – –

Sieh jenes ſchmierige, räuchrige Haus, etwa mit einem Erkerſtübchen nach der Straße hinaus; ſeine Front bietet eben keinen einladenden Anblick dar, und ſeine kleinen Dimenſionen laſſen nicht vermuten, daß es einen Vorhimmel oder eine Vorhölle zum Komödiengenuß iſt. Und dennoch iſt es ſo. Tritt nur dreiſt hinein in den engen, finſtern Flur, auf dem ein höchſt ſpelunkenhaftes Zwielicht iſt; das Lokal der Kunſt iſt hinten auf dem Hofe, es iſt ein Saal von einer Größe, wie man ihn nicht auf den erſten Anblick zu finden gehofft hätte. Die Kaſſe iſt vor der Tür des Saales; um zwei Silbergroſchen erhalten wir eine Marke, doch milderweiſe mit der Freiheit, ſie gegen Speiſe oder Getränk wieder verwerten zu können und auf dieſe Weiſe das Schauſpiel eigentlich frei zu haben.

Entblöße dein Haupt nicht, lieber Leſer, es gehört hier nicht zum bon ton; zum Teil ſpart man bei dieſer guten Sitte, den Hut oder die Mütze auf dem Kopfe zu behalten, die Mühe des Inderhandbehaltens oder der Aufbewahrung, und iſt außerdem ziemlich ſicher, daß die Kopfbedeckung einem nicht geſtohlen wird, wiewohl ich nicht garantieren will, daß ſie nicht bei etwanigen Handgemengen und zu erwartenden Prügeleien beſchädigt werden oder ganz abhanden kommen könnte.

Gegen Tabaksqualm gibt es nur ein ſolides Mittel, nämlich ſelbſt welchen zu machen; daher zünde dir eine Zigarre an, und dann biſt du ſoweit, der Dinge, die da kommen werden, gemütlich warten zu können. Der Saal, deſſen Farbe zu irgendeiner Art der inconnus gehört, iſt zwar nicht glänzend, aber doch durch einige Blechlampen mit Schirmen

Digitized by Google

erleuchtet, welche an den Wänden und in ziemlicher Höhe hängen, um Mißbrauch zu vermeiden. Ringsherum gehen Logen – ja, ja, Logen, wie man sie nur wünschen kann.

Ein dunkler, durch Ölflecke interessant gewordener Vorhang verhüllt noch das Heiligtum der Kunst, aber ein Klavier davor führt die angenehme Hoffnung zu, auch musikalisch regaliert zu werden.

Publikus ist schon in Menge vorhanden und nimmt lärmend Platz auf den im Saale dicht aneinandergereihten Bänken; Dienstmädchen in der Toilette, in welcher man sie tagüber zum Kaufmann gehen sieht, höchstens mit einem Umschlagetuch um die Schultern; Frauen, die gleichfalls nicht geschmückt zu nennen sind, sondern eben vom Herde zu kommen scheinen und über die Bänke herüber einander unendliche Konversationen sich zuschreien; Handwerker mit der geliebten Pfeife, einen Jungen auf dem Arm, dem von Zeit zu Zeit entweder die Nase geschneuzt oder ein väterlicher Erziehungspuff erteilt wird; junge Menschen aller Art, denen der Übermut und die verwegene Lust, sich um jeden Preis zu ergötzen, auf etwas berlinisch freche Art zu den Augen herausſieht – das sind die gebildeten Zuschauer, welche des Spieles harren.

Der Saal hat sich allmählich gefüllt; das Bestreben, sich gute Plätze zu sichern, hat dem tumultuarischen Hin- und Herlaufen ein Ende gemacht; meistenteils hat man sich schon gesetzt und bereitet sich zum Genusse durch mitgebrachtes Obst oder Nüsse vor; mitunter sieht man auch wohl den einen oder andern der Schnapsflasche zusprechen, von dem Glase Berliner Weißbieres nicht zu reden, das natürlich nicht fehlen darf.

Bereits wird man ungeduldig, man stampft mit den Füßen, und besonders oben in den Logen ist ein Heidenlärm; dorthin begeben sich gewöhnlich die jungen Burschen, welche es auf Verhöhnung des Spieles und am Ende daraus entstehenden Skandal abgesehen haben, und von der Höhe ihres Standpunktes aus mit lautem Schreien die anwesende junge Damenwelt bekritteln und einzelne mit treffenden Bezeichnungen anreden, welche den gerechten Zorn und gemeine Redensarten der Angegriffenen zur Folge haben. Andere Stimmen gebieten wieder Ruhe und machen den Lärm nur noch größer, indem sie zugleich Anlaß zu neuem Streite geben; es ist vorauszusehen, daß es unan-

genehm wird, ehe noch einmal der Vorhang aufgegangen iſt; aber da tönt die verhängnisvolle Klingel, alles ſetzt ſich – aber es war bloß das Signal zur Ouvertüre, welche auf dem Klavier abgehämmert wird von einem Thalberg oder Liſzt, der aber nur unbeſtimmte Wirkungen hervorbringen kann, weil ſein Auditorium ſich ſo laut unterhält, daß nur hin und wieder ein abgeriſſener Akkord durchſchlägt.

„Ruhig, verdammter Klapperkaſten!" ſchreit da eine tiefe Baßſtimme von oben herab, „man kann ja ſein eigenes Wort nicht hören!"

Der Pianiſt, der wohl weiß, daß er bald zu Ende iſt, ſcheint den Befehl gar nicht zu hören, ſondern ſpielt harmlos weiter, bis ihm endlich ein Wurf mit einem abgebiſſenen Apfel auf die Finger das Spiel verdirbt, und die Taſten noch einen letzten krampfhaften Klageſchrei von ſich geben.

„Hoho, bravo!" tönt's von allen Seiten. „Vorhang aufziehen, anfangen, Freudenberg! Anfangen – Bravo! – – Ah – –"

Der Vorhang iſt aufgegangen, der Klaviериſt verſchwindet in eine Tür neben dem Vorhange, um hinter den Kuliſſen ſeine Rolle zu übernehmen, welche er mit mehr Sicherheit dort ausführen kann, als die am Klavier; er hilft nämlich mit „regieren" und Stimmen machen. – Das freudige Staunen nach dem Aufziehen des Vorhangs war wohl größtenteils ironiſch gemeint und legt ſich auch bald, obwohl die zu ſehende Walddekoration maleriſcher Reize gar nicht ermangelt. Es iſt ein Ritterſtück, der Puppenſpieler hat daher heute ſeine tiefſten Noten in der Kehle zu ſtrapazieren und tut es denn auch ſofort in der erſten Szene redlich; ein Kämpe mit ſeinem Schildknappen – dem Kaſperle – tritt auf und hält mit dieſem ein Zwiegeſpräch, das in Fluchen und Prügeln von des Ritters Seite, in naſeweiſen Reden von des Kaſpars Seite beſteht. Bei den Prügeln jauchzen die anweſenden Kinder laut auf, und die Flüche imponieren dem männlichen Publikus, höchſtens daß einmal einer ſagt: „Na, der Kerl iſt eigentlich aber doch zu grob!" Der Ritter geht nun etwas auf Wegelagerung aus und heißt Kaſparn, der keine Courage hat, mitzugehen, hier im Walde warten. Kaſpar entwickelt einen pikanten, mit Anſpielungen und faden Witzen geſpickten Monolog, der aber mit Hilfe des Publikums ganz intereſſant wird; denn das ſpielt ganz gemütlich mit, macht ſeine Randgloſſen, auf die der Puppenſpieler zuerſt Kaſpar antworten läßt, dann aber kunſt-

ergrimmt ſich ſelbſt mit ſeiner natürlichen Stimme einmiſcht und etwa einem Malefikanten die anmutigen Worte hinwirft: „Schafkopp, ick were Ihnen rausſchmeißen laſſen, wenn Sie hier bloß ſtören wollen."

„Na, na, man ſachte, da müßt' ick doch ooch mit dabei ſind! Ick habe hier mein Geld bezahlt, un davor duhe ick, wat ick will!"

„Wir haben ooch unſer Geld bezahlt und wollen Ruhe haben!" rufen nun mehrere, das Geſchrei nach Ruhe wird allgemein, der ſolcher Dinge kundige Puppenſpieler bringt die nächſte Szene, und alles iſt wieder ziemlich ſtill. Der Raubritter beſchließt nach manchen Abenteuern und Saufgelagen, die lärmend auf der kleinen Bühne mit Kaſperſchen Intermezzos vollbracht werden, ſich an ſeinem Könige zu rächen, dem er ſchon lange Rache geſchworen für irgendeine Nichtswürdigkeit. Das Zwiegeſpräch des Königs mit ihm iſt höchſt intereſſant, bis endlich der Verräter der Sache ein Ende macht, an den König heranbaumelt und ſagt: „Biederer Feldherr, edler Gaugraf, empfange dieſen mörderiſchen Stich von meiner Hand." Aber das Unglück will, daß der Arm, welcher das Schwert führt, ſich verwickelt hat und hinter dem Rücken des Mörders mit konvulſiviſchen Zuckungen nach dem Könige ſtößt, der nichtsdeſtoweniger tot zur Erde ſinkt.

Allgemeiner Jubel folgt dieſer Szene, der Mörder wird vom Puppenſpieler in die Höhe gezogen, ihm den Arm wieder einzurichten, und das allgemeine Hohngelächter des Publikums wird ſo groß, daß alle Kunſt des Direktors, der den Ritter wieder herabgelaſſen, unbedingt ſcheitern müßte, wenn ihm nicht ein Gott den genialen Gedanken eingäbe, Kaſpar auftreten zu laſſen und eine witzige Szene zu improviſieren, die hierherzuſetzen zu langweilig für mich und den Leſer ſein würde.

Das Stück ſchleppt ſich ſo von einer Nichtsnutzigkeit zur anderen; wem es nicht gefällt, der amüſiert ſich irgendwie anders, erzählt ſich mit ſeinen Nachbarn etwas, die jungen Herren raſpeln auf handgreifliche Weiſe mit den Mädchen Süßholz, wobei es natürlich an Streit und Geſchrei nicht fehlt.

Der Vorhang fällt unter tumultuariſchem Beifallsruf, die Mädchen ziehen ihre Umſchlagetücher feſter um ihre Schultern, ſchon wird hier und dort eine Lampe ausgelöſcht, indes die Menge, vor Bewunderung wie vor Hitze glühend, ſich dem Ausgange zudrängt, einander zurufend, wild durcheinander lärmend, geſtoßen und ſtoßend, im Dunkeln neckend und geneckt.

Digitized by Google

Der Hof.

In einem Brief an ſeine Mutter äußert ſich Moltke über das geſellſchaftliche Leben bei Hofe, dem er wohl ſelbſt nicht allzu viele Reize abgewinnen kann. Über zwei große Hoffeſtlichkeiten aber, das Feſt der weißen Roſe im Jahre 1829 und die Aufführung von Lalla Rukh nach der gleichnamigen Dichtung Moores, haben wir genaueſte Nachricht und genaueſte zeichneriſche Darſtellung. Die geſamte Berliner Künſtlerſchaft war hier am Entwerfen von Szenerien und Gruppen beteiligt. Die Zeichnungen, die wir von Henſel von den einzelnen Figuren Lalla Rukhs beſitzen, haben etwas von der Feinheit perſiſcher Miniaturen. Sie entſtanden auf Wunſch der Kaiſerin von Rußland, die nach Schluß des Feſtes in den bedauernden Ruf ausbrach, daß es doch zu ſchade wäre, daß es nun vorüber ſei. Wir müſſen in dieſen Feſten bedeutende Äußerungen des Zeitgeſchmacks ſehen und erfreut ſein über das reſtloſe Zuſammengehen der Künſtlerſchaft mit dem Hofe. Das Andenken an ſie hat ſich in weiteren Kreiſen bis heute erhalten, und Streckfuß hat wenigſtens bis heute recht behalten, wenn er ſeine Ausführungen ſchließt, daß ein glänzenderes Feſt niemals bei uns geſehen wurde.

Eine Sache für ſich iſt der Fackeltanz bei fürſtlichen Vermählungen, der aber ſchon damals, dadurch, daß ſich ältere Leute an dieſem Zeremoniell beteiligten, mehr Heiterkeit als Bewunderung erregte.

Berlin, den 8. Februar 1833.

Liebe Mutter!

Mit großer Freude habe ich Deinen lieben Brief vom 23. und alle die guten Nachrichten erhalten, welche er enthielt.

Was mich betrifft, ſo geht es mir gut. Ich bin von früh bis ſpät – ich kann ſagen abwechſelnd mit Geſchäften und Vergnügungen beſchäftigt, denn dieſe werden während des Karnevals als ſehr ernſte Angelegenheit behandelt. Faſt ohne es zu wollen, bin ich in den Strudel der großen Geſellſchaft hineingeraten, der einen ſo leicht nicht wieder losläßt. Die verſchiedenartigſte Tätigkeit erfüllt den Tag. Morgens arbeite ich an einer Beurteilung der ſtrategiſchen Verhältniſſe des

Digitized by Google

Thüringer Waldes oder der geſchichtlichen Bearbeitung des Feldzuges 1762, der Vormittag iſt den Bureaugeſchäften gewidmet, mittags gilt es, ſein Pferd auf der Promenade zu produzieren, welche während der ſchönen Tage, die wir jetzt haben, wirklich glänzend iſt. Die ſchönſten Pferde, die Menge von Uniformen und Equipagen und das dichte Gedränge der geputzten und vornehmſten Damenwelt machen dies ſehr unterhaltend. Nach Tiſche (von Zeit zu Zeit ſchlafe ich aber darüber ein) treibe ich das Studium der Nationalökonomie, obwohl meine eigene mir ſchon genug zu ſchaffen macht. Abends ſtellt ſich der Friſeur ein, der mir das Haar in die geſchmackvollſten Formen bringt, und um 8 Uhr iſt Ball bei dieſem Prinzen oder jenem Miniſter. Hier bleibe ich dann nur gerade ſo lange, als ich angenehme Engagements finde, und oft werden vor dem Schlafengehen noch einige Seiten aus dem Gibbon überſetzt. In den letzten vierzehn Tagen bin ich auf elf Bällen geweſen, habe auf jedem, ſolange ich da war, alle Tänze getanzt und befinde mich gut dabei. Vorigen Sonnabend war ich zum König zum déjeuner dansant befohlen. Dieſe Geſellſchaften ſind klein und erleſen, und man kann ſich's als Auszeichnung ſchätzen, dazugezogen zu werden. Es iſt eine ſeltſame Mode; um 11 Uhr fährt man hin, tanzt einen Walzer, und nun gehen die Herren in einen, die Damen in den anderen Saal, jeder erhält eine ſehr hübſche Blume (gemachte), führt die Dame, welche dieſelbe Blume erhalten, an den mit ebender Blume dekorierten Tiſch. Das ſogenannte Frühſtück iſt aber ein Mittageſſen mit allen Schikanen, mit Schildkrötenſuppen, Auſtern, Kaviar, Trüffelpaſteten und anderen glücklichen Miſchungen der Kochkunſt und den angemeſſenen Flüſſigkeiten. Alles geht darauf in einer großen Polonäſe in den Tanzſaal, wo nun ein förmlicher Ball anfängt, der ſpäter bei Kerzenlicht bis 8 Uhr fortgeſetzt wird, wo der Hof ins Theater fährt. Du kannſt Dir denken, was für ſoignierte Toiletten gemacht werden, wo ſie den prüfenden Blick bei Sonnenlicht beſtehen ſollen. Jetzt wird das Treiben nun aber bald ein Ende haben; die fremden Herrſchaften reiſen ſchon ab.

Heute über vier Wochen, am 30. März, wird bei der Parole befohlen werden, ob ich in den Generalſtab einrangiert werde oder nicht; ich darf indeſſen hoffen, Dir die günſtigere Nachricht zu melden. Dieſe Einrangierung iſt mit einer ziemlich beträchtlichen Gehaltserhöhung,

aber auch mit einer koſtbaren Equipierung verknüpft. Die Uniform iſt eine der hübſcheſten und koſtbarſten, die wir hier haben. Sie iſt blau, mit karmoiſinrotem Kragen und Aufſchlägen mit Silber geſtickt, Hut mit weißer Feder, Degen, ſilberner Schärpe und Epauletts.

(„Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Moltke.")

Jetzt hat es ſieben geſchlagen. Im Schloſſe iſt alles in Bewegung. Der Weiße Saal faßt die eingeladenen Gäſte nur eben; jenſeits, durch alle Kammern, den Ritterſaal, die Bildergalerie ſteht Maske an Maske ſo eng gereiht, als es die gepreßte Bruſt nur irgend noch geſtatten will. Den Zug, den wenigſtens hat jeder von den Tauſenden in dieſen Mauern das Recht, zu ſehen; auf alles andere, den Tanz und jene Magie der Bilder werden ſie Verzicht leiſten müſſen; denn ſo weit der Raum auch iſt, ſo väterlich des Königs Huld, Neigung und Wunſch eines jeden berückſichtigend, dem großartigen Feſte die möglichſte Ausdehnung lieh, allgegenwärtig konnte er nicht machen, was durch Handlung und äußere Bedingnis an Ort und Zeit gebunden iſt, und nur, was der Hof zu ſeinem Zirkel rechnet, fand in dem bezeichneten Gemache Einlaß.

Indes nun Hoffnung und Ungeduld alle Sinne ſpannen, die Schranken gezogen ſind, der Gang, durch den der Zug hindurch muß, freigelaſſen, der Raum in der Mitte mit Polſtern eingefaßt, der verhangene Rahmen im Hintergrunde um ein Drittel der Saalhöhe hinaufgeſchoben iſt, unzählige Kerzen brennen, die Königliche Kapelle, den ſchönen Marſch zu beginnen, wartet, die berühmteſten unſerer Künſtler gefällig ihre Einſicht den Anordnungen der Bilder leihen – bewegt ſich der reiche Hof des Moguls und des ſchönen Aliris, Fürſten der Bucharei, mit allem, was morgenländiſche Pracht und Phantaſie in ſinnvoller Zuſammenſtellung vereinen konnten, aus den entlegenen Kammern, wo wir uns verſammelt hatten, nach den angefüllten Sälen, welche alle, durch wohlverteilte Muſik-Chöre, von den vollen, tönenden Marſchesklängen zugleich erſchallten.

Du kennſt im allgemeinen die Umriſſe der Dichtung, die dargeſtellt werden ſollte. Du weißt, daß der Herrſcher in Delhi, Aurengzeb, ſeine Tochter Lalla Rukh dem Fürſten der Bucharei, Aliris, vermählte und ſie nach Kaſchmir dem unbekannten Bräutigam zuſendet. Auf der

Reiſe ſchließt ſich Feramors, ein junger Dichter, dem Zuge der Prinzeſſin an und verkürzt den langen Weg durch Erzählung lieblicher Märchen. Lalla Rukh fühlt die lebhafteſte Teilnahme für den Sänger. Die Poeſie hat im geheimen ein Band geſchlungen, das beide Seelen unzerreißbar feſſelt. Sie zittert, den beſtimmten Gemahl zu ſehen, und erkennt mit überraſchendem Entzücken Aliris in dem geliebten Feramor. Den fortlaufenden Gang der Entwicklung in einzelnen Momenten zu binden und dieſe als ein Ganzes hinzuſtellen, hatte ſcharfſinnige Erfindung hier die Auskunft gewählt, daß alles dies wie ein Geſchehenes angenommen und jene Märchen, die Lichtpunkte beglückender Vergangenheit, bei einem Feſtſpiele zur Feier des väterlichen Beſuchs durch Lalla Rukh geordnet, beiden verſammelten Höfen in Bildern vorübergeführt werden ſollten. Da nun Liebe die höchſte Poeſie iſt und das Glück der ſchönſten Liebe, des innigſten Familienvereins zugleich hier gefeiert ward, ſo fühlſt Du, wie bedeutungsvoll die Fabel in dieſem Augenblicke ward, wie tief ſie jede Bruſt bewegte.

In einem anziehenden Gemiſch von Rührung, Freude und Bewunderung ordnete ſich demzufolge das Geleit der ſchönſten und geliebteſten Herrſcherfamilie. Den Zug eröffneten indiſche und bucariſche Tänzer und Tänzerinnen. Die erſteren in weißem Mull und Silber gekleidet, die Männer mit Turbanen, die Frauen mit langen, zurückgeſchlagenen, wallenden Schleiern, einen Purpurſchal in den leicht gehobenen Händen. Die Bucharen bunt, die Frauen in geſtreiftem wollenen Stoff, ein vielfarbiges Bandelier über Bruſt und Schulter, breite, abſtehende Schirmmützen, mit Korallen und Juwelen verziert, lange herabhängende Haarflechten und Gold- und Perlſchnüre. Ihre Tänzer in knappanliegenden, langen Röcken, über den Hüften breite, farbige Schärpen gegürtet, weite, bauſchige Beinkleider, rote Stiefel und hohe pelzverbrämte Mütze. Ihnen folgten Edle aus Kaſchmir und der Bucharei, Süd und Nord in Tracht und Haltung wie die vorhergehenden Paare. Beſonders zeichneten ſich die Bucharen-Männer durch Reichtum und Schmuck der Verzierungen aus.

Ihre ſeltſam geſchweiften Mützen, durch Reiherbüſche noch verſchönt, waren zum öftern ganz mit Juwelen überſät, ebenſo Schärpe und Bandelier. Die Frauen, in hohen, goldſtoffenen Pelzmützen, reichen Kleidern, einem Kaftan, mit Zobel eingefaßt, bunten Schärpen, vielen

Juwelen, Perlen, Korallen und farbigen Steinen, ſuchten der Pracht ihres Stammes, wie dem Glanz des ſtrahlenden Feſtes, ſoviel als möglich nahezukommen. Sehr vorteilhaft nahmen ſich dagegen die purpurverſchleierten Kaſchmirinnen an ihrer Seite aus. Wie der glühende Hauch des Oſtens gingen ſie der Sonne voran. Zu ihnen gehörig die bewaffneten Männer in weißer Tunilde, über Arm und Bruſt geſchlungenen echten Schal, einen vielfach gewundenen Turban von gleichem Stoff, den ſchimmernden Dolch und auserleſenen Säbel im Gurte. Verwandt durch Boden, Klima und Oberherrſchaft, von gleicher Tracht wie ſie, nur farblos weiß wie die Einfaſſung des Edelſteins, dem Hofe von Delhi näherſtehend, gehen die Inder dieſen unmittelbar voraus. Was aber ſage ich Dir von den Erſcheinungen, die einem Feentraum entſtiegen, an Farbe, Weſen und Geſtalt dem Fabellande angehören? Nenne ich die Perlen und Rubinen, Smaragd und den bläulich ſchimmernden Opal: du haſt den Blitz nur von dem Strahlenſchimmer, den vielgebrochen das goldene Licht verſendet. Umſonſt hoffte ich, der luſtige Geiſterreigen, der ſich am Putztiſche der erlauchten Frauen niederließ, der Blumenkelche Schmelz, den Glanz buntfarbigen Gefieders, der Silbermuſchel feinſtes Blicken und jene ſüße Glut des Mittagslichtes geſchäftig hier zuſammentrug und Schleier und Gewand wob, wie niemand ſie zuvor geſehen – er ſolle auch mir gefällig ſein und den Spiegel, in welchem er jene Bilder davongetragen, den Garten einer Fee zu ſchmücken, mir nur auf Augenblicke überlaſſen. Die Neidiſchen mißgönnen der Erde ſo viel Glück. Mit farbloſer Feder, ſchwarz auf weiß, ſoll ich Dir die leuchtenden Umriſſe von Aurengzeb und Aliris glänzender Familie hinzeichnen. Zuerſt die jüngſten Kinder des Mogul, die Blüten des Paradieſes von Delhi (die Prinzen Albrecht und Adelbert von Preußen, Carl und Alexander Solms, und Wladislav und Bogislav Radzivill). Sodann die beiden älteren Söhne, Diamantſäulen des Thrones, Bahedur Schah und Dſchrander Schah (der Kronprinz und Prinz Wilhelm, Sohn unſers Königs) und Dara (Prinzeß Luiſe), die Lilie des Gartens. Ihnen gehen voran die drei Schweſtern des gewaltigen Herrſchers: Dſchehanara, Zierde der Welt (die Frau Herzogin von Cumberland), Roſchinara, Licht des Verſtandes (Prinzeſſin Wilhelm), und Surin Banu, die Glänzende (Prinzeſſin Alexandrine). Alle ſo phantaſtiſch, ſo mär-

chenhaft, ſo reich und über allen Ausdruck ſchön gekleidet, daß ich Dich auf die Gemälde verweiſen muß, die eines Künſtlers Hand in genialem Fleiß der Nachwelt aufbewahrt. Abdallah, Vater des Aliris (Herzog von Cumberland), und ſeine Gemahlin (Prinzeſſin Luiſe Radziwill), mit den Prinzen Morad, Zangis und Walli (Prinz Carl, Prinz Auguſt und der Erbgroßherzog von Mecklenburg) die Bucharei beherrſchend, ſind in Tracht und Schmuck dem Abendlande wie dem Orient verwandt. Pelze von großer Koſtbarkeit, ſchwerer Goldſtoff und alle Schätze, die Samarkand und Tibet den ergiebigen Bergesklüften abgewonnen, prangen hier im bunteſten Gemiſch in ſeltener Auswahl. Aliris (der Großfürſt) allein tritt ſchmucklos unter ihnen allen auf. Ein Sohn der Poeſie, von ihrem ewigen Reiz umhaucht, ſchön wie das Unvergängliche, in Jugend, Anmut und Liebesglück ſtrahlend, den Glanz des Sieges auf der Stirn, des Kriegers Blitz im Auge, hoch, kühn, voll ſtiller Glut, ſcheint er dem Sonnengotte gleich, der, irdiſche Pracht verſchmähend, der Erde ſeinen Glanz gefällig leiht. Er iſt des Feſtes König, und groß, wie Könige ſind, genügt ihm, ſich in ſich ſelbſt zu faſſen und ſeiner innern Flamme ſtarkes Licht freien Raum zu ſchaffen. Die Perlen und Juwelen, die er der ſchöpferiſchen Bruſt entwand, ſie flocht die Liebe in ihren Strahlenkranz. Die Märchen ſind es, die uns in Bildern wiederleuchten. Und Lalla Rukh, wie des Himmels Huld, ein roſiges Gewölk, der Sonne erſtes Funkeln verſchämt verhüllend, ſchwebt ſie, hoch auf Baldachine thronend, von Sklaven, die ſich ihrer Feſſeln rühmen, im Triumph getragen, über Fürſt und Volk in ſinniger Betrachtung hin. Der ernſte Blick trägt die bunte Erde, die der ſchöne Mund kindlich anlächelt, dem Himmel näher und ſcheint ſich nur in ſeinem Licht verſtehen zu können. Die Krone, in deren Bogen ſich Demant an Demant reiht, iſt ein duftiger Reif, aus Sonnenſtaub gebildet, deſſen zarter Geſtalt der Steine Glanz, nicht das Gewicht der Steine, aufzulegen ſcheint, und wie aus Wolkenlicht gewoben, fließt der rötliche Schleier darunter hin. Es trifft Dein Auge heller Schimmer, und das Bild, was einzig Dir bleibt, iſt das einer Himmelsroſe, dem Garten der Erde, wie der Liebe, zu ewiger Obhut anvertraut.

(Caroline Baronin de la Motte-Fouqué, „Briefe über Berlin".)

Digitized by Google

„Das Feſt der weißen Roſe.“

Die ſechſte Stunde des Nachmittags war zum Anfang des Feſtes beſtimmt. Auf dem Vorhofe des Neuen Palais ſollte eine ritterliche Übung im Lanzenſtechen und Speerwerfen vom Roß herab nach beſtimmten Gegenſtänden abgehalten werden, wobei alle Teilnehmer in dem Koſtüm turnierender Ritter aus dem zwölften Jahrhundert erſchienen. Zu dieſem Zweck war der Vorhof auf das geſchmackvollſte dekoriert; die rings im Innern desſelben herumlaufenden Treppen hatte man zu Sitzen der Zuſchauer eingerichtet und mit einem Gitter umgeben, welches mit roten, goldgeſtickten Behängen reich drapiert war. In kurzen Zwiſchenräumen flatterten ringsherum die Banner der Farben, in welchen die Ritter gekleidet waren, mit weißen Roſen geſchmückt, und ebenſo war eine reiche Trophäe von Bannern in der Mitte des Raumes an einer Säule aufgeſteckt. Dem Haupteingang des Gitters gegenüber befand ſich die Loge, auf welcher die höchſten Herrſchaften, die Damen im Koſtüme jener Zeit, ſowie alle zum Feſte eingeladenen Perſonen, welche nicht an den Quadrillen teilnahmen, ſich befanden. Ein grüner, goldbeſetzter Baldachin bedeckte ſie. Von beiden Seiten dieſer Loge dehnten ſich die Sitze der Zuſchauer aus, die in ungemein großer Anzahl anweſend waren. Alle Fenſter des Schloſſes waren mit Damen beſetzt, auch die Communs enthielten auf ihren Treppen und den Balkons eine unzählbare Menge von Zuſchauern, wie nicht minder die Plätze zunächſt dem Gitter. Schon dieſer Anblick gewährte ein höchſt anziehendes Schauſpiel. Um ſechs Uhr erſcholl Trompetengeſchmetter, und der Zug der Ritter begann. Zuerſt erſchienen der Wappenkönig und zwei Herolde, in den Hauptfarben rot und blau gekleidet, und baten bei der Kaiſerin um Einlaß für die Ritter; dann rückte der glänzende Zug in den Hof ein, voran ein Korps Trompeter, in Grün und Orange gekleidet. Hierauf folgten zehn Quadrillen von Rittern, die jedesmal aus einem Anführer, dem ein Bannerträger vorritt, zwei Pagen, die Schild und Lanze trugen, folgten, und aus vier Rittern nebſt vier ihnen folgenden Knappen beſtanden. Dieſe Quadrillen waren: 1. Führer der Kronprinz. Vor ihm wurde das Banner von Preußen getragen. Die Ritter waren in Schwarz, Weiß und Gold gekleidet. 2. Prinz Friedrich der Niederlande, vor ihm das niederländiſche Panier,

die Ritter gelb, blau und gold. 3. Prinz Wilhelm, vor ihm das Kur-Brandenburgiſche Banner, die Ritter blau, rot und ſilber. 4. Prinz Karl, vor ihm das Banner von Schleſien, die Ritter gelb, ſchwarz und ſilber. 5. Prinz Albrecht, vor ihm das Banner von Brandenburg, die Ritter weiß, rot und ſilber. 6. Herzog Carl von Mecklenburg, vor ihm das wendiſche Banner, die Ritter blau, karmeſin und gold. 7. Prinz Friedrich, Neffe des Königs, vor ihm das Banner von Hohenzollern, die Ritter ſchwarz, weiß und ſilber. 8. Der Erb-Großherzog von Mecklenburg, vor ihm das Banner von Mecklenburg, die Ritter karmeſin, blau und gold. 9. Prinz Adalbert, vor ihm das Banner der Burggrafen von Nürnberg, die Ritter weiß, rot, ſchwarz und gold. 10. Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Ols, vor ihm das Banner von Braunſchweig, die Ritter weiß, rot und gold. – Der geſchmackvolle Glanz, der blendende Reichtum der Koſtüme, die ſchönen, wohlgeübten, mit dem reichſten Zaumzeug und prächtig geſtickten Schabracken bedeckten Pferde, die ſchöne Haltung der Ritter, die Anordnung des Zuges, alles dies muß man geſehen haben, wenn man ſich einen Begriff von dieſem in der Tat herrlichen Schauſpiel machen will, das von dem heiterſten Wetter begünſtigt wurde, in deſſen leuchtender Sonne Waffen und Rüſtungen prächtig ſchimmerten. Man glaubte ſich wirklich in jene, Tapferkeit und Liebe ſo dichteriſch verklärende Zeit verſetzt. Die Ritter hielten zuerſt einen Umzug, begrüßten die Kaiſerin und die Damen ihrer Farben, und einer bat dann im Namen aller um Erlaubnis, ritterliche Waffenſpiele ausführen zu dürfen. Trompetenmuſik begleitete den Umzug, welche nach und nach auf 115 Trompeten anwuchs und gleichförmig geleitet wurde. Nachdem der ganze Zug den Hofraum wieder verlaſſen und ſich auf dem Platze vor dem Gitter aufgeſtellt hatte, ritten die ſechs erſten Führer in die Schranken, zwei derſelben ſtiegen vom Pferde und übernahmen das Amt der Kampfrichter. Der Wappenkönig rief die Namen derjenigen auf, welche in die Schranken ritten. Hier wurde nun nach Ringſäulen, Mohrenköpfen, Scheiben uſw. in einmaligem Anreiten im Galopp geſtochen, namentlich zuerſt mit der Lanze nach einem Ringe, der aus einem Kranz weißer Roſen beſtand, nachher wurden die Lanzen abgegeben und kleine Wurfſpieße gebraucht, mit denen nach der Scheibe geworfen wurde. Dabei fand die Überraſchung ſtatt, daß jedesmal, wenn die Mitte der Scheibe

getroffen wurde, ein Strauß von weißen Roſen aus der Scheibe ſichtbar ward. Dieſe mehrfache Anſpielung auf das Bild der ſchönſten und zarteſten Blume konnte ihre Deutung nirgend verfehlen; hier mag es genügen, zu bemerken, daß die Geſundheit der Kaiſerin etwas wankend war und ſie blaß erſchien. Die letzte Waffenübung wurde mit gezogenem Schwerte vollführt und beſtand in dem Abnehmen eines zweiten Ringes und in dem Aufſpießen eines auf der Erde ſtehenden Mohrenkopfes. In derſelben Weiſe, wie die vier erwähnten Anführer die erſte Quadrille ausführten, geſchah dies auch durch die noch übrigen vier Anführer und ſodann durch die Ritter jeder Quadrille in der angegebenen Ordnung. Dann rückten alle zehn Quadrillen nebſt ihrem Gefolge wieder ein und führten eine große Quadrille zu Pferde mit den mannigfaltigſten und verwickeltſten Touren auf, wobei beſonders das Gegeneinander-Durchreiten und Anſchlagen mit den Lanzen und Schwertern einen ungemein glänzenden Anblick gewährte. Die Eleganz, Genauigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen war erſtaunenswert. Nachdem zum Schluß wieder ein großer Umzug gehalten worden war, rückten die Ritter in Front gegen die Tribüne der Kaiſerin vor, ſaßen dann ab, forderten ihre Damen auf und traten mit dieſen der Kaiſerin vor, um ſie in das Schloß zu geleiten. Dabei ertönte faſt überraſchend aus den oberen Fenſtern des Schloſſes ein vierſtimmiger Geſang, durch welchen die Feier im Innern des Schloſſes eingeleitet wurde. Zuerſt wurden ſinnige lebende Bilder dargeſtellt, bei welchen die Ritter und ihre Damen Zuſchauer waren. Dann begaben ſich alle nach dem Grottenſaale, wo zwanzig Ritterfräulein und ebenſo viele Ritter eine Quadrille tanzten. Das Orcheſter war unter Lauben von weißen Roſen verſteckt. Der Tanz endigte mit einer huldigenden Gruppe gegen die hohe Königin des Tages. In dem Schauſpielſaale war ein Zauberſpiegel aufgeſtellt, welcher nacheinander die Geſtalten der Erinnerung, Rübezahls, der Bellona, des Kronos und der Aurora in der Form lebender beweglicher Bilder zeigte. – Ein glänzenderes Feſt hatte niemand je geſehen.

* * *

Für gewöhnlich ſind die Hoffeſte weder zahlreich noch glänzend, und beſchränken ſich faſt lediglich auf Bälle bei dem Könige oder den königlichen Prinzen, doch bei außerordentlichen Gelegenheiten finden

zuweilen Feſte ſtatt, bei denen eine wahrhaft königliche Pracht waltet, wie z. B. die großen Redouten auf dem Schloſſe zu den Vermählungen der Prinzeſſin Friederike, Nichte des Königs, mit dem Herzoge von Deſſau, und der Prinzeß Charlotte mit dem jetzigen Kaiſer von Rußland. Dieſe Feſte aber ſind ſchon zu lange her, und es iſt damals zu viel darüber geſprochen und geſchrieben worden, als daß hier eine nochmalige, wenn auch noch ſo kurſoriſche Beſchreibung am rechten Orte wäre.

Bei minder feierlichen Gelegenheiten, z. B. Ankunft fremder Prinzen, Denkfeſten uſw. uſw., werden allgemeine Couren angeſagt, und dieſe ſind wieder doppelter Art, nämlich bloße Cour oder Polonäſen-Cour. Immer jedoch finden ſie auf dem Schloſſe ſtatt, nicht in der eigentlichen Wohnung des Königs, dem vorzugsweiſe ſogenannten Palais.

Zu dieſen Couren iſt jeder Hoffähige ſchon durch dieſe Eigenſchaft geladen. Jeder Referendar, jeder Offizier hat den Zutritt, und der König ſieht es ſogar gern, wenn recht viele ſich bei dieſen Couren einfinden.

Die Damen aber müſſen beſonders bei Hofe vorgeſtellt ſein, doch findet hierbei keine übertriebene, ſtrenge Etikette, keine Ahnenprobe und dergleichen ſtatt, wie denn überhaupt der preußiſche Hof gewiß der iſt, an welchem die wenigſte altväteriſche Hofſitte, das wenigſte Zeremoniell herrſcht. Und wahrlich, man muß den König deshalb loben; denn was iſt die Hofetikette, welche alte, grauköpfige Pedanten ſo oft und ſo viel rühmen, die ſie als den einzigen ſicheren Hort ſtrenger Sitte und Tugend preiſen, was iſt ſie anders, als der veraltete Gebrauch der Vorfahren, der größtenteils nicht mehr in unſere Zeit paßt und eben deshalb nicht ſelten lächerlich wird.

Bei einer Gelegenheit aber hat ſich der alte Gebrauch noch erhalten, und zwar bei Vermählungen in der königlichen Familie, und deutlich zeugt dies für meine ſoeben aufgeſtellte Behauptung.

Gewöhnlich wird das hohe Paar in der Kapelle des Königlichen Schloſſes getraut; hierauf begibt es ſich in das Thronzimmer, und jetzt werden alle Anweſenden zur Cour gelaſſen, d. h. aus einem Saale, der an das Thronzimmer ſtößt, treten ſie einzeln und ohne beſtimmte Beachtung des Ranges heraus, gehen bis in die Mitte des Zimmers, dem Thronhimmel gerade gegenüber, machen hier der Prinzeß und dem

Prinzen eine Verbeugung, hierauf noch eine für das hohe Paar im ganzen, und verlaſſen nun auf der entgegengeſetzten Seite das Zimmer.

Dann verfügt ſich alles nach dem Weißen Saale, und hier erfolgt nun der Fackeltanz, d. h. die Braut tanzt mit ſämtlichen anweſenden Prinzen, der Bräutigam ebenſo mit ſämtlichen anweſenden Prinzeſſinnen, wie ſie im Range aufeinander folgen, eine Polonäſe, einmal durch den Saal, und dabei wird ihnen mit großen Wachsfackeln vorgeleuchtet. Die Fackelträger ſind – alle anweſenden preußiſchen Exzellenzen, und in der Regel wird auf dieſes Vorrecht ein ſolcher Wert gelegt, daß ſelbſt alte podagriſche oder kranke Herren, die ſchon jahrelang nicht an den Hof kamen, ſich bei ſolchen, natürlich nicht gar zu häufigen Gelegenheiten zuſammennehmen, um – ihr Prädikat „Exzellenz" mit der Fackel zu beleuchten.

Nach dem Tanze folgt Spiel der Prinzen und Prinzeſſinnen, und zwar ſpielen ſie – Commerce, das ſie ſämtlich nicht verſtehen, und bei dem daher ein Kammerherr, der es oft nicht beſſer kennt, den Souffleur machen muß. Während dieſer Zeit treten nach und nach alle fremden Geſandten, die Miniſter, Generale, oder ſonſtige Perſonen von hohem Range, an die Spieltiſche, den hohen Herrſchaften perſönlich ihre Verbeugung zu machen, ſprechen zwei oder drei Worte und gehen dann weiter.

Iſt nach einer Stunde das Spiel beendet, ſo teilt die Oberhofmeiſterin der neuvermählten Prinzeß Stücke von deren Brautſtrumpfband aus, und jeder, vom Höchſten bis zum Geringſten, iſt froh, daß die Zeremonie beendigt iſt und das Feſttagsgeſicht abgelegt werden darf.

(„Berlin, wie es iſt.")

Wie das Volk ſich dem Hofe gegenüber verhielt, dem es vor allem zu Zeiten Friedrich Wilhelms III. eine ſtarke liebevolle Verehrung entgegenbrachte, das ſchildert uns der bekannte Schriftſteller und alte Muſikkritiker der „Voß" in ſeinen Memoiren, und er erzählt auch von den ſchweren Unglücksfällen, die ſich durch das Gedränge bei dieſer Vermählungsfeier des nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. mit einer bayriſchen Prinzeſſin ereigneten. Die Zeitungen aber durften, charakteriſtiſch für die damaligen Zenſurverhältniſſe, nicht eine Zeile darüber bringen.

Das Jahr 1823 war bekanntlich das Vermählungsjahr unſeres Königs Friedrich Wilhelm IV. mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth von Bayern. Daß wir Jünglinge uns friſch unter alle Feſtlichkeiten

und feierlichen Anordnungen miſchten, die zum Empfang des hohen Paares getroffen waren, läßt ſich begreifen. Das Glück wollte, daß wir von dem Einzuge desſelben alle Hauptmomente beobachteten, die ihm auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin gewidmet waren. Ich laſſe den Empfang durch die Bürgerwehrgarde zu Pferde und alles damit in Verbindung Stehende indeſſen ungeſchildert und berichte nur einiges Volkstümliche davon. Gleich die erſten der herbſtlich nackten Bäume am Tor waren zu beſonderen Empfangspforten geſtempelt worden, indem einige Knaben für zwei Groſchen geſtatteten, daß man auf einer hohen Leiter, die ſie mitgebracht, hinaufſteige. Man verſichert, daß die jungen Induſtrieritter ſo ſchlau geweſen ſeien, auf den Fortgang des Kurſes ihrer Ware zu achten und, als die Feier vorüber war, ſich erboten, auch jeden herabſteigen zu laſſen, wenn er nur acht Groſchen fürs Hinunterkommen zahlen wollte! Der Stern bei Bellevue (damals „die Puppen", von den erſchreckenden Sandſteinfiguren, die ringsumher ſtanden, benannt) war der Platz, wo die ankommende Kronprinzeſſin hielt und durch die Begrüßung der Bürgerwehr aufgehalten wurde; hier galt es natürlich, in dem Augenblick möglichſt gut zu ſehen, wie dieſer Akt ausgeführt werde. Die Hüte wurden natürlich beim Beginn des feierlichen Momentes abgenommen. Ein unglücklicher Mann hatte einen herrlichen Platz erkämpft und ſtand mit ſeinem ſchweren Filzhut hoch auf dem Kopf. Seine Nachbarn neckten ihn oder machten Ernſt damit, genug, wenige Minuten vor dem Anfang hatten ſie ihm die ſchwarze Maſchine ſo auf ſein Haupt herabgedrückt, daß er in dem Zylinder ſteckte und weder ſehen noch hören konnte. Der ganze Umkreis war auf die Figur neugierig geworden, der es, aller Mühen mit ihren Händen unerachtet, nicht gelang, gegen die Hunderte von Händen, die ringsumher ihren Angriff auf ſie machten, den Hut wieder in die Höhe zu bringen. Und ſo verfloß der feierliche Akt in der Tat, ohne daß der unglückliche Mann, trotz ſeines vorzüglichen Platzes, irgend etwas geſehen oder gehört hätte. Viele andere hatten indes auf ſeine Koſten recht herzlich gelacht. –

Ein Ereignis aber gab es im Lauf des ſpäteren Tages, das aus der Kurzweil binnen wenigen Minuten ein furchtbares Entſetzen bereitete. Die Stadt war zum Abend illuminiert; alle öffentlichen Gebäude prangten in den ſchönſten Lampenausſchmückungen, namentlich war

die Akademie herrlich beleuchtet. Ich war allein ausgegangen, um mir die Illumination zu beſchauen, hatte aber ein paar Freunde getroffen, mit denen ich gemeinſam wanderte; es waren der Leutnant Dannhauer (jetzige General) und ein junger Mann namens Gerth, der als Sohn im Hauſe des Geheimfinanzrat Paalzow auferzogen war, welcher damals als Referendarius in Berlin lebte. Er iſt längſt abgeſchieden, doch General Dannhauer kann die Wahrheit des Geſchehenen noch bezeugen. Auf verſchiedenen Wegen, die wir durch die Stadt machten, trafen wir auch den Fackelzug der Studierenden, und ich entſinne mich, mit einem der Führer (Geh.-Rat Fließ, der auch noch am Leben iſt) über die Richtung, die der Zug nehmen wollte, geſprochen zu haben. Wir begleiteten denſelben eine Strecke und hatten vor, dem Gaudeamus igitur, welches im Luſtgarten geſungen werden ſollte, und dem Verbrennen der Fackeln daſelbſt beizuwohnen. Bei den verſchiedenen Wegen, die wir hier nahmen, hatten wir im Schloß ſchon einen kleinen Vorgeſchmack des ungeheueren Drängens, indem dasſelbe in dem einen Durchgang ſo heftig wurde, daß die jungen Mädchen aufkreiſchten und eines derſelben mit verlorenem Kamm ſich aus dem Getümmel wieder ins Freie drängen mußte. Doch wir jungen Leute nahmen das alles nur von der luſtigen Seite, da unſere Natur durch ſolche Szenen nicht angegriffen wurde.

Die Darbringung des Fackelzuges vollendete ſich nun, und die Studierenden zogen auf den Luſtgarten, um in ſeiner damals freien Mitte einen Rundkreis zu bilden, das Gaudeamus zu ſingen und die Fackeln zu verbrennen. Kaum aber hatte dies begonnen, als ſie von den herzuſtrömenden Volksmaſſen, die gerade dies Schauſpiel ſehen wollten, auf das furchtbarſte bedrängt wurden. Alles ſteuerte gegen die Mitte des Platzes, und wir mußten uns anfaſſen und mit aller Macht rückwärts drängen, damit nur die Studenten nicht in das Feuer ihrer eigenen Fackeln geſtoßen würden. Allmählich ging indes dieſer ziemlich ernſte Kampf vorüber, und wir beſchloſſen nun, zu der großen Feier des Feſtes zurückzukehren, wozu uns aus dem Luſtgarten nur die kleine am Zeughauſe errichtete Laufbrücke blieb. Denn die Schloßbrücke, über welche vormittags die höchſten Herrſchaften, begrüßt von den dreihundert jungen, blau und weiß gekleideten Revier-Mädchen, gefahren waren, blieb für den Abend geſperrt. Wir langten denn bei der Brücke

mit einem mächtigen, dichten Strom von Menſchen an, glaubten aber, in wenigen Minuten den Engpaß zu überwinden. Ernſthaft rückten wir dem Ziel näher, indem wir den Boden der Brücke unter unſern Sohlen fühlten und allmählich darauf vorſchritten. Da ſtaute ſich plötzlich die ungeheure Maſſe ſo auf, daß ſie wie eine Mauer ſtillſtand. Von hinten her jedoch erfolgte immer neuer Andrang. Vor uns hörte man angſtvolle Töne von Frauen und Kindern. Ich blickte noch vergnügt und ahnungslos umher. Jetzt aber erhob ein Gendarm, der etwa zehn Schritt vor uns auf der Brücke hielt, ein heftiges Geſchrei, weil ihn die Volksmaſſe mit dem Pferde gegen das Geländer drängte. Erſchrocken ſah ich umher und entdeckte, daß mein Nachbar, der Leutnant Dannhauer, neben mir erblaßte; wenn ich mich recht erinnere, war ihm der Degen, der ſich etwas verſchoben hatte, ſo heftig in die Seite getrieben. Jetzt überfiel auch mich eine Ahnung des Schlimmſten. Indes ich dachte doch nur, daß die Entgegenkommenden uns auf Augenblicke feſthalten und eine oder die andere Partei ſiegen müſſe. Um das letztere für unſere Seite zu befördern, riefen Dannhauer, Gerth und ich mit lauter Stimme den uns zunächſt Stehenden ein ermutigendes Vorwärts entgegen, und ſie drängten, ſich mit uns vereinigend, aus aller Macht den Linden zu. Aber wir gewannen nur einen oder zwei Schritte Feld, dann war alles wieder feſtgerannt, und die furchtbare Enge war um deſto empfindlicher geſtiegen. Noch gerade hatten wir die eiſernen Scharniere unter unſern Füßen gefühlt, alſo die Hälfte der Brücke erreicht und durften hoffen, die Sieger zu ſein. Jetzt aber ſtand alles wieder feſtgebannt, und nur das entſetzliche Geſchrei einzelner, die ſich von der Gewalt des Gedränges wie zermalmt fühlten, war aus der tobenden Menge zu entnehmen. Da öffnete ſich, wo wir es am wenigſten vermuteten, plötzlich ein Weg rückwärts. Die Strömung ging nach dem Luſtgarten zurück. In ſolchen Momenten hat ſtets die Gegenwart ihr Recht. Wir folgten ihr nachgehend und hatten wieder das Wonnegefühl einer freien Bruſt. Da hemmte uns plötzlich ein neuer Knäuel von Menſchen. Es waren bei der Flucht nach rückwärts einige geſtürzt und lagen, in Gefahr, zertreten zu werden, auf der Erde. Mit aller Macht hielten wir die Nachſtürmenden zurück und riſſen die Gefallenen wieder empor. Bei dieſem Tumult wurde ich von meinem Freunde getrennt. Ich blickte ſeitwärts, ſah das Geländer der Brücke wegge-

brochen, ſchräg gelehnt; die Rettung war da, wenn ich hinüberſprang. Ich führte es aus, indem ich aus dem ſich vor mir windenden Knäuel einen kleinen Knaben emporraffte, ihn in den Arm nahm und mit ihm den Sprung ins Waſſer verſuchte. Doch indem ich auf das Geländer trat, entdeckte ich die unten angebrachte Waſchbank, entſchloſſen ſprang ich hinab und erreichte glücklich das Ziel. Es hatte ſich ſchon eine Menge Menſchen dort unten verſammelt. Aus ihnen ſtürzte eine Frau plötzlich auf mich zu, umarmte das Kind, was ich auf dem Arm trug, als ihr eigenes, und dankte laut Gott für deſſen wunderbare Rettung. Dies war mir der merkwürdigſte Augenblick. – Ich ließ ihr den Knaben und blickte umher, was weiter zu tun ſei. Drüben, jenſeit der Brücke, ſah ich verſchiedene Perſonen raſch von ihr ins Waſſer gleiten, ebenſo ſprangen auch zu uns noch andere herunter. Dies lehrte mich, daß unſere Stellung durch den Augenblick ſehr bedingt ſei, deshalb griff ich raſch nach einer der Kahnſpitzen, die neben der Brücke lagen, ſchwang mich hinauf und erreichte ſo, über verſchiedene Kähne kletternd, wieder den Luſtgarten. Von dort ſchlug ich meinen Weg, dem erſten Plan entſprechend, ein und gelangte mit Umwegen und unter großem Getümmel, aber doch nicht mit erneutem gefährlichen Gedränge, nach den Linden. Hier erblickte ich an der Akademie plötzlich meine beiden Freunde, und wir begrüßten einander mit Umarmung und Kuß, wie auferſtanden. Ein Beweis, daß wir jetzt erſt die Größe der Gefahr, in der wir geſchwebt hatten, recht einſahen! – Wir gingen miteinander in das Weinhaus zu Lutter & Wegner, wohin wir die erſten Nachrichten von dem geſchehenen Unglück brachten; dieſelben vervielfältigten ſich jeden Augenblick, in dem neue Gäſte eintraten. Es wurde viel von ähnlichen Verhältniſſen geſprochen, unter anderm erzählte der Baron Hertefeld von einer Illumination in London, bei welcher er unter einem Kohlenwagen eine Zeitlang Schutz gefunden hatte, bis gegen Morgen das Menſchengetümmel ſich verminderte, und er wieder ins Freie hinaus konnte. – Das Weſentlichſte, was geſchehen war, iſt mir heut nur ungefähr erinnerlich; es waren 70 Tote, teils zermalmt, teils ertrunken; das Unglück war durch einen gebrochenen Wagen, der die Brücke geſperrt hatte, veranlaßt. Der Kommandant ſoll die neuerbaute Schloßbrücke geſperrt gehalten haben. Vergeblich aber wird man durch die Zeitungen eine nähere Belehrung ſuchen; es iſt kein Wort über den ganzen Vorfall

darin enthalten! Ein Beweis, wie unſere Angelegenheiten damals verſchleiert geführt wurden! Es iſt nicht anders, als es über ſechzig Jahre früher mit den Ruſſen erging. Über ihren Aufenthalt in Berlin und ihre heftigen Maßnahmen wollte ich mich, behufs der Novelle Valentin, die ich aus jener Zeit ſchrieb, über einiges aus unſeren Zeitungen belehren. Indeſſen ich fand nichts daſelbſt vor, keinen Buchſtaben, der den Aufenthalt des Feindes in unſerer Reſidenz beſtätigte.

– In ſolchem Zuſtand befanden ſich damals die Blätter, die über unſere Geſchichte belehren ſollten, und ſechzig Jahre ſpäter traf man ſie genau noch ſo an!

(L. Rellſtab, „Aus meinem Leben".)

Die genaue Schilderung des Einzugs Friedrich Wilhelms IV. nach der Krönung in Königsberg iſt intereſſant durch das anſchauliche Bild der Ausſchmückung der Straßen und ferner durch die Rolle, die doch in jenen Tagen in der Maſchinenarbeit und in den großen maſchinellen Betrieben erſt im Erſtehen begriffen war, die Handwerker und ihre Innungen ſpielten; von den Pfefferküchlern, den Siebmachern bis zu den „Raſchmachern".

Zunächſt am Tore empfingen J. J. M. M. rechts das Korps der Schützengilde und links die Maurer, dann folgten rechts die Tiſchler, Pfefferküchler, Siebmacher (am Nikolaus-Bürger-Hoſpital), die Schornſteinfeger, Knopfmacher, Riemer, Poſamentiere und Schneider; links aber die Nagelſchmiede, Klempner, Sattler, Schuhmacher, Zeugſchmiede, Brunnenmacher und Huf- und Waffenſchmiede. Nun ging der Zug, welchem ſich dieſe einzelnen Korps mit ihren Muſiken und Fahnen anſchloſſen, unter fortwährendem Jubelruf der Bevölkerung, beim Wehen der Tücher der bis auf die Dächer mit Perſonen aller Stände in Feſtkleidern beſetzten Häuſer, aus der Großen in die Kleine Frankfurter Straße über, wo nun rechts die Raſchmacher und die Gürtler, links die Dachdecker, Kupferſchmiede und Steinſetzer aufgeſtellt waren. Mehrere Tribünen, welche man in dieſer Straße errichtet ſah, gewährten durch ihre geſchmackvolle Ausſchmückung einen ſchönen Anblick. Von hier ging der Zug in die Landsberger Straße und fand hier rechts die Klein-Böttcher, die Bürſtenbinder, Gelbgießer, Buchbinder und Seifenſieder; links aber die Garnweber, Schiffbauer und

Zimmerleute. Ausgezeichnet durch Laubgewinde und Kränze mit Inſchriften, Hausverzierungen, Schärpen, Fahnen, Girlanden, welche, über die Straßen gezogen, die beiden Häuſerreihen verbanden, und Blumen-Medaillons, die den Namen der Gefeierten trugen, war vor allen dieſe Strecke des Weges, welchen der Wagen J. J. M. M. zurücklegte.

Auf dem Alexanderplatze, der Königsbrücke gegenüber, war eine Ehrenpforte errichtet. Das in ſeinem Hauptkörper 50 Fuß hohe Gebäude bildete ein griechiſches Kreuz, von welchem zwei Arme als Durchgangsbogen dienten und zwei die Eſtraden aufnahmen, auf welchen ſich die Jungfrauen befanden. Die Seitenlänge betrug 40 Fuß, die Torbogen maßen 27 Fuß in der Welte. An den vier Ecken erhoben ſich minarettähnliche Türme, und ein fünfter größerer Turm ſchloß in der Mitte das Ganze. Dieſer Turm war beſtimmt, ein Trompeterkorps aufzunehmen, und hoch über demſelben wehte an einem vergoldeten Schiffsmaſt die Landesfahne. Das Ganze hatte den Charakter eines Zeltbaues; Stützen von Holz in den leichteſten Verhältniſſen, mit Laub umwunden, bemalt, vergoldet, und ähnliches Bretterwerk bildeten das Gerüſt. Dazwiſchen war teils Draperie ausgeſpannt, teils geſtalteten ſich große Öffnungen, namentlich an den Seitenfronten; Tripoden, mit Blumen gefüllt, Feſtons und Kränze ſchmückten dieſelben. Auf der Empfangsſeite ſah man über der Mitte des Tores das allgemeine Wappenſchild der Stadt, dagegen zu beiden Seiten, an den Wänden herablaufend, die Wappenſchilde der acht Stadtteile, Berlin und Kölln an der Spitze. Auf der entgegengeſetzten Seite entſprachen dieſen Wappen die Palmen, eine über die andere emporſchließend. Die beiden Hauptgiebel des Gebäudes prangten mit den verſchlungenen Namenszügen J. J. M. M., darüber hielten plaſtiſche Viktorien in kniender Stellung Votivtafeln mit den Inſchriften: „Willkommen" und „Gott mit uns"; über dieſen wieder bildeten königliche Kronen die oberen Spitzen der Giebel. Mächtige Goldtripoden ſtanden zwiſchen goldenen Adlern auf den obenerwähnten vier Ecktürmen. Kleine Wimpel, abwechſelnd mit den Farben des Königs und der Königin, waren hier um den ganzen Rand des Daches angebracht. Mancherlei zierliche Korbflechtarbeit war an den Kapitellen, den Kronen und als Zierknoten der Laubſäulen benutzt.

Im Innern erhob ſich über den vier Flügeln, als Hauptraum für den Empfang, ein höheres Purpurzelt, von Feſtons getragen, die zugleich einen großen Stern hielten. Rechts und links erhoben ſich die Eſtraden; den auf denſelben befindlichen Damen in weißer Kleidung diente eine große rote Draperie als vorteilhafter Hintergrund.

(Karl Streckfuß, „Der Preußen Huldigungsfeſt".)

Digitized by Google

Wien und die Wiener.

Die Biedermeierzeit hat eine groſse Literatur über das Volksleben geſchaffen und hat es auch an Schilderungen über Wien, an ſatiriſchen ſo gut wie an begeiſterten, nicht fehlen laſſen: ſelbſt ein Dichter von der Bedeutung Stifters findet ſich unter den Schilderern Wiens, und es iſt merkwürdig ſogar für einen nicht allzu guten Kenner der Wiener Verhältniſſe, wieviel von dieſen Wiener Schilderungen noch auf das Heute paſst, denn im ganzen iſt ja die Bevölkerung der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt weit konſervativer in ihren Gewohnheiten als die Berlins, weit ſchärfer umriſſen in ihren Lebensäuſserungen. Vor allem hat Wien noch mehr als Berlin ſich an dem Leben vor den Toren gefreut, den Volksgarten, den Kaffeegarten, den Prater geliebt, der ſich frühzeitig in den Teil für die beſſere Geſellſchaft und in jenen, der für die Volksmaſſen beſtimmt war, ſchied.

Die Hauskultur, alle Zweige des Kunſtgewerbes, vor allem die Miniature, auch die Pflege der Muſik ſtanden in Wien mit ſeinen alten reichen Adels- und Bürgergeſchlechtern höher als im Norden. Und doch hatte das Grillparzerſche Wort, das er Wien entgegenwirft:

Du erſchlaffſt den Lehrer wie den Meiſter,
Wie Fieberhauch weht deine Luft,
Du Kapua der Geiſter!

nicht nur ſeine Begründung in ungünſtigen politiſchen Verhältniſſen, ſondern hängt ebenſoſehr mit Eigenheiten des völkiſchen Charakters zuſammen. Den Stolz Wiens bildete aber ſchon zu jener Zeit das Burgtheater, das ganz im Gegenſatz zu anderen höfiſchen Theatern ſich allein erhielt, ſogar Überſchüſſe brachte, ein auſserordentlich intereſſiertes Publikum hatte, ſtets Direktoren und Leiter von literariſchen Qualitäten beſaſs und für die deutſche Schauſpielkunſt durch Generationen die erſte Stelle einnahm, von der es ja bis heute, trotzdem es mit etwas zu viel Tradition belaſtet iſt, nicht ganz verdrängt wird.

Öffentliche Bälle und Redouten.

Ein Hauptzug im Charakter des Wieners iſt Luſt am Lebensgenuſſe. Er iſt ein Epikureer – und wenngleich nicht durchweg ein grober, doch auch nicht immer einer der feinſten. Der bekannte Vers

Digitized by Google

Schillers: „Immer dreht ſich am Herde der Spieß" - findet bei uns Wienern völlige Anwendung. Das ganze liebe Jahr hindurch gibt es öffentliche Unterhaltungen, Schmauſereien, Muſik und Tanz. Daher mag es kommen, daß der Karneval, dieſe privilegierte Zeit für dergleichen, im Grunde in unſerer Reſidenz keinen beſonderen Typus an ſich trägt und ſich von der übrigen Zeit des Jahres höchſtens durch die größere Anzahl der öffentlichen Anſchlagzetteln unterſcheidet, die da an allen Straßenecken hangen und mit rieſengroßen Lettern all die Herrlichkeiten des heutigen oder morgenden Abends im verlockendſten Stile anpreiſen und verkünden.

Dergleichen ellenlange Affichen gibt es zwar auch das ganze Jahr hindurch in ſchwerer Menge; da finden Réunionen, dort Soiréen ſtatt; hier produziert ſich ein beliebter Volksſänger mit ſeiner Geſellſchaft, dort hat ein berühmter Walzergeiger die allerperſönlichſte Leitung ſeines Orcheſters übernommen; hier konzertiert ein Harfeniſt, dort jodeln zwanzig Alpenſänger aus Lerchenfeld; hier bittet echtes Lieſinger Bier um geneigten Zuſpruch, dort verhofft ſich ſüßer Heuriger die gerechte Teilnahme eines geehrten Publikums; da ſchlägt ein Pudel Karten auf und ſpielt Domino, dort gibt es dreſſierte Flöhe; - kurz an einer und derſelben Straßenecke trifft unſer Auge eine ganze Proſkriptionsliſte von hundert der verſchiedenartigſten Genüſſe, unter denen dem lüſternen Leſer, der ſich heute etwa einen guten Tag machen will, die Wahl oft ſehr ſchwer werden muß.

Nun laßt aber erſt den Frühling anrücken! - Heiliger Saturnus! - welche Sündflut von Annoncen ließeſt du über unſere bedauernswerten Häuſer kommen! - Wer durch dieſes chaotiſche Meer dringt, ohne einen Kompaß um Rat gefragt zu haben - der iſt ein zweiter Kolumbus - wenn er auch dabei entdeckt, daß es nichts Neues unter der Sonne und im Faſching gebe. Hier Bälle - dort Bälle - überall Bälle! -

Sämtliche Lokalitäten ſind geöffnet! Brillante Beleuchtung! - Treffliches, wohlbeſetztes Orcheſter! Für Erfriſchung iſt beſtens geſorgt! - Herr Kapellmeiſter X wird heute ſeine „Unſterblichen" das erſtemal vorzutragen die Ehre haben! - Herr Tanzmeiſter Y wird die Tänze arrangieren! uſf. mit Grazie in infinitum!

Da ſtehen denn die Tanzluſtigen aus allen Ständen um dieſen rieſenlangen Speiſezettel des Karnevals, vom früheſten Morgen an-

gesangen; zählen heimlich in der Tasche die silbernen Häupter ihrer Lieben und berechnen, ob es noch hinlange für den heutigen Abend, und machen dann die rosenrotesten Pläne ungeheurer Heiterkeit!

Die öffentlichen Bälle selbst, die ehemals in den renommiertesten Tanzsälen der Residenzstadt abgehalten worden, sind seit geraumer Zeit nur mehr der Tummelplatz einer sehr gemischten Gesellschaft, mit Ausnahme einiger, der sogenannten geschlossenen Gesellschaftsbälle, worin sich vorzugsweise der Beamtenstand, die begüterten Bürger und gleichstehende Kategorien samt ihrer weiblichen Begleitung bewegen, um in passender Gesellschaft die Freuden des Karnevals zu genießen. Doch davon später - für jetzt wollen wir einen der gewöhnlichen öffentlichen Bälle besuchen; doch muß ich dem Leser, meinem freundlichen Begleiter, in vorhinein versichern, daß es mitunter ziemlich mesquin daselbst zugeht.

Wir wollen nicht lange die Anschlagzettel buchstabieren, sondern den ersten besten Tanzsaal von größerem Rufe besuchen und ein Stündchen in diesem Fegfeuer aller Nichttanzenden verweilen.

Sieh - schon rollen durch die lange Straße Fiakerwägen mit geputzten Tänzerinnen und ihren Chapeaus. Dort vor dem hell erleuchteten Hause halten sie still und schütten ihren reizenden Inhalt in die Arme des goldbetreßten Portiers, der sie höflich zum Salon hinaufweist. Die emporführende Treppe ist mit Teppichen belegt; Oleander und Rosenstöcke duften rechts und links an den Stufen, und von oben herab wirbeln schon die frohen Weisen, die vom Horne Oberons ihre magnetische Kraft geerbt haben müssen. All diese Dinge zusammen mögen wohl tauglich sein der geschmückten Schönen, die daneben die Stufen emporschwebt, das Köpfchen schon in vorhinein ein wenig zu verrücken und sie mit stolzen Ahnungen zu erfüllen von den Triumphen, die sie heute feiern wird, den Eroberungen, die sie heute machen will, und dem blassen, ohnmächtigen Neide mancher Nebenbuhlerin, die minder hübsch und minder geputzt ist, als sie! - Doch - treten wir ein. -

Da geht es ja hoch her! Bin auch dabei! - Doch nein - da bin ich nicht dabei! Diese Hitze, dieser an der Decke emporwirbelnde Staub und Qualm, der die hundert und hundert flackernden Lichtflämmchen wie in einen Nebelschleier hüllt - diese verschiedenartigen Ausdün-

ſtungen, von denen nicht jegliche vom echten Eau de Cologne herſtammt: – und mitten in dieſem Schwitzbade raſen die Leute beim betäubenden Schalle eines im fürchterlichſten Tempo herabgehudelten Walzers wie beſeſſen umher mit keuchendem Odem, glühenden Geſichtern.

(„Wien und die Wiener.")

Alle Wiener ſind auf der Straße gleich gekleidet. – Du erkennſt den Fremden auf den erſten Blick, allein zur gaſtlichen Ehre der Stadt ſei es geſagt, auch darin lebt man, um dich leben zu laſſen. Die ſchwarze Binde mit dem ungeheuren Knoten iſt ein gleiches Symbolum des großen Ordens der Faſhionablen. Der Gehrock hat eine Farbe, einen Schnitt, die Beinkleider hängen gleich tief, die Stiefel oder Schuhe bedeckend. Anders iſt es freilich bei den Damen, die Mode variiert, man will, man muß ſich hervortun, – man gedieh ſchon ſo weit, ſich durch Einfachheit auszeichnen zu wollen, – man trägt einfach geſcheiteltes Haar, ohne Locken! – Aber für den Totalanblick kann der franzöſiſche Putz auf der Straße keine bunte Mannigfaltigkeit gewähren. Nur Federhüte und bunte Schals tragen etwas zur Farbe bei.

Auch vermiſſeſt du, wenn du an Paris denkſt, die Dekorationen der Häuſer, die gebauſchten Tücher und Zeuge, welche die ganze Front einnehmen, Girlanden ſelbſt über die Straße ſchlingend, ein dem Auge wohlgefälliger Scharlatanismus, der in Deutſchland noch nicht Platz greifen will. Auch ſind die Mauern noch mit keinen ellenhohen Inſchriften verſehen. Die gemalten Schilder reichen noch nicht über den zweiten Stock hinaus. Die Läden, elegant und ſchön, kommen den prachtvollen der Boulevards und der Galerie Orleans, wo ein Chemiker die Farbenkompoſition geordnet zu haben ſcheint, – ſo wunderbar glänzt es, – noch lange nicht gleich, aber brillanter, lockender ſind ſie doch als die Berliner.

Ebenſo irrſt du, wenn du denkſt, daß an jeder Ecke die Bratwürſte, oder gar ſchon die Makkaroni dir entgegendampfen, daß der Braten ſich ewig am Spieße wendet. Das ſind ſchöne Bilder der Phantaſie, oder einer Vorzeit, die zur Atlantis geworden. Selbſt in den Reſtaurationen dreht ſich nicht immer der Braten am Spieß, und du mußt mit „Naturſchnitzeln" zufrieden ſein, was du übrigens ganz gut kannſt,

wenn du treffliche Kälberkarbonade zu ſchätzen weißt. Nur die Eisbuden auf dem Graben, die geöffneten Türen der Kaffeehäuſer, welche ihre Stühle und Bänke hie und da bei ſchönem Wetter auf die offene Straße herausſchieben oder Zelte darüber ſpannen, mahnen an ein ſtädtiſches Straßenleben, deſſen Anfang man umſonſt in Berlin verſucht hat.

Aber es iſt doch bunt auf den Wiener Straßen. Du mußt nur nicht verlangen, alles auf einen Blick zu haben, du mußt mit einem geiſtigen Storchſchnabel die Eindrücke konzentrieren. Die Militärs in allen Farben, des Ungarn enganſchließendes blaues Beinkleid mit den kurzen Schnürſtiefeln darüber, ſein Schnurrbart und die Bärenmütze des Grenadiers, der polniſche Jude, der Türke, der Armenier, ſie ſind ſchon ein luſtiger Kontraſt zu der adretten Wienerin, zum feinen Elegant. Noch mehr der zerlumpte Slowake in braunem Mantel, ein Prototyp der Bettlerblöße und des Bettlerſchmutzes, mit geiben Zigeunerzügen und Kohlenaugen (nur eines Murillo Pinſel kann dieſen braungelben Schmutz wiedergeben!), denen das Auge nicht gern begegnet. Man glaubt, man muß verhext werden. Sie ſprechen in einer Sprache oder in unartikulierten Lauten, die kein Sprachkundiger in Wien verſteht, und doch verſteht jeder, was ſie wollen, und kauft ſich gern mit ein paar Kreuzern von ihrer näheren Bekanntſchaft frei. – –

Die Enge der Gaſſen drängt die Fußgänger aneinander; ſo ſcheinen die Hauptſtraßen ſchon um deshalb bei mäßigem Zulauf belebter, als es vielleicht der Fall wäre, wenn alle Straßen Berliner Breite hätten. Haupt- und Modepaſſagen, wie der „Graben" und der Kohlmarkt, bieten faſt jeden Augenblick ein ſo munteres Bild als nur die rue Richelieu in Paris. An ſchönen Sommer- und Feiertagen iſt buchſtäblich Kopf an Kopf, und ſo ungern der Wiener frühen Morgen macht, ſchallt doch von der früheſten Frühe das Geſumme der Gehenden bis in die oberſten Etagen, daß man nicht wohl weiß, wie hier Geſchäftsleute ihre Bureaus nach vorn heraus einrichten konnten.

Die Fuhrwerke tragen indes das meiſte zur bunten Belebtheit des inneren Wiens bei. Wenn man, ohne an die franzöſiſche Hauptſtadt zu denken, die krummen, engen winkligen Gaſſen m Auge hat, ſo begreift man nicht, wie, ohne tägliche Unglücksfälle, und gar ſchnell,

gefahren werden kann. Unſere Polizei müßte ſich mit ſich ſelbſt multiplizieren, wollte ſie, nach Berliner Art, nur in dem kleinen innern Wien ausreichen, hier zu warnen, dort zu hemmen. Die Auffahrten vor den Theatern, Konzerten ſind von einer Enge, daß ſie für Equipagen und Reiter bei uns ganz geſperrt würden. Hier rauſcht und rollt es von Fiakern und herrſchaftlichen Wagen, von Zweiſpännern, und kaum iſt ein Polizeibeamter zu ſehen; die Fiaker ſind ſich da ſelbſt Polizei.

Ihre Kunſt, ſchnell und gut zu fahren, iſt weltberühmt; die Geſchicklichkeit der Wiener, auszuweichen, wird ebenſo anerkannt, und verhältnismäßig ſelten hört man von traurigen Vorfällen.

Halb Wien ſcheint an heitern Tagen nicht auf den Beinen, ſondern auf Equipagen. Die Stellwagen (stage coach) nach den benachbarten Luſtorten kreuzen die Stadt, die Fiaker brauchen nicht ihr: „Foahrn mer Ihro Gnaden?“ zuzurufen, ſie ſind alle beſchäftigt und wetteifern mit den prachtvollen herrſchaftlichen Kutſchen. Was bei dieſen aber einen eigentümlichen Anblick gewährt, den die Gleichheitskultur in den weſtlichen Hauptſtädten nicht zuläßt, ſind die Diener der öſterreichiſchen Ariſtokratie. Hier entwickelt ſich aller Luxus, aller Geſchmack, alle Oſtentation, um die reichſten Livreen ausfindig zu machen, die in Vergangenheit und Gegenwart des madjariſchen und aller ſlawoniſchen Völker zum Vorſchein kamen. Die gold- und ſilberſtrotzenden Jäger ſind nichts dagegen, und die Pracht der Oper wird dürftig gegen dieſe Wirklichkeit, die hinten aufſteht und ſchwebt, hinter einer Kutſche, in der ein einfach angezogener Mann ohne Stern und Band ſitzt. Nicht in dem Maße, wie es bunt iſt, iſt es auch laut in den Wiener Straßen. Mir kann es nämlich ſehr ſtill in einer Gegend vorkommen, wo zehn Windmühlen in der Ferne klappern. So iſt zwar auch hier immer Geräuſch, aber das Geräuſch bleibt monoton, ich vermißte das Individuelle, den Jubel, die Ausbrüche der Freude, die ich mir als Wahrzeichen des Wiener Volkslebens dachte. Nichts von Ausrufern, Guckkaſten, improviſierendem Marktwitz, der, in Berlin ſogar zu Hauſe, hier an der Schwelle Italiens, wie ich meinte, glänzender heraustreten müſſe. Dieſe Luſtigkeit ſcheint indes für Wien in den Würſtlprater gewieſen.

(Willibald Alexis, „Wiener Bilder“.)

Es iſt der 1. Mai, etwas nach vier Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterſte Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorſtadt Leopoldſtadt und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze ſchöne, ungemein breite Straße iſt bedeckt mit einem ſchwarzen Strome von Menſchen, ſo dicht wellend, daß, wenn man jemandem ſagte, er bekomme ein Herzogtum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menſchen ſtreife, er ſich dasſelbe nicht verdienen könnte. Mitten in dieſem Menſchenſtrome, wie Schiffe im Treibeiſe, gehen die Wagen, meiſt langſam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz ſtilleſtehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luſt bekommt, aneinander hinfliegend, wie glänzende Phantome an der ruhigen wandelnden Menge der Zuſchauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Geſtalten der Reiter, und die meiſt prachtvollen Häuſer dieſer Straße ſtehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem ſchiebenden Menſchengewimmel empor, und ihre Fenſter und Balkone ſind beſetzt mit unzähligen Zuſchauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüberfluten zu ſehen und ſich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meiſt ſind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben ſelber wie leibhaftige blühende Frühlingsgeſträuche von den Fenſtern herniederſchauen. Man ſollte meinen, die ganze Stadt ſei um drei Viertel auf vier Uhr närriſch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade dieſe Straße hinab, und du und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Offnung der Straße blicken ſchon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuſtrömen, als würde dort das ewige Heil ausgeteilt. Endlich iſt die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menſchenknäuel lüftet ſich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weiſen dem Wanderer verſchiedene Wege; das zu unſerer Linken trägt auf ſeiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menſchen beſetzt, dem links ſtehenden Gebäude des Bahnhofs zu, wo ſchon die Feuerroſſe pfeifend und ſchnaubend ſtehen, um eine endloſe Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder

gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieſer Roſſe zu einer unſerer Vorſtädte geworden iſt. – Das mittlere Fähnlein weiſt zur Schwimmſchule, die auch heute ihr Eröffnungsfeſt feiert, – das dritte trägt den Namen „Nador" oder „Sophie" oder einen anderen, und ein gewaltiger Arm weiſt die Zufahrt zu dem Dampfſchiffe; weiter rechts auf dem Raſenplan ſtehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf rieſengroßen Leinwanden ſind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als ſie ſelbſt drinnen zu ſchauen ſind, und dieſe Gemälde und dies exotiſche Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange ſtets ein dichtes Gedränge iſt und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen ſich ſchon das lebhafte Verlangen malt, zu ſehen, was denn drinnen iſt. Auf dem Raſenplatze ſtehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuerſteinen, ein Mann mit Spazierſtöcken und einer mit einem Leierkaſten und einem Hund darauf, der gar aufrecht ſtehen und mit dem Schwerte in ſeiner Pfote ſchultern kann. – Aber all dieſen Dingen vorüber geht der hauptſächliche Menſchenſtrom in die ſogenannte Hauptallee hinein; denn dort iſt heute die höchſte und hohe und niederſte Wienerwelt zu ſehen – was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerſchaft nur immer Laune und Reichtum erſinnen konnten, iſt heute in der Hauptallee zu ſehen. Zu beiden Seiten ſind ſchattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter, mitten in der Straße fahren die vielen tauſend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der anderen hinauf, und dieſen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu ſehen und geſehen zu werden – das iſt denn nun eigentlich der Ort, wo ſich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Maſſe an Maſſe, Bewegung auf Bewegung, ſo daß dem ſchwindelt, der es nicht gewohnt iſt. Zu beiden Seiten der Straße ſtehen dicht gedrängt die Zuſchauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, ſchimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort ſchwebt in ihrem Wagen, der ſo leicht wie ein Luftſchiff geht, die Dame des höchſten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber koſtbaren Schmuckſtücken geziert, gleich hinter ihr die

Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die ſie umſchwebt, hier kommt ein Mann, ganz allein in ſeinem Wagen ſtehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum erſten Male paradierend; jetzt ſprengen Reiter vorüber und grüßen in einen Wagen, aus dem die ſchönſten Antlitze entgegennicken, dort ſitzt ein einſamer alter Mann in ſeiner ſchweren Karoſſe, er iſt in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Bruſt, dann kommt ein Fiaker mit ſeligen Kaufmannsdienern oder Studenten – dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es ſich nie erſchöpfen und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch ſo treibt und wallt und quillt, ſo ſiehſt du doch dort ein Schauſpiel, wie es nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge ſteht ein Hirſch, das ſtattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft geſehen, aber ſo toll nicht wie heute, darum ſchaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abſeits in ſeine Auen zurück; auch von den Menſchen wundert ſich keiner, denn ſie wiſſen es ja, der Prater iſt für die Hirſche und Spaziergänger. Und fort flutet es und fort – und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geſchmeide dein Auge blenden, ſo taucht doch, und nicht ſelten geſchieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergeſſen macht, wie es in ſeiner ſanften Schönheit deinem Auge vorüberſchwimmt, daß du ihm gerne nachſchaueſt und es dir öfter iſt, als wäreſt du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien iſt ſo dürftig nicht an Frauenſchönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches oder gar noch ein ſchöneres. Sieh, was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen ſchönen Wagen – wer ſitzt darinnen? – Der Kaiſer und die Kaiſerin. Du wunderſt dich? haſt du dies in Paris nicht geſehen? Hier grüßt man und ſtaunt nicht, daß ſie wie Private unter Privaten fahren; man iſt es gewohnt, und ſie wiſſen, daß ſie im dichteſten Volksgedränge ſo ſicher ſind, wie in ihrem Palaſte. – – Schau', auch der Held von Aſpern iſt da; ſiehſt du, jener ſchwarze Mann iſt es, der mit einem anderen in der Reitallee geht, und den alle grüßen – und warte nur, gewiß ſehen

wir auch noch andere aus dem hohen Hauſe, wie ſie das heutige Vergnügen teilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsſpänner, und fügt ſich in die heutige Wagenordnung ebenſo wie dieſer Fiaker, der eben mit ſeinen zwei mühſeligen Braunen vorüber keucht.

(„Wien und die Wiener.")

Wiener Volksmuſik.

Im Wiener Volksleben ſpielen die Harfeniſten eine ſehr bedeutende Rolle, und ihrer Beliebtheit mag es zuzuſchreiben ſein, daß ſich ihre Zahl vermehrt wie der Sand am Meere. Dem gemeinen Mann iſt der Harfeniſt Erſatz für Oper, Tragödie, Luſtſpiel und Poſſe; bei dem Harfeniſten findet er Unterhaltung, Zerſtreuung, Rührung und Belehrung; letztere freilich nicht immer in der edleren Bedeutung des Wortes.

Das Fortſchreiten des Zeitgeiſtes hat auch auf das Harfeniſtenweſen oder -unweſen ſeinen Einfluß genommen, denn auch unter ihnen haben ſich einzelne zu einer gewiſſen Höhe aufgeſchwungen und eine beſſere Tendenz gezeigt, die nicht ohne Wirkung auf das Volk geblieben. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Der Harfeniſt – im gewöhnlichen Sinne – iſt ein Individuum, das in den Hofräumen der Häuſer, an Straßenecken, auf Spaziergängen im Prater oder dergleichen Orten herumzieht und da einige Lieder kräht, welche er mit einer halb beſaiteten und ſchlecht geſtimmten Harfe begleitet.

Zuweilen verbinden ſich zwei oder mehr ſolcher Virtuoſen, deren einer dann eine Klarinette bläſt, oder eine Violine ſtreicht, daß den Zuhörern das Waſſer in den Zähnen zuſammenläuft, und die in mehrſtimmigen Liedern, bald mit, bald ohne Akkompagnement, zum Mitleiden auffordern. Dieſes Zuſammentreffen der Künſtler führte natürlicherweiſe einen genialen Kopf auf die Idee, eine förmliche Geſellſchaft zu errichten, ſich ſelbſt an ihre Spitze zu ſtellen und als Direktor von den Talenten ſeiner Untergebenen Nutzen zu ziehen.

So entſtanden nun kleine herumziehende Truppen von Harfeniſten, die in Bierſchenken und Praterhütten ihre Bühnen aufſchlagen und da den Pöbel mit ihren Schnacken ergötzen.

Einige begnügen ſich mit Stegreifliedern und improviſierten Komödien, in denen es toll genug zugeht. Die Witze ſind wohl nicht immer

Digitized by Google

die lauterſten, und Sittlichkeit und Moral nicht die Tendenz derſelben. Die Geſellſchaft beſteht gewöhnlich aus einem ſogenannten komiſchen Alten, der zugleich Baſſobuffo iſt; einem Liebhaber, der den Tenor fiſtuliert, und einem Komiker, der ohne alle Stimme Bariton ſchnarrt; dann aus einem oder zwei weiblichen Individuen, die im Jodeln und als Liebhaberinnen exzellieren.

Zur Aufführung ihrer komiſchen Szenen beſitzen ſie eigene Garderobe, die oft ſo ekelhaft ausſieht, als die Perſonen ſelbſt, die ſich damit bekleiden. In ihren Leiſtungen ſind ſie unermüdlich, und das Hurra ihrer Zuhörerſchaft begeiſtert ſie zu immer mehr begeiſtertem Eifer. Ihr Orcheſter beſteht gewöhnlich aus einer Harfe, auf welcher ein Blinder ſein Unweſen treibt.

Daß derlei Geſellſchaften nur vom niederſten Pöbel beſucht und goutieret werden, bedarf wohl keiner Beſtätigung, und es gehören auch robuſte Staturen dazu, dieſe Produktionen zu vertragen.

Bald rang ſich aus dieſem Schlamme hie und da ein beſſeres Individuum los, ſuchte ſich ein anſtändigeres Lokal ſeines Wirkens und wußte ähnlich Denkende an ſich zu ziehen. Auf dieſe Weiſe bildeten ſich Truppen honetterer Gattung, deren Tendenz Beluſtigung des Volkes ohne Zotenreißerei und Sittenloſigkeit war. Sie entfernten nach und nach die weiblichen Mitglieder aus ihrer Geſellſchaft und beſchränkten ſich auf das Abſingen mehr oder weniger bekannter Volkslieder und auf das Rezitieren einzelner Szenen aus Lokalpoſſen, die ohne weibliches Perſonal dargeſtellt werden können.

Das Publikum, welches ſich bei ihren Produktionen verſammelt, gehört ſchon nicht mehr der Hefe des Volkes an und vergnügt ſich an den derben Witzen des Komikers, der ſeine Lieder und Darſtellungen mit den grellſten Lazzis zu würzen verſteht.

Iſt ſolch ein Komiker einmal der Liebling ſeines Publikums geworden, dann wird er aufgeblaſen und ſtolz; er quält den Direktor, iſt launenhaft und ungeſchliffen gegen das Auditorium und ſieht nur mit Verachtung auf ſeine Kollegen herab. Wenn er die Bühne betritt, ſcheint ſein Geſicht zu ſprechen: „Ich bin da, mich ſeht an!" Läßt ſich's einer aus der Verſammlung beigehen, noch ein Wort zu ſprechen, mit dem Glaſe zu klirren oder mit dem Teller ein Geräuſch zu machen, ſo ertönt ſein gebieteriſches „St!", und ein fürchterlicher Blick ſtraft

den Unbeſonnenen für das Verſäumnis der gebührenden Aufmerkſamkeit. Wird er nach vollendeter Produktion nicht energiſch genug applaudiert, ſo verläßt er die Tribüne mit einer Miene verachtenden Zornes und würdigt die Anweſenden nicht eines Blickes. Mancher Theaterdirektor, manches Theaterpublikum könnte da ſagen: „C'est tout comme chez nous!“

Nachdem einmal die Bahn gebrochen, ſchritten die andern wacker vorwärts. Man wollte in ſeinem Fache Ausgezeichnetes leiſten und war ſomit ſorglicher in der Wahl der Mitglieder. Der Direktor forderte, daß ſeine Individuen ein anſtändiges Äußere, ein honettes Betragen gegen das Publikum, einige muſikaliſche Kenntniſſe und eine ziemlich gebildete Stimme beſäßen; er engagierte einen Harfenſpieler, der ſein Inſtrument zu behandeln wußte und der in den Zwiſchenräumen der Produktionen die Anweſenden mit gehaltvolleren Kompoſitionen zu unterhalten imſtande war. Der Direktor oder eines ſeiner Mitglieder ſchrieb für die Geſellſchaft kleine Stücke komiſchen oder ernſten Inhalts, in welche Lieder, Duetts oder Terzetten eingewebt wurden, zu denen der Harfenſpieler die Melodien ſetzen mußte. Dieſe neugebildeten Geſellſchaften verſammelten allmählich ein beſſeres Publikum um ſich, ſie erheiterten mit ihren, wenn auch trivialen, aber doch nicht unflätigen Schwänken und Burlesken einige Abendſtunden und fanden reichlichen Gewinn. Soweit gediehen, war noch ein Schritt zur Verbeſſerung des Harfeniſtenweſens, und bald ward auch dieſer getan. Einige Neuere ſtanden auf und bildeten Geſellſchaften, deren Aufgabe in der Produktion beſſerer Piecen beſtand, die aus ihren Darſtellungen jede Zote, jede Zweideutigkeit verbannten.

Unter dieſen zeichnete ſich vorzugsweiſe Moſer aus, der den Titel „Harfeniſt“ ablegte, und ſich dafür „Volksſänger“ nannte. Daß er dies ohne Anmaßung tun durfte, wird niemand verneinen, der ſeinen Produktionen je beigewohnt. Er verbannte die Harfe und adoptierte das Pianoforte zu ſeinem Orcheſter, um ſeinen Leiſtungen einen Anſtrich von Nobleſſe zu geben.

Wo er mit ſeiner Geſellſchaft Abendunterhaltungen gibt, verſammelt ſich ein anſtändiges Publikum. Die Lokalitäten, die er wählt, ſind zumeiſt Gaſthäuſer beſſerer Qualität, in welchen geräumige Salons die Menge ſeines Publikums zu faſſen vermögen. Um ſeinen Mitgliedern

das erniedrigende Geſchäft des Sammelngehens zu erſparen, führte er das Erlegen eines mäßigen Eintrittspreiſes ein, wodurch überdies die gemeine Klaſſe von dem Beſuche ſeiner Unterhaltungen abgehalten wurde.

Moſer ſelbſt iſt ein artiger, feiner Mann, der in ſeiner Jugend zu einer andern Karriere berufen, aber durch die Mittelloſigkeit ſeines Vaters, eines Trödlers, ſeine Studien aufzugeben genötigt war. Da es ihm durchaus nicht behagte, das Gewerbe ſeines Vaters zu ergreifen, ſo durchreiſte er als Faktotum einer Herrſchaft Deutſchland, Frankreich, Schweiz und Holland und erwarb ſich Sprachkenntniſſe, die ihn nach ſeiner Rückkehr in den Stand ſetzten, als Sprachlehrer einige Zeit Unterhalt zu finden. Mangel an Bekanntſchaften zwangen ihn endlich, zu einer Harfeniſtenbande zu treten, wo er nach jahrelangen, vergeblichen Mühen ſich ſelbſt zum Direktor emporſchwang und als ſolcher bereits einen nicht unbedeutenden Ruf genießt.

Für die Tüchtigkeit ſeiner Leiſtungen bürgt, daß viele unſerer angeſehenſten Journale ſein Lob unverhohlen ausgeſprochen, und daß der Hofkunſthändler, Herr Haslinger, die von Moſer gedichteten und komponierten Lieder in einer ſehr netten Ausgabe veröffentlichte.

Ohne Scheu kann jeder Gebildete in die Lokalitäten treten, in denen Moſer ſich produziert, und ſelbſt Frauenohren dürfen es wagen, ſeinen Scherzen zu horchen.

So komiſch es klingen mag, daß wir oben behaupteten, das Harfeniſtenweſen übe Einfluß auf die Geſchmacksrichtung des Volkes, ſo gewiß und wahr iſt dieſe Behauptung.

Nachdem es den Harfeniſten bei ihren ſtundenlangen Produktionen, deren Hauptelement Abwechſlung ſein muß, häufig an Stoff gebrach und ſie ſich gezwungen ſahen, immer Neues zu bringen, um ihr Publikum für die Dauer an ſich zu ziehen, ſo wählten ſie Lieder deutſcher Poeten, die durch ihre Treuherzigkeit und Volkstümlichkeit das allgemeine Intereſſe erregten. Goethe, Uhland, Vogel, Müller u. dgl. m. wurden auf dieſe Weiſe dem Volke bekannt; die einſchmeichelnden Weiſen dieſer Lieder von Beethoven, Schubert, Kreutzer, Adolph Müller, Proch u. m. a. verſchafften ihnen noch größere Popularität, und bald tönten ſie aus jedem Mund wieder.

Wenn dem Höperäſthetiker dies auch für den erſten Augenblick als

eine Profanierung erſcheint, ſo iſt es doch bei näherer Betrachtung einleuchtend, daß, da der Zweck der Poeſie und Tonkunſt Belehrung und Veredlung des Geiſtes mit der des Herzens iſt, das Volk gerechte Anſprüche auf deren Erzeugniſſe hat.

Der gemeine Mann in Paris trillert mit Begeiſterung die Couplets franzöſiſcher Chanſonnlers; der italieniſche Gondoliere deklamiert oder ſingt mit Emphaſe ganze Geſänge des Arioſt oder des Taſſo, und ſeine Kameraden horchen mit Entzücken und Stolz den unſterblichen Klängen.

Des Volkes Mund entweiht dieſe Lieder nicht; die Namen der Sänger aber ſchreibt es in ſein Herz und pflanzt ihr Gedächtnis von Geſellſchaft zu Geſellſchaft fort.

Die Beliebtheit Moſers iſt außerordentlich, und ſein Ruf hat ſich ſchon außer die Marken Öſterreichs verbreitet.

Mehrere Provinzialhauptſtädte, in die er förmliche Kunſtreiſen gemacht, ergötzten ſich an ſeinen Kunſtproduktionen. Er ſelbſt exzelliert im Vortrage komiſcher Lieder. Sein Tenoriſt hat eine recht angenehme, biegſame Stimme, und ſein Komiker würde für manche Lokalbühne eine ſchätzenswerte Akquiſition ſein.

Die burlesken Szenen von Moſers Feder ſind draſtiſch-komiſch und voll Witz und Laune; zwei ſolche Szenen können manches lahme Lokalſtück vor dem Untergange retten.

Daß ſolche Produktionen ſtets mehr und mehr beſucht werden, läßt ſich leicht erklären. Die Eintrittspreiſe in den Vorſtadt-Theatern ſind im Durchſchnitte ſo hoch geſtellt, daß um denſelben Preis ein Individuum der Mittelklaſſe das Entree bei Moſer und ein beſcheidenes Souper beſtreiten kann.

Mancher ſetzt überdies einen großen Wert darein, die äſthetiſchen Genüſſe mit den materiellen zu verbinden. Bei Bier und Tabak hört und ſieht ſich der Schwank viel beſſer an; man ſtellt geringere Forderungen an die Exequierenden und iſt mit dem Gebotenen bald zufrieden. In dieſem Betrachte machen auch die zahlreichen Harfeniſtengeſellſchaften den Vorſtadt-Theatern ſehr empfindlichen Eintrag, da viele Perſonen ohne jenes Zeitverkürzungsmittel der Theaterkaſſe ihren kleinen Tribut nicht entziehen würden. Das Publikum eines derlei Volksſängers gewährt einen anziehenden Anblick.

Die geſpannteſte Aufmerkſamkeit iſt auf allen Mienen deutlich zu leſen; bei jedem Scherzworte werden Heiterkeit und Frohſinn laut, und weitſchallendes Gelächter übertönt den Vortrag unzählige Male. Alſogleich aber iſt die Ruhe wiederhergeſtellt, und dasſelbe Manöver beginnt von neuem. Unermüdlich wie das Publikum im Hören, iſt die Geſellſchaft im Produzieren, und man bewundert die Ausdauer dieſer Sänger mit Recht, die durch drei bis vier Stunden im erſtickenden Tabakqualme ohne Raſt und Ruhe ihre Lungen in Tätigkeit ſetzen.

Beſonders amüſant ſind bei manchen Harfeniſtengeſellſchaften die Darſtellungen ernſterer Szenen, wobei ſogenanntes Hochdeutſch geſprochen wird. Betonung und Ausſprache, Mimik und Plaſtik bieten da unerſchöpflichen Stoff zur Heiterkeit. Man kann ſich davon keinen Begriff machen, ohne das ſelbſt mitangeſehen und gehört zu haben.

* * *

Rings um die ernſten, hie und da eckig vorſpringenden Wälle unſerer Reſidenz ſchlängelt ſich in runden Krümmungen – eine grüne, rieſige Boa – das Glacis. Von zahlreichen Brückenſtraßen, Alleen und Fußpfaden durchſchnitten und in mancherlei mathematiſche Figuren geteilt, gewährt es, von den Baſtionen aus angeſehen, beſonders abends, wenn alle die hellen Laternen flimmern, einen recht freundlichen Anblick; nicht minder an einem hübſchen Frühlingsmorgen, wo das Grün noch friſch und die Kaſtanien und Akazien noch mit weißen Blütenflocken überſchneit ſind.

Des Morgens iſt es der Exerzierplatz für das Militär, untertags ein Tummelplatz für die fröhlichen Scharen großer und kleiner Kinder, die da Bälle ſchlagen, Drachen ſteigen laſſen und allerlei Kurzweile treiben, während ſich die Wärterinnen unbeſorgt im weichen Raſen lagern und plaudern, da ſie die Erbfeinde der lieben Kleinen, ſcheue Pferde und raſſelnde Fiaker, nicht zu fürchten haben; zugleich gewähren ſeine ſchattigen Alleen Raum für einſame Spaziergänger, Studierende und liebende Pärchen, die ſich beſonders abends hier zahlreich einzufinden pflegen.

Von dieſem grünenden Gürtel nun, der die unmittelbare Vermittlung zwiſchen der innern Stadt und den Vorſtädten bildet und, mit Ausnahme der kurzen Strecke außerhalb des Rotenturmtores, die um-

fangreiche Talle unſerer Reſidenz umſchlingt, bildet ein ganz kleiner unbedeutender Kreisabſchnitt, das Waſſerglacis, gewiß den wichtigſten, meiſtbeſuchten Beſtandteil, und dahin fordere ich den werten Leſer diesmal auf, mich zu begleiten.

Dieſes ſogenannte Waſſerglacis liegt zwiſchen dem Karolinen- und dem ſehr nahen Stubentore und iſt durch die ganze Sommerszeit eine früh morgens und in den Abendſtunden ſehr beſuchte Promenade. Es iſt ein mit Kaſtanien und Akazien bepflanzter Platz, einige hundert Schritte im Umfange, mit zahlreichen Hütten, Pavillons, Tiſchen und Bänken; denn es vereinigt einen Kaffeehausgarten und einen Kurplatz, da es eben von der Mineralwaſſeranſtalt, die einſt ziemlich beſucht war, den Namen Waſſerglacis erhalten hat. – Wollen wir es denn einmal an einem ſchönen Sommermorgen beſuchen!

Da ſitzen an den Tiſchen unter den Akazien und in den Pavillons eine Menge Kaffeeverehrer, faſt durchaus unverheiratete Herren, die, ſtatt ſich zu Hauſe ſelbſt die Finger mit dem heißen Kaffeeſude abzubrühen oder ſich in ein dumpfes, raucherfülltes Kaffeehauslokal in der Stadt zu ſetzen, es mit vollem Rechte vorziehen, im Freien ihr Frühſtück zu genießen, wobei ſie noch den dreifachen Vorteil: eines lauen Sonnenſcheins, der zwiſchen den grünen Zweigen herniederweht, einer hübſchen Ausſicht und einer ganz leidlichen Muſik mit in den Kauf bekommen. – Und ich verſichere dich aus Erfahrung, mein lieber Begleiter, es ſitzt ſich dort ganz gemütlich und behaglich. Man ſchlürft den braunen Mokkatrank in langſamen Zügen, raucht eine wohlduftende Havannazigarre dazu, ſchaukelt ſich bequem im Seſſel nach dem Takte der Muſik und blickt mit bewaffneten Augen hinüber in die Hauptallee, wo die Waſſertrinkenden bei jenem kleinen Hüttchen einen Becher nach dem andern aus den Händen der kredenzenden Hygiea in Empfang nehmen, ihn mit ſauerſüßen Mienen an die widerſtrebenden Lippen ſetzen und endlich den heroiſchen Entſchluß faſſen, bei einem auffordernden Takte der Muſik ſeinen Inhalt hinabzuſtürzen. Dann wandeln ſie auf und nieder, bis der wiederholte Klang des Pfropfenziehers am Pluter zu ihnen erklingt; ein Zeichen, daß die Becher friſch gefüllt wurden. So wiederholt ſich dies, bis jeder Gaſt die ihm vorgeſchriebene Anzahl Becher geleert hat. Doch muß ich hiebei bemerken, daß ſich die Anzahl der Waſſertrinkenden ſeit einigen Jahren bedeu-

Digitized by Google

tend vermindert hat; denn jetzt macht niemand mehr die Mode mit, was damals der Fall war.

Andere ſitzen auf den Bänken und leſen, lorgnettieren, rauchen oder tun ganz und gar nichts; einige gähnen; andere ſtehen auf, wenn der Mann mit dem Notenblatte ſich ihrem Horizonte nähert; die Damen beſchäftigen ſich mit weiblichen Arbeiten; die Kindswärterinnen zanken mit den Kindern, und ich kenne ſogar einen, der ſeinen zwei Schülerinnen am Waſſerglacis Vorleſungen in der Äſthetik hält, ohne ſich durch die manchmal entſetzlich falſchen Akkorde der Muſik oder durch das Schreien eines unäſthetiſchen Kindes oder das bekannte Plutzerklopfen irremachen zu laſſen. Rendezvous werden gehalten – manchmal auch nicht – wobei gewöhnlich der umſonſt harrende Teil ſeinen Gram in einer Melange und etlichen Kipfeln beſtattet.

So geht dies ſtille Treiben fort bis gegen den ſpätern Vormittag, wo die Sonnenſtrahlen etwas feuriger werden und die matt werdenden Muſiker verjagen, mit deren Abgang ſich ſo ziemlich alles zerſtreut.

Untertags ſiehſt du faſt niemanden am Waſſerglacis – als höchſtens einige alte Herren, die nach dem Eſſen ihren „Schwarzen" trinken und die beiden politiſchen Orakel, den „Beobachter" und die „Allgemeine", mit tauſend unwilligen Rufen vom Markör fordern, der ſich aber achſelzuckend entſchuldigt, indem die „Allgemeine" ſchon in der Hand ſei und der „Beobachter" ſchon pränumeriert.

Ziehen wir aber abends den Vorhang empor – und du wirſt ſtaunen, beſonders wenn es an einem ſchönen Sonntagsabende geſchieht. Du ſiehſt – mit Abrechnung der Equipagen und Reiter – ein kleines Daguerreotyp des Praters. Viele Lampen blitzen an den Bäumen, auf den Tiſchen; – ein Schwall von geſchmückten Luſtwandelnden durchzieht in beſtändiger Kreiſung die drei kurzen Alleen; die Muſik iſt beſſer und vollſtimmiger; alle Tiſche ſind beſetzt; alles ruft, klingt an die Gläſer, ſchleppt Stühle herbei, die von andern Tiſchen mit Gewalt oder Liſt entwendet wurden – kurz, das Waſſerglacis hat ein ganz verändertes, aufgefriſchtes Ausſehen.

An den Bänken aber längs der Bäume würdeſt du vergeblich einen Platz ſuchen – alles iſt von Zuſchauern beſetzt, die das bunte Gewimmel vor ihren prüfenden Blicken die Revue paſſieren laſſen. Tauſend verſchiedene Dinge ſiehſt du und hörſt du, wenn du dich in die bunte

Digitized by Google

Menge begibſt. Komme aber nach acht Tagen wieder hierher, und in ein paar Wochen wieder, ſo kennſt du den größten Teil aller derer, die da vor dir umherwandeln oder in den Reihen der Bänke figurieren; denn das Glacis hat ſein ſtabiles, eigenes Publikum, welches nur einen ganz geringen Beſtandteil fremdartiger Elemente in ſich faßt.

Größtenteils ſind es Beamte mit kleinem Gehalt, die auf der nahegelegenen Landſtraße wohnhaft ſind, oder bemittelte Bürger ſamt ihren geputzten, wohlbeleibten Ehehälften, elegante Ladendiener mit ihren Marchand-des-Modes-Mädchen, die, ſo ſehr ſie ſich auch zieren, und ſo kokett ſie auch ausſehen mögen, doch lange nicht ihrem unerreichbaren Vorbilde gleichkommen, der Pariſer Griſette, von welcher ſie in den Werken ihres Lieblings Paul de Kock ſo viel Neckiſches und Anmutiges geleſen haben, und die ſie um ihr freies, ungebundenes Benehmen höchlichſt beneiden.

(„Wien und die Wiener.")

Nirgends auf der Welt werden ſo viel und ſo oftmal die Hände geküßt wie in Wien, wie in Öſterreich. In Geſellſchaften, auf der Straße, beim Begegnen, im Theater küſſen die Herren den Damen die Hände, bei jedem Anlaſſe von Abſchied und Begrüßung, vor und nach Tiſche, vor und nach dem Tee, werden den Damen die Hände geküßt; oder beſſer: laſſen dieſe zum Handkuſſe vor. Selbſt Männer küſſen einander die Hände, Geringe den Vornehmeren, der Bauer ſeinem Gerichtshalter, Grundherrn, dem Geiſtlichen, dem Schullehrer uſw. Die Maſſe des Händeküſſens iſt demnach ſo groß, daß man, wo man nicht auszureichen imſtande iſt, eine Redensart als Surrogat dafür erfunden hat. Tritt man nämlich in Geſellſchaft, und die Anzahl der Damen iſt über zwanzig, ſitzen ſie zudem vielleicht bei den Spieltiſchen oder ſonſt zerſtreut oder verſchränkt, daß man ihnen ſchwer beikommen kann, ſo verbeugt man ſich gegen jede und ſpricht bloß: „Ich küſſe die Hand!" Wohlzumerken: die Hand – und es iſt ſo ſo gut, als wenn's wirklich geſchehen wäre. Hat man aber Gelegenheit zur Anbringung des natürlichen Kuſſes, ſo darf man es durchaus nicht unterlaſſen. Bei Tiſche und im Geſpräche geſchieht es täglich nur vom Anfang und zu Ende, die übrigen Kuß-Applikations-Gelegenheiten werden bloß mit der Redensart ausgefüllt. Das „Ich küſſe die

Hand" hat aber ſeine verſchiedenartige Bedeutung, und nur ein Stutzer von Geiſt und Geſchmack wird wiſſen, wo es gut und mit welcher Betonung anzuwenden ſei. Statt aller Antworten, als Bejahung, Verneinung kann man es auch durchaus anbringen, es verſchlägt da nichts und zeigt höchſtens von großem Reſpekte.

Ich will ein Beiſpiel geben. – Frägt eine Dame: „Wie iſt Ihr Befinden?" ſo antwortet der Mann lächelnd: „Ich küſſe die Hand!" und das heißt ſoviel als: gut. – Fragt ſie: „Waren der Herr Baron geſtern im Theater?" ſo antwortet er mit einer Beugung des Kopfes: „Ich küſſe die Hand." Fährt ſie zu fragen fort: „Wie hat Ihnen die Muſik gefallen?" ſo erwidert er mit einem Achſelzucken: „Ich küſſe die Hand!" und das heißt: nicht zum beſten. – „Darf ich Ihnen noch ein Stück Braten vorlegen?" heißt es bei Tiſche, und die Antwort iſt mit etwas erhobener Stimme und Nachdruck auf dem letzten Worte: „Ich küſſe die Hand!" und das heißt ablehnen. – Wird man gefragt, ob man mitfahren, mitſpielen, mittanzen oder -ſingen wolle, und man willigt ein, ſo neigt man das Haupt, ſcharrt mit dem rechten Fuße etwas nach hinten und ſpricht devot: „Ich küſſe die Hand!" Wollen Sie mir den Arm geben? forſcht die Dame beim Nachhauſegehen und beim Einſteigen in den Wagen, und man biegt den rechten Ellenbogen und flüſtert wie beglückt: „Ich küſſe die Hand." –

Die übrigen Arten, Modifikationen und Betonungsweiſen hier anzugeben, würde weitſchweifig ſein. Einen Mann von Welt muß dieſes hier der Inſtinkt lehren, hat er ſich erſt ein wenig eingebürgert. Darum aber meinen auch die Wiener Damen von allen Fremden, daß ſie ſteif und unbeholfen ſeien, weil ſie die Arten und Weiſen der Händeküſſungen nicht innehaben. Indes ſo was erlernt man, wie geſagt, bei glücklichen Fähigkeiten bald.

Übrigens iſt ſelbſt unter Männern, die einander reſpektieren wollen, üblich, daß ſie einander bejahend, ablehnend, dankend das ſubmiſſe „Ich küſſe die Hand!" alle Augenblicke entgegenwerfen. – Der Handkuß iſt alſo hier lange nicht in dem Maße Sache der Demut oder Verehrung, als er Sache der Höflichkeit, der Modeanſtändigkeit iſt.

(„Wien, wie es iſt.")

Das Wiener Burgtheater hat matte Dekorationen, keinen brillanten Kronleuchter, nicht ausgezeichnet ſchöne Koſtüme, es liegt in einem Winkel der kaiſerlichen Burg und es wird darauf weder geſungen noch geſprungen. Außerdem herrſcht noch manches Veraltete, zum Beiſpiel, daß die Schauſpieler ihre Rollen lernen, die Stücke, ehe ſie gegeben, einſtudiert werden, und das Publikum auch Konverſationsſtücken Aufmerkſamkeit zollt.

Es ließe ſich ein dickes Buch über dieſe Mißbräuche ſchreiben, die wohl mit der Zeit ihren Anforderungen weichen werden. Jetzt iſt es aber noch buchſtäblich ſo, und was dieſen abnormen Zuſtand noch abnormer macht, iſt, daß das Theater faſt keiner Zuſchüſſe bedarf, vielmehr ſich durch ſeine Einnahme, ohne Kunſtſtücke, hält und ſo hält, daß Wien nicht allein durch die bedeutendſte Gage die bedeutendſten Schauſpieler anzieht, ſondern auch ſelbſt die deutſchen Dichter anſtändig honoriert.

Sage ich noch, daß die Generalintendanten und Direktoren dieſes Theaters immer wenigſtens etwas von ihrem Geſchäft verſtanden und es mit Eifer und Liebe betrieben haben und betreiben, ſo, fürchte ich, meint man, ich ſchreibe ein perſiſches Märchen.

Darum ſchweige ich von dem eigentlichen Theater, wiewohl auch um deshalb, weil ich mir vornahm, in dieſe Wiener Szenen nichts zu miſchen, was nicht in Wien zu Hauſe gehört, und darunter befindet ſich das nicht, was wir eine Theaterkritik nennen. Indirekt wird das Wiener Burgtheater von jedem Kritiker gelobt, der über den Verfall der Hof- und Nationaltheater anderwärts klagt; aber neben dem vielen Lobenswerten und ſehr vielem Anerkennenswerten iſt doch auch viel zu rügen. Dies führte mich aber gerade zu dem, was ich vermeiden will, zur Kritik.

Ich laſſe Schauſpieler und Direktion hinter ihrem Vorhange und führe lieber den Leſer in das Publikum. Dies allein iſt ein Schauſpiel für uns, merkwürdig wie ein überſeeiſches Naturwunder: ein Publikum, das faſt immer zufrieden iſt und ſehr oft in der Wonne des Entzückens ſchwelgte. Du glaubteſt, aus einem Berliner Parterre plötzlich in das Wiener getreten, in ein Land der Unſchuld dich verſetzt. So gibt hier alles Achtung, freut ſich, nickt und blickt dem Schauſpieler, dem Dichter, dem Drama zu. Ein zehnmal geſehenes bürgerliches

Schauſpiel, ohne die Blitzwirkungen der Überraſchung wird mit derſelben Andacht verfolgt, wie das erſtemal, und es brauchen nicht außerordentliche Darſtellerkräfte darauf verwandt zu ſein. Man freut ſich, und nicht bloß am Sonntage, noch recht innig, wenn das Laſter beſtraft wird, man weint mit der Tugend, wenn ſie ſich auch noch nicht beſſer zu helfen weiß als durch ſentimentale Redensarten.

Das Gepfefferte und Geſchraubte iſt noch eine Rarität, die Sprachweiſe der Ironie noch fremd. Ein lauter Applaus könnte dich täuſchen, denn du haſt nichts gehört, was ihn hervorrief, als irgendeinen rührenden Gemeinplatz; aber auch das iſt nicht ironiſcher, es iſt der aufrichtig gemeinte Beifall der Teilnahme. Nichts von Zuſammenſtecken der Köpfe, nichts von Kichern, von zugeflüſterten Bonmots, es ſind alles Freunde, die leben und leben laſſen, und darunter, was dir am befremdendſten vorkommt, ſolche jugendliche Stutzer, welche in andern großen Städten nur für den Blick einer Tänzerin die Hände rühren.

Aber es iſt in dieſem Publikum die Beifallsfreude nebenbei ein Bedürfnis. Äußern muß ſich etwas. Unwille iſt nicht erlaubt, höchſtens Mißfallen durch Schweigen, Gähnen, leiſes Ziſchen. Alſo da ſie nicht trommeln und pfeifen dürfen, auch wenn ſie möchten, ſtrömt der ganze phyſiſch-pſychiſche Drang in Applaus aus. Man klatſcht, man ſtampft, man ruft bravo, da capo bei jeder Gemüts- und Sinnenbewegung. Doch auch ſelbſt der Freudenäußerung ſind Grenzen geſetzt. Das Vorrufen iſt nicht erlaubt – nur die Gaſtſpiele ſind ausgenommen –, dafür empfängt man die Lieblinge. Um ſich für dies Verbot in den Theatern ſchadlos zu halten, iſt des Klatſchens, Bravorufens und Hervorrufens in den Konzerten kein Ende. Inſtrumental- und Vokalmuſik der Sänger wird dort zur Nebenſache gegen die Vokalmuſik des Jubels.

Und immer iſt das Theater gefüllt, bei Kotzebue und Iffland, bei Raupach und Schiller. Iſt es auch nicht immer, was man in der techniſchen Sprache dafür Natur nennt, ſo iſt die Kunſt dabei doch ehrenwert und liberaler Art. Nicht den devoten Schleichern, den Vettern und Gevattern von Portiers und Theaterſchneidern, ſondern den Kunſtfreunden trägt man den freien Eintritt an und betrachtet es als eine Ehrenſache; wie denn die ganze Theateradminiſtration, bei manchen Mängeln, das Gepräge des Nobeln ſehr zu ihrem Vorteil gegen andere Hofbühnen an ſich trägt.

Digitized by Google

Der altmodiſch langrunde Bau des Burgtheaters und ſeine Verzierungen ſtimmen zum Charakter dieſer Bühne. Der moderne Glanz fehlt dem Äußern wie dem Innern. Auffahrt und Eingang ſind zugleich Hauptdurchfahrt von der Stadt zur Burg. Aber man tritt hinaus in einen der ungeheuern Höfe dieſes Kaiſerſchloſſes, das in ſeinen behaglichen Dimenſionen auch den Charakter des patriarchaliſchen Regiments abſpiegelt, Größe und Behaglichkeit, wenig Schönheit und Eleganz. Aber ſchon das Maſſenhafte imponiert. Wenn du durch dieſe Höfe mit ihren bis in die Wolken durch helle Fenſter erleuchteten Mauern gehſt, überkommt dich das Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit, du weiſt, obgleich das Theater in der Burg iſt, iſt es doch nicht die Hauptſache, es iſt nur der kleine Teil von einem großen Ganzen, Hof ſo an Hof und alle verbunden durch weithinlaufende Korridore, welche an ſtürmiſchen Tagen vielen Theatergängern einen Teil ihres Weges geſchützt im Trocknen zu machen erlauben. Den Winter geheizt, ſind ſie der Armut geöffnet.

(Willibald Alexis, „Wiener Bilder".)

Digitized by Google

Mit der Figur des Eckenſtehers Nante, die von der Bühne herab im Königſtädtiſchen Theater durch den Komiker Beckmann glücklich verkörpert wurde, begann, noch bevor Glaßbrenner ſeine großen Erfolge hatte, der Berliner Lokalwitz und vor allem die Berliner Redeweiſe, die bisher als nicht ſalonfähig gegolten hatte, ſich die Literatur und das Theater zu erobern, ja ſelbſt die Hofkreiſe und der witzige Kronprinz bedienten ſich mit Vorliebe des Berliner Jargons, und der Kaiſer von Rußland verſäumte nie, ſowie er nach Deutſchland kam, ſich nach den letzten Berliner Witzen und Redeblüten zu erkundigen. Die Figur des Eckenſtehers ſelbſt iſt erſt durch den braven Dienſtmann erſetzt worden, um heute in Zeitungsverkäufern und Meſſengerbohs uniformiert höchſt geſittete, aber gegen die einſtige Urwüchſichkeit doch recht degenerierte Enkel zu beſitzen.

Die Holteiſchen und Angelyſchen Arbeiten wurden zum Teil wahre Zugſtücke, aber ſie erreichten noch bei weitem eine kleine Poſſe nicht, welche zum Verfaſſer den Komiker Friedrich Beckmann hatte. „Der Eckenſteher Nante im Verhör" war der Titel des Stückes, welches ein wahrhaft unglaubliches Aufſehen machte, unendlich oft und immer vom rauſchendſten Beifall begleitet gegeben wurde.

Die Eckenſteher, welche jetzt völlig ausgeſtorben ſind, denn die heutigen Dienſtleute gleichen ihnen nicht mehr als das heutige Berlin dem damaligen, waren berühmt wegen ihres dreiſten Witzes und ihrer Trunkſucht. Beckmann hatte einen von ihnen, Nr. 22, zum Helden ſeines Stückes gemacht, und da er ſelbſt mit unübertrefflicher Meiſterſchaft die Titelrolle ſpielte, ſo hatte er das Berliner Publikum ſo bezaubert, daß Eckenſteher Nante fortan eine ſtadtbekannte Perſon wurde.

Den heutigen, an reich mit politiſchen Anſpielungen gewürzte Couplets gewöhnten Berliner würde der kleine Scherz wahrſcheinlich kaum ein Lächeln abgewinnen, die damaligen Berliner riß er zu wahrhaft ſtürmiſchen Ausbrüchen der Lachluſt hin, beſonders wurde das

Schlußlied immer und immer wieder da capo verlangt. Einige Verſe mögen hier ihre Stelle finden, um ein Beiſpiel für den veränderten Geſchmack des Berliner Theaterpublikums zu geben.

Det beſte Leben hab' ich doch,
Ick kann mir nich beklagen,
Pfeift ooch der Wind durchs Ermelloch,
Det will ick ſchon verdragen.
Det Morgens, wenn mir hungern duht
Eſſ' ick ne Butterſtulle;
Dazu ſchmeckt mich der Kümmel jut
Aus meine volle Pulle. (Trinkt.)

Ein Eckenſteher führt auf Ehr'
Det allerſchönſte Leben,
Man friert anjetzt zwar manchmal ſehr,
Doch bald is det zu heben.
Von außen hau' ick mit de Fauſt
Mir in de Seit' und Rücken,
Un wenn een Schneegeſtöber ſauſt,
Muß Kümmel mir erquicken. (Trinkt.)

Ick ſitz' mit de Kamraten hier,
Mit alle, groß und kleene;
Beleidigt ooch mal eener mir,
So ſtech' ick ihm gleich Eene.
Un drag' ick endlich 'mal wat aus,
So kann ick Groſchens kneifen,
Hol' wieder meine Pulle raus
Un duhe Eenen pfeifen. (Trinkt.)

Am Weihnachtsfeſte hab' ick Ruh'
Von wegen meiner Ollen;
Sie wäſcht und plätt' und ſpuhlt dazu,
Un ick helf' manchmal rollen.
Un kommt der Chriſtmarcht erſt heran,
Gibt's allgemeinen Frieden:
Sie macht Roſinenmänner dann,
Un ick bau' Pergemiden. (Trinkt.)

Ick ſeh' manchmal, wenn groſze Herrn
Hinein ins Wirtshaus gehen,
Da ſteh' ick denn ſo ſtill von fern,
Duh' uf den Kümmel ſehen
Un denk' bei mir, 's is ganz ejal,
Ob Wein, ob Schnaps im Glaſe,
Von beeden kriegt man allemal
Doch eene rote Naſe. (Trinkt.) - - -

Das Eckenſteherlied ging auf alle Leierkaſten über, man hörte es überall in Berlin. Wenig gute Volkslieder ſind ſo allgemein geſungen worden, als jenes Nantelied.

Es iſt gewiß für die Geſchmacksrichtung der Berliner jener Zeit höchſt bezeichnend, daß nicht nur auf dem Theater, ſondern auch in der Literatur der Eckenſteher Nante eine Bedeutung hatte.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Über die allerletzten und niederſten Abarten des Berliner Theaters berichtet uns 1846 Ernſt Dronke in ſeiner Schilderung von Berlin. Sicherlich ſind derartige Theaterunternehmungen heute in Deutſchland kaum noch zu finden, und wir müſſen uns ſchon in die Hafenſtädte italieniſcher oder franzöſiſcher Küſten begeben, um ähnlichem zu begegnen.

Die Proletarier und die ärmeren Volksklaſſen haben indes in einigen Winkeln der Hauptſtadt noch ihre beſonderen Kunſtanſtalten. Eine derſelben befindet ſich in der Nähe des Tiergartens vor dem Tore. Das Theater beſteht hier aus einem kleinem dunklen Bretterhäuschen, welches ſehr charakteriſtiſch die „wackelnde Wand" benamſt iſt. Die Truppe beſteht aus einer Familie von Mann, Frau und einigen Kindern, welche ſich dies Geſchäft jedoch bloß zur Anlockung von Gäſten für ihr Schenklokal erwählt hat. Es verkehren hier die Ärmſten, Beſitzloſeſten der arbeitenden Klaſſe, Schifferknechte, Tagelöhner und arbeitsloſe Handwerker. Auch die Proſtitution in ihrer tiefſten Erniedrigung iſt an dieſem Orte zu finden. Die Zuſchauer ſitzen auf hölzernen Bänken oder auf der Erde und ſehen für ein Eintrittsgeld von 1 bis 2 Groſchen die fabelhafteſten Burlesken und unſinnigſten, zuſammenhangloſeſten Darſtellungen. Schnaps und ein leichtes, bierähnliches Getränke gehen in der Runde da umher, und nicht ſelten miſchen

ſich die Zuſchauer ſelbſt in die traurige Komödie der Spielenden. Das Ende pflegt gewöhnlich der Art zu ſein, wie es die Trunkenheit und die ſittliche Vernachläſſigung dieſer Leute aus der „Heſe des Volkes" nicht anders erwarten läßt; daß die Polizeidiener und Gendarmen, welche ſtets in der Nähe ſind, die Lage der Dinge nicht zu ändern und zu beſſern vermögen, brauchen wir wohl nicht beſonders zu bemerken. Einige „geordnete" Theateranſtalten dieſer Art, welche in den Vierteln zerſtreut liegen, ſind im Grunde nicht anders beſchaffen; Dienſtmägde, Handwerker, welche nach der Arbeit hier ihren Genuß ſuchen, bilden das Publikum, und nicht ſelten endet hier die Verſammlung mit Schlägereien, bei welchen ſich der Zorn der Parteien zuletzt gegen die Polizeigewalt richtet. Es ſind die einzigen Orte, wo das „Volk" ſeinen geiſtigen Genuß, ſeine geiſtige Erholung ſucht, und wenn der Zuſtand der Verhältniſſe hier der allerkläglichſte iſt, ſo möge man bedenken, daß den beſitzloſen Volksklaſſen nichts anders gegeben wird. –

Wie groß der Enthuſiasmus für Schauſpieler in den Tagen der Biedermeierzeit war, ſchildert uns der Chroniſt Streckfuß; und weit mehr noch als heute ging das Intereſſe von den Leiſtungen der Mimen und der Schauſpielerinnen auch auf alle Äußerungen ihres Privatlebens über. Ja die ganze, ſchwerwiegende Chronique scandaleuse der Theaterleute, die heute mehr und mehr nur innerhalb ihrer Kreiſe Intereſſe hat – oder haben ſollte –, ſie ſetzte früher die ganze Reſidenz und weitergehend weite Landſtriche in ein Fluidum fortgeſetzter Spannung. Einen Theaterfanatismus, wie ihn – unbegreiflich in ſeinem Entſtehen! – die Sängerin Henriette Sontag entflammte, hat eine ſpätere Zeit nicht mehr geſehen. Witzig und anſchaulich und doch, wie man fühlt, ganz im Banne der Künſtlerin, entwirft Ludwig Börne eine Schilderung der Szenen, die ſich in dem ſonſt keineswegs ſo begeiſterungsfähigen Frankfurt vor und bei dem Auftreten der Künſtlerin abſpielten.

Ein Stern zweiter Größe war neben Henriette Sontag die Schauſpielerin Charlotte von Hagn. Wie ernſt man es aber mit dem Theater damals nahm, ſieht man an der recht ausführlichen und gut fundierten Kritik des Dichters Guſtav Kühne, die ein anſchauliches Bild von Figur und Leiſtung der Künſtlerin gibt, und die ein hübſcher Beweis dafür iſt, daß die ſcheinbar ſo unmaleriſche Sprache doch fähig iſt, ganz flüchtige Dinge, wie das Weſen eines Menſchen, ſeine Sprache, ſein Gehaben auf der Bühne, kleine Noten und Eigenarten ſeines Charakters feſtzuhalten und dem Leſer wieder vor Augen zu führen. Auch von Devrients Spiel – dem genialſten Schauſpieler der Zeit – gibt es Schilderungen, die ſo lebendig die Differenziertheit ſeines Weſens erfaſſen, daß man

glaubt, ihn ſelbſt geſehen zu haben, wenn man heute, nach bald achtzig Jahren, dieſe Schilderungen lieſt.

Als Seydelmann im Jahre 1835 nach Berlin kam, zuerſt, um hier zu gaſtieren, feierte er einen Triumph, über den er ſelbſt in einem Briefe an einen Freund folgendermaßen berichtet:

„In eiligſter Eile! – Freuen Sie ſich! – Sie hätten wie alle meine Freunde am 26. Mai im Opernhauſe zu Berlin ſein müſſen! Brechend volles Haus (bei ſchönem Wetter). – Der König, alle Prinzen des Königshauſes, fremde Fürſtlichkeiten verſammelt. Beifall über Beifall! Als ich auftrat, ſtürmiſches, minutenlanges Begrüßen und Rufen: ich verlor in allem Ernſt die Faſſung; nach dem erſten Stücke: „Ein Mann hilft dem andern" – mußte ich hervor. Nach dem zweiten Akte des Abbé de l'épée: ſtürmiſcher Hervorruf! Der König, der dicht am Theater ſeine Loge hat, applaudierte lange und mit ſehr freundlichem Geſicht! – Endlich wurde ich zum drittenmal gerufen, und nun, Freund! laſſen Sie mich Ihnen nur das Faktum berichten. Man ſagt oft: Minutenlanger Beifall. Hier wurde es buchſtäblich wahr. Ich wußte nicht, wo ich mich eigentlich befand: demütig in Gott ſtand ich da, während ein Regen von Gedichten, Blumen, Kränzen das Haus erfüllte und der forttobende Ruf erſcholl: Hierbleiben! Gleich! Vivat! Seydelmann! Kränze nehmen! Kränze aufſetzen! Vivat! und ſo fort. Endlich fühlte ich mir einen Kranz auf die Stirn gedrückt, aber, gewiß! Ich ſah mich nicht um, ſo war mir zumute. Die Hagn, welche den Taubſtummen geſpielt hatte und in der Kuliſſe ſtand, war hervorgetreten, um dem Publikum den Willen zu tun. Sprechen konnte ich erſt ſpät – Beifall und die obigen Ausrufungen unterbrachen mich ſtets.

Als der Vorhang endlich fiel, ſtürzte alles auf die Bühne, aus dem Orcheſter kamen ſie herausgeſtiegen und nahmen ſich Kränze, Blumen und Gedichte. Ich hörte laut ſchimpfen, daß man ſie mir doch laſſen ſollte. Einige brachten mir, was ich meiner Frau ſchicken werde. Ich meine, ſo könne ich in meinem Leben nicht mehr geehrt werden! Es war eine öffentliche Krönung im Angeſichte eines ausgezeichneten Publikums; und wo???! Das alſo der Schluß meines Gaſtſpiels in dem gefürchteten Berlin! Mit mir iſt Gott! Dafür bin aber auch ich nur ſein Geſchöpf bis zum letzten Atemzuge! voll Dankbarkeit und Demut.

Ihr Seydelmann.

* * *

Nicht nur die Darstellungen der Künstler, auch das Privatleben derselben beschäftigte die Berliner jener Zeit auf das angelegentlichste. Wie Henriette Sontag sich kleidete, wie oft sie badete, welche Essenzen sie in ihr Waschwasser mischte, dies alles waren Gegenstände von höchster Wichtigkeit. Von einem Theaterzank hinter den Kulissen zwischen zwei berühmten Schauspielerinnen wurde in der Berliner Gesellschaft mehr und länger gesprochen als von den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Die Theaterskandal-Geschichte gewann dadurch eine Bedeutung, welche sie heutzutage längst verloren hat. Ein solcher Theaterskandal ist sogar von geschichtlicher Wichtigkeit geworden, weil er eine höchst denkwürdige Kabinettsorder des Königs, die niemals vergessen werden sollte, hervorgerufen hat.

Der Schauspieler Stich war schon seit langer Zeit eifersüchtig auf seine Frau, die er in dem Verdacht hatte, sie begünstige die allzu stürmischen Huldigungen eines Offiziers, des Leutnants von Blücher im 1. Husaren-Regiment.

Als Stich eines Tages früher, als er erwartet werden konnte, nach Hause kam, traf er auf der Treppe den Offizier, der eben aus der Wohnung des Schauspielers kam. Stich mochte um so mehr Verdacht haben, daß die Absichten des Herrn von Blücher keine lauteren gewesen seien, da der Besucher nicht die Uniform, sondern Zivilkleider trug.

Es gab eine stürmische Szene. Leutnant von Blücher griff, so hat er wenigstens später bei der Untersuchung behauptet, um sich vor tätlichen entehrenden Mißhandlungen zu schützen, zu einem Dolch, den er bei sich führte, und stieß mit demselben den beleidigten Ehemann nieder.

Das traurige Ereignis machte ein furchtbares Aufsehen in Berlin, es erregte die tiefste Entrüstung, die auch durch die Verurteilung des Leutnants von Blücher zu dreijährigem Festungsarrest nach einem Erkenntnis des Kriegsgerichts nicht besänftigt wurde; denn die gelinde Strafe widersprach dem Rechtsgefühl des Volkes.

Auch König Friedrich Wilhelm III. teilte die Ansicht der Berliner, auch er fand die Strafe dem Verbrechen nicht angemessen, und sprach dies durch folgende denkwürdige Kabinettsorder aus:

Digitized by Google

„Ich habe das Kriegsgerichts-Erkenntnis, welches den Leutnant von Blücher des 1. Husaren-Regiments wegen Verwundung des Schauspielers Stich durch einen Dolchstoß zu einem 3jährigen Festungsarrest verurteilt, heute bestätigt, obwohl die Schwere des Verbrechens gesetzlich eine weit härtere Strafe verdient hätte. Wenn jedoch die Mehrzahl der Mitglieder des Kriegsgerichts den Beweggrund, von der Strenge des Gesetzes abzugehen, daraus hergenommen hat, daß der Leutnant von Blücher sich bei dem Vorfall im Stande der Notwehr befunden habe, indem er, von dem Schauspieler Stich in seiner Verkleidung erkannt und angegriffen, sich seines Dolches um so mehr habe bedienen müssen, als ihm bei seinem schwächlichen Körper kein anderes Mittel zur Erhaltung seiner Ehre übriggeblieben sei, so kann Ich nur dieser unrichtigen und höchst verdammungswürdigen Ansicht um so mehr Mein lebhaftes Mißfallen zu erkennen geben. – Ich will nicht, daß die Offiziere Meiner Armee die Aufrechterhaltung der Würde des Standes in der blutigen Erwiderung selbstverschuldeter Beleidigungen suchen, sondern Ich fordere von ihnen, daß sie dieselbe durch ein anständiges und sittliches Betragen und durch Unterlassung von Handlungen bewähren, die nach den Gesetzen der Moral und der Ehre gleich verwerflich sind. Ich trage Ihnen auf, dieses der Armee bekanntzumachen, und bemerke dabei, daß es schmerzlich ist, durch diese Veranlassung einen gefeierten Namen auf solche Weise berührt zu sehen."

Madame Stich war bisher sowohl als Mädchen (Fräulein Dühring) als nach ihrer Verheiratung mit dem Schauspieler Stich der Liebling des Publikums gewesen, lange Zeit aber dauerte es, ehe sie wieder auftreten konnte. Durch ihr meisterhaftes Spiel versöhnte sie endlich die in ihrem Gefühl tiefgekränkten Berliner mit der Vergangenheit.

Nicht so tragisch endete eine andere Theaterskandal-Geschichte, welche ihrerzeit ebenfalls ganz Berlin in Aufregung versetzte. Wir greifen sie aus der großen Zahl anderer zur Charakteristik des damaligen Theaterlebens heraus.

Clara Stich und Charlotte von Hagn waren, wie erwähnt, Rivalinnen in der Gunst des Publikums, sie haßten sich deshalb auch so gründlich, als zwei Schauspielerinnen sich nur zu hassen vermögen.

Einst sollte Hermann und Dorothea gegeben werden und Charlotte von Hagn in dem Stück die Titelrolle spielen. Sie befand sich nicht

ganz wohl und meldete ſich krank in der Hoffnung, daß der Theaterzettel eine Anderung erfahren werde. Zu ihrem höchſten Verdruß aber vernahm ſie, Clara Stich habe ſich erboten, die Rolle der Dorothea zu ſpielen; das Stück war deshalb nicht abbeſtellt worden.

Sie entſchloß ſich, auf die Gunſt des Publikums bauend, zu einem kühnen Schritte. Ohne Rückſicht auf ihre Krankheit zu nehmen, eilte ſie nach dem Theater, und plötzlich erſchien ſie im vollen Koſtüm hinter den Kuliſſen, als eben das Stück begonnen hatte.

Clara Stich wollte ſich die Rolle nicht nehmen laſſen, die Hagn forderte ſie als die ihrige. Zwiſchen beiden Schönen entſpann ſich ein Streit, der ſo laut geführt wurde, daß die wenig melodiſchen Töne der Zankenden ſogar im Publikum gehört wurden.

Das ſanfte Clärchen verteidigte mit Kraft ſein Recht, die leidenſchaftliche Charlotte forderte mit ſtürmiſcher Energie das ihrige. Der vor dem verſammelten Schauſpielperſonal begonnene Streit wurde mit rückſichtsloſeſter Heftigkeit geführt. Im Publikum erzählte man ſpäter von einer Ohrfeige, von zerkratzten Wangen und zerzauſten Friſuren.

Für den Augenblick wurde der Streit durch die Energie der Madame Crelinger beigelegt, welche für ihr Töchterchen den Sieg durch ſchnelle Beſonnenheit errang – ſie ſchob im richtigen Augenblick Clara Stich auf die Bühne.

Die beſiegte Charlotte von Hagn war darüber ſo außer ſich, daß ſie in Ohnmacht ſank und wirklich ernſtlich krank wurde. Mehrere Wochen lang vermochte ſie nicht aufzutreten.

Der hinter den Kuliſſen geführte Kampf fand im Publikum ſeine Fortſetzung, er wurde in allen ſeinen Details und gewiß auch mit vielen Übertreibungen erzählt. Die Verehrer der Hagn rüſteten ſich, um ihr bei ihrem erſten Wiederauftreten einen namenloſen Triumph zu verſchaffen, dagegen aber ſcharten ſich die Freunde der ſchönen Clara zuſammen, um die Huldigung der Hagn, welche eine Niederlag für Clara Stich geweſen wäre, zunichte zu machen.

Endlich erſchien der erwartete Tag. Der „Ball zu Ellerbrunn" ſollte gegeben werden und Charlotte von Hagn zum erſtenmal nach ihrer Krankheit auftreten. Der Kampf der beiden feindlichen Parteien konnte beginnen.

Das Theater war völlig ausverkauft. An jenem Tage war ſelbſt

die Galerie mit dem vornehmſten Publikum beſetzt. Glücklich pries ſich derjenige, der überhaupt ein Billett erhalten hatte, wenn es auch nur eins zum Olymp war, wenn er es auch mit Gold hatte aufwiegen müſſen.

Bis zum Auftreten der Erwarteten ging es ziemlich ruhig im Theater zu, als aber Charlotte von Hagn die Bühne betrat, erhob ſich ein Sturm, wie er vielleicht im Königlichen Theater zu Berlin nicht vorher und gewiß auch nicht ſpäter gehört worden iſt. Donnerndes Beifallklatſchen, Jubelgeſchrei, Ziſchen, Pfeifen und Pochen wirrten durcheinander. Die geängſtigte Schauſpielerin verbeugte ſich demütig. Sie wollte ſprechen, man ſah die Bewegung ihrer Lippen, aber in dem fürchterlichen Lärm war kein Ton zu vernehmen. Erſt nach einigen Minuten legte ſich der Sturm, aber er begann von neuem, als die Verehrer der Hagn die gewonnene Ruhe benutzen wollten, um durch Beifallklatſchen ihre Huldigung darzubringen. Das Pfeifen, Ziſchen und Toben dauerte fort, bis die zur Verzweiflung getriebene Schauſpielerin auf den Knien mit flehender Gebärde Abbitte leiſtete.

Jetzt endlich waren die Gegner wenigſtens halb verſöhnt; ſie ſchwiegen. Charlotte von Hagn konnte ihr Spiel beginnen. In der erſten Szene war ſie etwas befangen, als aber reicher Beifall ſie ermunterte, den nur wenige Ziſcher zu unterbrechen wagten, faßte ſie Mut. Mit bewunderungswürdiger Geiſteskraft überwand ſie die Aufregung, in welche ſie der ſtürmiſche Empfang geſetzt hatte, ſie bot den ganzen Schatz ihres reichen Talentes auf - nie hat ſie glänzender geſpielt, nie einen gewaltigeren Erfolg errungen, als an jenem Abend.

Alle Gegner waren verſöhnt. Als der Vorhang fiel, wurde mit einſtimmigem, donnerndem Beifall die Künſtlerin beehrt. Sie erſchien; jetzt wollte der Beifall kein Ende finden! Selbſt die eifrigſten Verehrer der Clara Stich wagten nicht mehr, ein Ziſchen laut werden zu laſſen, ſie hätten ſicherlich durch ein Zeichen des Mißfallens ſich den ſchwerſten Gefahren ausgeſetzt. Die tiefbewegte Schauſpielerin wurde mit Blumenſträußen und Kränzen faſt überſchüttet, und als ſchon längſt der Vorhang wieder gefallen war, dauerte noch immer das ſtürmiſche Klatſchen fort.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Digitized by Google

Henriette Sontag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Sternprieſter unter Zither- und Zimbelklang dieſe Konſtellation zweier Größen auf eine ſo ſeltſamliche, ſpaniſch-mauriſche hyazinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: „Der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank", ſtatt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn v. Goethe zu Nacht gegeſſen – ſeitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt, wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt, wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing, ſüß zu werden und zu ſchwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelee. Ich hatte die aufgebrachteſten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken laſſen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht getan. Wie hätte man des unbeugſamen Rhadamanthus geſpottet, der endlich der Feder-Vaſall eines ſchönen Mädchens geworden! Wahrlich, ſeit ich die Zauberin ſelbſt gehört und geſehen, hat ſie mich bezaubert wie die andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung geweſen: es ſei doch nicht recht, daß wir Deutſche, die wir uns ſo ſchwer begeiſtern, die wir erſt zu trinken anfangen, wenn andere ſchon Kopfſchmerzen haben – daß wir unſer jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der erſten lockenden Erſcheinung hingeben, die, wenn auch ſchön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohltuend, doch nicht wohltätig iſt. Es ſei eine unbeſonnene Verſchwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich ſage: es iſt ſchön, laßt uns des Augenblickes genießen, wozu für unſere Enkel ſparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben; aber wer gibt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der

Digitized by Google

bare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives ſetzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und keiner gewönne den Preis. Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die teure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den teuren Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurteilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben der Kunſt und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zuſammenrechnen, um die Summe ihres Wertes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutſche Stadt in ſo feſtliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes ſein. Unſere Sängerin zu preiſen, will ich von dem Taumel reden, den ſie hier hervorgebracht; denn ein ſo allgemeiner Rauſch, lobt er auch die Trinker nicht, ſo lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäſar ſagen: ich kam, man ſah, ich ſiegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erſte Huldigung, die ſie in dem überwundenen Frankfurt gefunden - die erſte, aber zugleich die wichtigſte Huldigung, weil ſie guten deutſchen treuen Sinn und hohe, innigſte Verehrung bezeichnete - war ihr von dem hieſigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündete: „Fräulein Sontag, königlich preußiſche Kammerſängerin, mit Gefolge und Dienerſchaft.“ Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer täglich erſcheinendes Fremdenblättchen den Wert und die Würde der Reiſenden auf eine höchſt ſinnreiche, genaue und ſtreng ſtaatsrechtliche Weiſe bezeichnet. Iſt ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, iſt er ſehr reich, hat er Bedienung; iſt er zugleich vornehm, hat

er Dienerſchaft; und iſt er ſehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerſchaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal-Schattierung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen mit hohem Gefolge und Dienerſchaft. Indem man alſo der Fräulein Sontag Gefolge und Dienerſchaft zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am ſchicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirt des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus und veredelte und verjüngte dadurch den alten römiſchen Kaiſer zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche im Namen des Vaterlandes bewirtet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen viel ſchwerer war, als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch ſprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwiſchen den Mächten das ſtaatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen ſetzt. Die wilde türkiſche Muſik, durchtönt von einer ſüßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Diwan und der Barbier, das wurde alles untereinandergemiſcht. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man ſie auf der Börſe von Achteln und Quarteln ſprechen hörte, wußte man nicht, ob ſie Takte oder Prozente meinten. Die Eingangspreiſe in das Schauſpielhaus wurden verdoppelt, und das ſagt viel! Denn uns Frankfurtern, ſo reich wir auch ſind an Geld, iſt jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuſchauer ſtrömten in großen Scharen herbei, und nicht bloß die hieſigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahegelegenen Städte, gar weither, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympiſchen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für ſich allein mieten und zeigte ſich, als man ihm bemerkte, daß dieſes ſchicklicherweiſe nicht auszuführen ſei, ſehr erſtaunt über die wunderliche

Kontinentalprüderie. Ein junger Menſch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erſtürmte ſich einen Sitz, war ſo gutmütig, dieſen einer matten Dame abzutreten, ſtellte ſich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorſtellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, ſtehend und leblos von Hand zu Hand zur Türe hinausgeſchoben, erholte ſich erſt wieder, als der Vorhang ſchon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuß nach Wiesbaden zurück. Einen hieſigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle ſo erſchöpft, daß er nach Hauſe gehen mußte und noch denſelben Abend ſtarb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von ſolchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man ſich erzählt. In dieſen Tagen war das Intelligenzblatt wie beſät mit verlorenen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und anderen Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des erſten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbeſſerung dahin gegebenes Perſpektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläſern, die alle in gleicher Abſicht dort verſammelt waren, hervorgeſucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüſtung der ganzen waffenfähigen Mannſchaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters ſchimmernden Fernrohre, die alle auf ein ſchwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegeriſchen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie ſchlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeſchickten Artilleriſten wurden beſchädigt.

Das Schauſpielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und ſchon lange vorher war der große Platz vor demſelben mit Menſchen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte, dem Kampfe zuzuſehen. Ein hieſiger Theaterkritiker hat das Gedränge ſehr treffend mit den Worten geſchildert: „Man hätte glauben ſollen, dem erſten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es ſei etwas kleines, es ſei ein bloßes Luſtgefecht, in das hieſige Theater zu ſtürmen. Das Haus iſt gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, ſondern vielmehr ihn zu erſchweren; es iſt wie eine Feſtung gebaut, der ſich Vauban nicht zu ſchämen hätte. Eine ſchmale und ſteile

Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und dieſe Treppe wird von der engen Eingangstür in zwei Hälften geſchieden, ohne daß außer- und innerhalb der Türe ein Abſatz iſt. Dieſes Pförtchen öffnet ſich nach außen und wird, im dramatiſchen Stile, plötzlich, raſch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen, aufgeſtoßen, ſo daß die auf der Treppe ſtehende Menge mit Leichtigkeit herabgeſtürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei ſolchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, ſo haben ſie dieſes bloß ihrer vortrefflichen gymnaſtiſchen Erziehung zu verdanken, die ſie von Kindheit an in dieſen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erſte Tür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Türe, die halb offen ſteht. Hinter ihr aber ſteht ein Rieſe mit breiter Bruſt und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein iſt, ſchlüpft dem Rieſen unter den Armen durch, die Großen aber müſſen warten, bis die Schlagbäume ſich auftun.

Eine ſo hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuſchauer geſtanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Weſen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeſchreibliche Anmut begleitet alle Bewegungen dieſer Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Geſang als den ſchönen Platz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt. Madame Catalani ſoll von ihr geurteilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer ſie aber als Desdemona in Roſſinis Othello gehört hat, wird dieſes Urteil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakeſpeares Desdemona. Sie iſt ebenſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohr plaudert. Man ſah alte Männer weinen – eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſei ſie auch noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen

gleichen den anmutigen kindlichen Verzierungen an einem gotiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Luſt des Himmels mit der Luſt der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felſen der Beſonnenheit, der ſich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgeriſſen, vielleicht war es nicht bloß eine Art zu reden, wenn ich früher ſagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche." Sollte ſo etwas geſchehen, ſollte mir etwas Menſchliches begegnet ſein – dann will ich mich nicht allein dem ſpottenden Mitleide preisſtellen, ſondern mich unter meine ſchiffbrüchigen Leidensgenoſſen miſchen und will darum einiges von dem erzählen, was einige Theaterkritiker und Dichter hier und in Darmſtadt von der Sontag geſagt, geſungen und gewütet haben. So verbunden, ſpotten wir der Spötter.

Mir ſchwindelt! Ich habe trunkene Deutſche geſehen – aber nicht betrunken von Wein, ſondern trunken von Begeiſterung! Die Zeit iſt im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geſchehen. Was iſt gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landſturmsaufgebot im Olymp; ſelbſt die Weiber, Kinder, Greiſe und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritiſche alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düſtere Rezenſenten haben mit ihr gekoſt. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem ſchönen Mädchen von Tod und Unſterblichkeit geſprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben ſie ſehr gebeten, ihre bisherige Unſchuld zu bewahren. Ein „Klausner" ſang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträtſle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling iſt nach Paris gereiſt und hat den hohen Sinn des Verſchleierten nicht enträtſelt! „Eine Geiſterſtimme an Henriette Sontag" ließ ſich vernehmen, aber es war kein düſtrer Ton aus dunkler Gruft, ſondern das ſüße Saitengeflüſter in einer ſpaniſchen Nacht, und der Geiſt war ſehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war

Digitized by Google

ſchon überaus ſelig, wenn es die Freude einmal elektriſierte, aber das genügt nicht mehr – unſere Sängerin durchzückte ihre kritiſchen Fröſche mit „galvaniſcher Freude". Ein Sterngucker ſprach von der „Milchſtraße", die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt. Ein anderer ſagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeiſterte alle Gemüter, jede Zwietracht war verſchwunden." Ach, warum ſchickt man die Sängerin nicht nach Konſtantinopel, daß ſie den Diwan beſchwichtige? In deutſchen Novembertagen war die Sängerin von „heſperiſchen Lüften" umgaukelt. Ein anderer ſagte ſtolz, er werde mit Stolz einſt ſeinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter." Ein Dichter ſang prophetiſch und aufrichtig:

Mich verläßt in deinem Kreiſe
Hauch, Bewegung, Geiſt und Leben.

Ein anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir ſagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir tagte!
Und ſelig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieſer nüchterne Poet ſo mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünſchte ſich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erſcheinung einzuſaugen", und reimte, ohne es zu wollen. Ein anderer Proſaiſt hatte ſehr maleriſche und phyſikaliſche „Gedankenflocken" – wegen der Wintertage, die Waſſer in Schnee verwandeln. Ein anderer ließ ſich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Ron die Seele aller Tugendhaften beſchütze!" Ein bejahrter Dichter ſang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark,

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am erſten Sonntag nach dem Wort: Es werde,

Digitized by Google

Den Ewigen zu preiſen und zu ehren.
Und jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sontag jetzt der Erde
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieſer theologiſche Sonettiſt behauptet alſo geradezu, die Menſchheit habe erſt jetzt, im ſechstauſendſten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geſchichte ſprach ſchon ſechstauſend Jahre, und wir hörten ſie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übelnehmen, wenn wir künftig, ſo oft die Sontag nicht ſingt, unſere Ohren zu etwas anderem gebrauchen.

Nicht bloß die Menſchen am Main und Rhein, ſondern auch die ſogenannte lebloſe Natur hat Henriette Sontag beſeelt, erfreut und betrübt. Wir haben geleſen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein beſonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unſern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter als die Sontag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: „Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.“ Dieſes Wunder kann ich beſchwören; ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſobald die Heldin des Geſanges die Tore hinter ſich hatte.

Man muß unſern „Schneeumſtöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in ihren „Luſteinluſthindurchauſſchwimmenden“ Sontags-Päanen ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen;

Denn in Dithyramben, alles, was da glänzen will,
Muß luſtig ſein, und dunkel, und ſchwarzglimmerig,
Und flügelſchwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der

eines Wochentages, und daß in Sontag zugleich Sonne und Tag enthalten ſei. Sie machten die unglaublichſten Anſtrengungen, ſich von dieſem Gedanken frei zu machen; aber, wenn ſie des Teufels hätten werden mögen – es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwiſchen dem wöchentlichen und der ſäkulariſchen Sontag, und ein unaufhörliches Beſingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin ſtatt Sontag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutſcher Zeitungsſchreiber die Freiheit beſingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art geſehen haben; denn der mitberauſchte Zenſor hätte wahrſcheinlich aller nüchternen Reklamationen geſpottet ..... Ich könnte noch manches erzählen von dem, was die „flügelſchwungreichen Dithyrambenmeiſter vom Stamm der Schwänzler" uns auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeſchlecht unter Schaumaufboppelung" geſungen und wieder geſungen; aber es ſoll genug ſein. Ich muß endigen, ehe mir jemand zurufe:

Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!

(„Börnes Werke.")

Fräulein von Hagn iſt eine jener Primadonnen des Schauſpiels, für welche die Berliner Welt ſich in zwei große Parteien teilt, eine Parteiung, die ſich bis in die gelehrten Kreiſe erſtreckt. Profeſſor Gubitz ſchwört nur zur Fahne der Hagn. Der alte Sp. Schultze und Friedrich von Raumer ſchwören nur zur Fahne der Crelinger. Es gibt jetzt in Berlin keine anderen „Aner" als Hagnianer und Crelingianer. – Ein großartiges Schisma! Dieſe Parteien ſcheiden ſich wie Ariſtokraten und Demokraten, die Hagniſten ſind ariſtokratiſch, mit Permiſſion zu ſagen, die Crelingeriſten, mit Erlaubnis, demokratiſch, und Herr von Raumer iſt wenigſtens inſofern demokratiſch, als er für den Ruhm der Crelinger ficht. – Aber Spaß apart und Scherz beiſeite! unter ſo großartigem Schisma betrachten wir in Leipzig keine Schauſpielerin. Wir haben auch ohne ariſtokratiſch-ſublime Geſinnung Fräulein von Hagn mit Vergnügen, ja mit Bewunderung in dem, was ſie iſt, anerkannt, und über das, was ſie nicht iſt, behielten wir demokratiſch offene Augen. Was ſie auf der Bühne iſt, läßt ſich mit einem Worte ſagen, ſie iſt die Griſette par excellence, und dies mit einer

Virtuoſität, die bei der Fülle ihrer überraſchenden Einfälle, bei der Feinheit ihrer Nuancen und der graziöſen Keckheit ihres Humors an Genialität grenzt. So ſind denn ihre Leiſtungen in all den Rollen höchſt brillant, die Carl Blum für ſie ſchrieb und für die Entwickelung ihres Naturells einrichtete. Und dies reiche Naturell kann ſchon an und für ſich in der Tat für ein Kunſtwerk gelten, für ein Kunſtwerk, das der Schöpfer hinſtellte. Auch hat man nicht leicht eine vollendetere Turnüre, ein ſchöneres Air auf der Bühne geſehen – bis auf den Schritt dieſer ſchönen Füße, der mir etwas zu männlich ſchien. Aber was ſonſt weibliche Anmut und Grazie von der Natur entlehnen, was joviale Laune, Eitelkeit und Stolz des Weibes, und vor allem die Koketterie in jeglicher Nuance, von dem verwegenſten Übermut bis zur einſchmeichelndſten Fineſſe, auf der Bühne vermögen, das ſieht man in dieſer Perſönlichkeit vereinigt. Dazu macht Fräulein Charlotte eine Toilette, die faſt eine äſthetiſche Leiſtung zu nennen iſt, mindeſtens an Delikateſſe und feinem Geſchmack ihresgleichen ſucht. Das Naive ſteht ihr wohl ebenſo gut als das Kokette, allein es miſcht ſich in jenes leicht eine Doſis von verſchmitzter Liſtigkeit, ſo daß dadurch eine pointiertere Färbung entſteht, als eigentlich dem harmlos Naiven zukommt. Die Tonlage ihrer Gemütszuſtände reicht von der Griſette bis zur Dame im Boudoir, von der frevelhaften Liebenswürdigkeit der Mirandolina bis zur gekränkten Tugend einer edlen Hedwig (im Ball zu Ellerbrunn), von der Margarethe in den Hageſtolzen bis zur Donna Diana, die Fräulein von Hagn mit allem Zauber der bis ans Tragiſche grenzenden Empfindung gibt. Ob ſich dies ſeltene Talent, an ſich ſchon umfangreich genug, nicht auch für die Tragödie erzogen hätte, wenn die Tragödie reichhaltiger auf dem deutſchen Repertoire ſtände, und wenn ihre Kunſt weniger daran gewöhnt wäre, Rollen zu geben, die für ſie gedacht und geſchrieben worden, das läßt ſich jetzt nur ſchwer beantworten. Fräulein von Hagn iſt daran gewöhnt, mit loſen modernen Figuren nach eigenem Behagen umzuſpringen, die Leerheit flüchtiger Luſtſpielcharaktere mit eigenen Einfällen auszuſtatten, und ſo fehlt ihr die Ruhe der Konzeption, die dazu gehört, um ſich mit einem tiefſinnigen Dichterbilde in Einklang zu ſetzen. Ich meine die Julia, die ſie in Leipzig gab. Hier iſt es, als wenn ſich bei ihr die Empfindung zuvor im Spiegel beſieht, bald war ein Moment zu ſehr, bald zu we-

Digitized by Google

nig berechnet, genug, es fehlte jene Sicherheit und Harmonie, die ſie als witzige Soubrette, als moderne Anſtandsdame in ſo vollendeter Weiſe zur Erſcheinung bringt; ſelbſt ihr Organ iſt hier mit ſich uneins, es verſucht ſich bald in oberen, bald in unteren Tonlagen, wie ein Inſtrument, das ſich erſt ſtimmen will. Allerdings wäre Fräulein von Hagn berufen, Shakeſpeareſche Geſtalten darzuſtellen, aber nicht die Julia, ſondern die Beatrice. Leider aber iſt das Shakeſpeareſche Repertoire ſehr zuſammengeſchrumpft, obſchon ein ſo glänzend humoriſtiſches Talent wie Fräulein Charlotte im Shakeſpeareſchen Luſtſpiel einen außerordentlich glücklichen Spielraum fände.

(F. Guſtav Kühne, „Porträts und Silhouetten".)

Nun mußt' ich die Tochter meiner Freundin ſehn, Mad. Schröder-Devrient. Eurÿanthe ſah ich von ihr. Gerne wäre ich von ihr eingenommen geweſen; ich konnte ihr aber nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Eine ſchöne, karnationsſchöne Frau; mit ſchönen Augen und beſonders reizendem Profil; nicht ſchlecht angezogen: den Kopf ſehr gut arrangiert; hatte aber zum Kleide Aprikoſenfarbe, zu dem blondlichen Teint – das erſtemal – an. Spielt innig und gut, für mich aber zu ſehr im eigenen Spiel befangen und mit zu wenig Herrſchaft darüber: dies bedingt aber Vorteile, die man bei anderen gar vermißt; als innigen Blick, und gar keine Acht auf Logen, Parterre und Souffleur. Sie macht auch Coups, wie man's nennt: aber ſie kommen zu gehetzt, und doch wie mit zu vielem Bewußtſein; und dann das Ganze, mit dem geſteigerten, ſturmgeborenen Nachdruck, den die Franzoſen gern dulden, ſonſt forderten, und der das Nüchternſte von der Welt iſt. Dieſe Gründe zum Tadel zerriſſen mir das Ganze ihres lobenswerten Spiels, welches ihr Natur erlaubt und fleißiges Studium einbrachte. Vor dem Urteil ihres Geſangs ſchicke ich die Erklärung voraus, daß ich gar keine deutſche Geſangsmethode anerkenne; ſondern nur eine: die italieniſche, die den beſten Gebrauch des Geſanges; welcher wieder ſeine Grenzen in Schönheit, und in dem hat, was er auszudrücken vermag: welches von Franzoſen nicht erahndet, von Deutſchen dünkelhaft verdreht wird. Mad. Devrient ſingt nicht in italieniſcher Art; etwas franzöſiert im Geſchrei; aber auch nicht brutaldeutſch: ſondern – nun kommt ihr wahrer Ruhm – ſie ſingt zuweilen

beim höchſten Ausdruck in einer ſelbſtgeſchaffenen Manier; und dieſe grade möchte ich eine deutſche nennen. Die poſitive - was man gewöhnlich ſo nennt, iſt eine Gruppe Fehler, und Verneinungen des wirklichen Geſangs - ſie iſt neu darin; ſie drückt das Gefühl der Devrient, ihr individuelles Empfinden aus; in langen, geſchliffenen, ineinanderfließenden, in ſolchem Augenblick klar werdenden Tönen aus. Sehr ſchöne Momente: die unapplaudiert vorübergingen, aber nicht ihr in Frankreich gelerntes Losſchreien! - Dieſer ſchönen Momente wegen will ich ſie morgen in Fidelio hören. Ihre Stimme hat Umfang, Tiefe und Höhe, aber keinen Klang; iſt aber lang hinlänglich: ſie macht alles, was mit der Kehle gefordert wird, aber es iſt nur gelungen, wenn es eben erreicht worden; vorher bin ich nie froh: es gemahnte mich wie eine Stahlkugel, die ein Künſtler immer den Berg hinaufzurollen vermag; aber man ſieht zu, ob es gelingt; er fehlt nie. Sie hat großen Beifall; und verdient ihn; ſingt aber zu hideuſe Weberſche und dergleichen Dinge bis jetzt. Ich würde an den Pranger geſtellt, wenn dies meine deutſchen Berliner läſen!!!

(„Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.")

In der erſten Hälfte der Biedermeierzeit erfreute ſich der Kunſttanz der Ballettänzerinnen einer hohen Schätzung, als äſthetiſches Schauſpiel. Die Gagen, die die berühmten Tänzerinnen der Zeit, wie Taglioni und die Elßler, bekamen, waren immens, ſie genoſſen Weltruhm wohl weit ſtärker, als das heute die erſten Sterne des ruſſiſchen Balletts tun, und ſelbſt die Höchſtkultivierten, wie eine Rahel Levin, ſtellten die Tanzkunſt an die Spitze aller äſthetiſchen Betätigungen, als eine direkte Umgeſtaltung des menſchlichen Körpers in ein Kunſtwerk.

Über den Tanz.

9. April 1819.

Die ſchönſte Kunſt! Die Kunſt, wo wir ſelbſt Kunſtſtoff werden, wo wir uns ſelbſt, frei, glücklich, ſchön, geſund, vollſtändig vortragen; dies faßt in ſich, gewandt, beſcheiden, naiv, unſchuldig, richtig aus unſerer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beſchränkung und Schwäche! Dies ſollte nicht die ſchönſte Kunſt ſein? Gewiß, ſie und die andre, welche entſtünde, wenn die Sittlichkeit bis zur ſichtlichen Darſtellung geſteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen dieſen Namen, weil ſie uns ſelbſt idealiſch und frei darſtellen, alle andern aber nur Ideen und Zuſtände unſrer beſten Momente. So denk' ich's mir; ſo fühl ich's von Kindheit an; und am reizendſten von allen Künſtlererſcheinungen ſchwebte mir die der vollkommenſten idealiſchen Tänzerin vor! Was iſt das bißchen größre Dauer der andern Muſenkünſte? Sind ſie nicht alle nur ein Auftauchen aus unſrem bedingten Zuſtande? – Und iſt nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollſtändigkeit der Geſtalt dieſes Zauberaufſchwungs ein beſſeres Maß des Wertes der Künſte, als die, zwar nützliche, Dauer derſelben?

(B. Badt, „Rahel und ihre Zeit".)

Digitized by Google

Auf das Verhältnis des großen Publiziſten Gentz zu der faſt vier Jahrzehnte jüngeren Tänzerin Fanny Elßler wurde ſchon zu Eingang des Buches hingewieſen. Hier der Brief, in dem der alternde Mann die Herzensgeheimniſſe ſeiner langjährigen Freundin Rahel Levin mitteilt. Und er ſchließt, um die Verjüngung und Umwandlung ſeines reaktionären Weſens mit einem Satze voll zu erklären, mit den klaſſiſchen Worten: „Ich bete eine Tänzerin an und ſympathiſiere mit Heine!“

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, ſehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich ſteif und feſt, daß es mir immer noch erlaubt iſt, Sie mit dieſem Namen zu nennen. – Ich weiß ferner, daß in Ihnen ſich nichts Weſentliches geändert haben kann, und daß Sie heute noch alle die Eigenſchaften beſitzen müſſen, die meinem früheren Umgange mit Ihnen einen ſo hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. – Mit meiner wiederkehrenden Geſundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das geſellſchaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entſagt hatte. – Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf dieſen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Exiſtenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchſt unerwartete Art realiſiert. Ihnen darf und muß ich geſtehen, was ich gegen andere bloß nicht förmlich ableugne, daß ich ſeit dem vorigen Winter eine Leidenſchaft von größerer Stärke als irgendeine meines früheren Lebens in meiner Bruſt trage, daß dieſe Leidenſchaft zwar zufällig entſtanden, nachher aber von mir vorſätzlich genährt und gepflegt worden iſt.

Sie werden erſtaunen, vielleicht ſogar erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin iſt. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmütigkeit, ſondern auch auf Liberalität (im alten edelſten Sinne des Wortes), auf Ihren über alle gemeinen Anſichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielſeitigkeit, auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht zu beſorgen, daß Sie mich auf mein Geſtändnis dieſer Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden. – –

Ich bewundere in dieſem Augenblicke den Mut, der dazu gehörte, um Ihnen eine ſolche Reihe gewiß höchſt unerwarteter Bekenntniſſe abzulegen, um Ihnen zu ſagen – daß ich mich verjüngt fühle – daß ich

Digitized by Google

liebe – daß ich eine Tänzerin anbete – und daß ich mit Heine ſympathiſiere. Sie ſind aber auch die einzige Perſon in der Welt, gegen welche ich das wagen würde.

(B. Badt, „Rahel und ihre Zeit".)

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hatte die Rolle des Balletts an den Berliner Hoftheatern ausgeſpielt, und es konnte ſich nie wieder zur gleichen Bedeutung erheben.
Das platoniſche und doch wiederum nicht ganz platoniſche Verhältnis Friedrich Wilhelms zu den Damen ſeines Balletts entbehrt nicht der Komik, wurde aber, wie alles, was dieſer Monarch tat, ſelbſt von ſpottluſtigen Berlinern in keiner Weiſe abfällig kritiſiert.

Unter dem verſtorbenen König war es bekanntlich das Ballett, welches ſich vorzugsweiſe eines hohen Aufſchwungs rühmen konnte. Es war eine der kleinen und harmloſen Vergnügungen des Hochſeligen, die er ungern ſelbſt an Orten, wo es kaum der Aufenthalt geſtattete, vermiſſen wollte. Auf den Privatbühnen, im Palais und in Potsdam waren die Tänzerinnen die Königinnen des Tages oder vielmehr der Nacht, und ſelbſt in den großen Proben des Opernhauſes wurde ihnen nicht ſelten die Ehre des Beſuches des gekrönten Kenners zuteil. Es muß einen eigenen Anblick gewährt haben, den alten Herrn dort mit ſeinem treuen Begleiter, dem General von Witzleben, wie er gewöhnlich pflegte, auf dem Souffleurkaſten ſitzend, die Attitüden der leichten Amoretten ſtudieren zu ſehen. Erwarben ſie ſich ſeine beſondere Zufriedenheit, ſo ward ihnen wohl auch eine beſondere Ehre noch zugedacht. Im königlichen Palais befand ſich ein alter Biedermann, der Kämmerer Timm, der vortreffliche Weine und die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen auf ſeiner Tafel führte. Dieſer Herr Timm lud dann zuweilen einzelne der Kleinen auf den Abend zu ſich ein. Da man wußte, was dieſe Auszeichnung zu bedeuten hatte, ſo war dieſelbe ſtets ein Gegenſtand des ehrgeizigen Neides. Saßen ſie nun in beſter Stimmung bei Papa Timm, ſo öffnete ſich plötzlich die Türe, und ein Zufall führte den König herein. Der freundliche alte Herr wollte durchaus nicht ſtören, und gewöhnlich blieb er bis Mitternacht in dem aufgeräumten Kreiſe. Manche Gnadengeſuche wurden hier durchgeſetzt, manche Unterſtützungen für heiratsluſtige Liebespaare oder anſtellungsfähige Kandidaten wurden hier bewilligt, wenn die Petenten ſo glück-

lich waren, eine der geflügelten Favoritinnen zur Protektion zu haben. Dieſe beſchaulichen Zeiten ſind vorbei, und die Epoche des neuen Regiments iſt auch in der Theaterchronik verzeichnet. Die Toga des Sophokles hat die Trikots verdrängt. Man erzählt, der damalige Kronprinz habe eines ſchönen Tages ſeine Gemahlin mit den Worten getröſtet: „Sei ruhig, mein Kind! Mein Vater läßt ſie ſpringen, wir wollen ſie laufen laſſen!" Gewiß, die Armſten hatten eine Ahnung von ihrem Schickſal, ſie liebten darum ihren Gönner nicht wenig. Bei dem Leichenbegängnis folgte eine lange Reihe von Wagen, darin die verlaſſenen Flügelgöttinnen ſaßen und weinend die Bemchen hängen ließen. Es war ihr erſter Schmerz! Jetzt, wo ihr Unglück den Gipfel erreicht, wo ſie, außer einigen Opern, wenig Sprünge mehr machen dürfen, jetzt wird es bald an der Zeit ſein, Romane zu ſchreiben: „Die letzte Tänzerin" oder „Geheimniſſe der Garderobe". –

(Ernſt Dronke, „Berlin".)

Der König hat eine Anzahl ſchöner Ternaux-Schals gekauft, ſie bei Timm auslegen und als Geſchenke unter die Tänzerinnen verloſen laſſen. Der König, ſagt man, hat eine beſondere Neigung für die Tänzerinnen, überhaupt für die jungen Mädchen vom Theater; ſie erfreuen ſich ſeiner Gunſt, die aber in allen Ehren verbleibt; er will, ſie ſollen tugendhaft ſein, und ſchon um des Vorzugs willen, den ſie von ſeiten des Hofverhältniſſes haben, keinen Liebhaber dulden. Dagegen bekommen ſie dann durch Timm alle ſchönſten Kleider und andre Gaben zur Belohnung ihres guten Wandels, den dieſer ihnen beſtens einſchärft. „Eine ſonderbare Art von Harem," ſagte neulich ein General, „in welchem Timm das Haupt der Verſchnittenen ſpielt."

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Über die Pflege guter, ernſter Muſik im Opernhauſe erzählt uns Moltke („Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten"), der, wie überall, auch hier ein guter Chroniſt und Beobachter war.

Ich komme eben von der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauſes. Sie wurde begangen durch Aufführung von einzelnen Tonſtücken aller der Komponiſten, welche in dieſem Zeitraum

für die hieſige Bühne Ausgezeichnetes geleiſtet haben. Der ganze Hof war gegenwärtig, und wir waren fünfzig Perſonen in der großen königlichen Loge. Eröffnet wurde die Vorſtellung durch eine eigene Kompoſition Friedrichs des Großen, die wirklich, wenn er ſie ſelbſt gemacht hat, weit hübſcher war als manches, welches nachher kam. Sodann kam ein Duett nebſt Chor von Graun aus Kleopatra, ganz im Stil ſeiner Kirchenmuſik gehalten. Man hatte die damalige Inſtrumentierung beibehalten und hörte nur ein paar Geigen und Bratſchen. Kleopatra und ihre karthagiſchen Damen waren in Reifröcken und gepuderten Haaren, Cäſar (welcher eine Sopranpartie ſang, denn es war ein Frauenzimmer) nebſt ſeinen Römern erſchienen mit Haarbeutel und Eskarpins zur Toga und nahmen beim Eintreten ſehr höflich ihre Helme ab; alle machten tiefe Knickſe reſp. Verbeugungen. Jedes neue Geſangſtück näherte ſich etwas mehr unſerm heutigen Geſchmack, die Inſtrumentierung wurde reicher, die Melodien anſprechender. Nachdem wir „Als ich auf meiner Bleiche" glücklich überſtanden, klangen die gewaltigen Chöre Glucks ſchon befreundeter. Winters ſchöne Kompoſition „Das unterbrochene Opferfeſt", ſein „Kind, willſt du ruhig ſchlafen", gefielen auch jetzt noch, endlich bildete Mozart den großen Hauptabſchnitt und bahnte den Weg zur neuen Muſik. Die Ouvertüre zu Belmonte und Konſtanze und eine Szene aus dem Don Juan wurden gegeben. Hierauf erſchien Beethoven mit ſeiner gewaltigen volltönenden Ouvertüre zu Egmont, welche da capo geſpielt werden mußte. Ihm reihte ſich Spohr an mit dem unübertrefflichen Duett aus Jeſſonda: „Teures Mädchen, wirſt mich haſſen". Von dem Freiſchütz wurde die Schlußſzene des erſten Aktes gegeben und von den ganz neuen Kompoſitionen eine wunderbar ſchöne, geiſterhafte Ouvertüre Mendelsſohns zum Sommernachtstraum. Man glaubte den Tanz der Elfen zu belauſchen. Den Schluß machte Maiſeders Muſik zum Ballett „Die Sylphiden".

Morgen habe ich den Dienſt und werde im Neuen Palais bei Potsdam einer Vorſtellung beiwohnen, zu welcher nur der Hof und einige klaſſiſche Geſchmäcke befohlen ſind. Die letzte Aufführung des Stückes, welches gegeben werden ſoll, hatte vor zweitauſendfünfhundert Jahren ſtatt. Es iſt die Antigone von einem gewiſſen Sophokles. Es wird ſchwer ſein, die Erben zu ermitteln, welche Anſpruch an eine Tantieme

der Einnahme haben, wahrſcheinlich ſind es Ruderknechte im Hafen von Konſtantinopel.

Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, ſo habt Ihr heute einen Aufſatz mit meinem Monogramm -/- geleſen: „Deutſchland und ſeine germaniſchen Nachbarn". Das bitte ich aber in däniſchen Landen niemand zu ſagen, ſonſt laſſen ſie mich nicht wieder hinein, ſondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfiſziert.

Digitized by Google

Muſik.

Partheß, deſſen überaus leſenswerte „Jugenderinnerungen“ ein überraſchend klares Bild der Napoleoniſchen Zeit und des beginnenden Biedermeier geben, teilt uns viel über die Pflege der Muſik im elterlichen Hauſe mit. Man verſuchte, gute Streichquartette zuſammenzubringen, und vor allem ſang man Opern mit verteilten Rollen und nahm die neuen Muſikwerke der Zeit ſo völlig durch. Bei faſt allen Memoirenſchreibern der Biedermeierzeit begegnen wir Reminiſzenzen an ſolche häuslichen Opernaufführungen.

In weit glanzvollerer und anſpruchsvollerer Weiſe als hier wurde aber von den erſten Künſtlern der Zeit im Mendelsſohnſchen Hauſe, in dem großen Konzertſaal des Gartenhauſes Leipziger Straße 3, Muſik gepflegt. Trafen dort doch keine Geringeren als Liſzt, Felix Mendelsſohn-Bartholdy und ein Wunderkind namens Joſef Joachim zuſammen. „Zwanzig Equipagen ſtanden auf dem Hof, und acht Prinzeſſinnen waren im Saal.“ Otto Bähr, auf den ſchon öfter verwieſen wurde, gibt uns dann genauere Details über die Muſikpflege und über die Inſtrumente der Zeit – die noch Flöte und Gitarre liebte und eine heut verſchollene Form des Klaviers hatte. In den 30er Jahren kamen die großen Muſikfeſte auf, die ja noch in der Gegenwart, vor allem am Rhein und in Süddeutſchland, für die Muſikpflege Bedeutung haben.

Wenig zufrieden aber mit der Pflege der Muſik in Berlin und überhaupt in Deutſchland iſt Rahel Levin... Wie es uns heute ſcheint, wohl zu Unrecht. Rellſtab ſchildert uns dann einen Beſuch bei dem alternden Beethoven in Wien. Die Darſtellung hat in ihrer Schlichtheit für mich etwas Ergreifendes und ſteht ſeltſam in Parallele zur Schilderung des Beſuches bei Goethe, über den uns ſpäter Wilibald Alexis berichten wird.

Die Höhe der muſikaliſchen Begeiſterung brachte der Triumphzug Liſzts durch Deutſchland, der Männer und mehr noch Frauen zu krankhaften Exaltationen und Huldigungen hinriß. Von da an iſt der Zuſammenbruch der muſikaliſchen Kultur zu datieren. Das Gedicht aus der Wiener Theaterzeitung iſt ſymptomatiſch für die krankhafte Begeiſterung, mit der man das Virtuoſentum in der Muſik im ausgehenden Biedermeier umgab. Die kühleren Norddeutſchen hingegen – die in Berlin in der Redaktion des „Freimütigen“ ſaßen — konnten ſchon nicht umhin, dieſe Verſe zu gloſſieren.

Digitized by Google

Beſonderes Vergnügen gewährten uns Kindern die Streichquartette, von denen mein Vater jeden Winter mehrere veranſtaltete. Wir brauchten dabei nicht ſo ſtill zu ſitzen wie in den Oratorien und hatten uns mit keinem Textbuche zu quälen: Mein Vater lud zu den Quartetten die Virtuoſen der Königlichen Kapelle und einige geſchickte Dilettanten. Unter den letzten gedenke ich gern des Herrn Kielmann, Disponenten des Schicklerſchen Bankhauſes. Sein ſchöner Ton auf dem Violoncello hatte ihn in allen muſikaliſchen Kreiſen berühmt gemacht. Sein Äußeres hatte etwas Auffallendes: eine lange, hagere Geſtalt mit gebogener Naſe und vorſtehendem Kinne, von überraſchender Gewandtheit in allen ſeinen Bewegungen. Geiſtreich und ſchlagfertig im Urteil, wußte er jede Unterhaltung zu beleben. Er war unverheiratet und verkehrte gern bei uns. Wenn mein Vater ihn mündlich zum „nächſten Sonntag Abend" einlud, was ſehr oft geſchah, ſo fragte Kielmann ganz ernſthaft: „Soll ich meine Frau mitbringen?" So nannte er ſein Violoncello. . . . Die Opernaufführungen am Klavier wurden auf den Wunſch meines Vaters wieder lebhaft in Gang gebracht. Don Juan, die Oper aller Opern und meines Vaters Lieblingsſtück, kam zuerſt an die Reihe. Die Beſetzung war eine ſo vortreffliche, wie ſie wohl ſelbſt auf einer öffentlichen Bühne ſelten dageweſen ſein mag. Prediger Ritſchl ſang den Don Juan mit vollendeter Meiſterſchaft; Dorn (jetzt Kapellmeiſter) den Leporello mit unnachahmlicher Komik; der hinreißende Tenor des Geheimen Poſtrat Weppler war für den Don Ottavio wie geſchaffen; einen beſſeren Komtur als Herrn Hellwig würde man vergebens geſucht haben. Auguſte Sebald leuchtete als Donna Anna in goldenem Glanze; ihrer Schweſter Amalie ſeelenvoller Klang hob die Rolle der Elvira auf eine vorher nicht geahnete Höhe, und meine Schweſter Lilli war als Zerline ganz an ihrem Platze. Klein am Klavier erſetzte ein volles Orcheſter; er beſaß die Gabe des Dirigierens, des unmerklichen Einhelfens, des leiſen Nachgebens und des fördernden Antreibens in ausgezeichneter Weiſe; nach ein paar Proben floß alles wie von ſelbſt dahin. Von unſchätzbarem Werte waren meines Vaters Bemerkungen über Tempi und Bewegungen der einzelnen Stücke. Da er, wie ich ſchon erwähnte, den Don Juan unter Mozarts Direktion in Prag gehört, ſo gab es für dieſe Dinge keine beſſere Autorität als ihn, und Klein folgte eifrig ſeinen Andeutungen.

Digitized by Google

Jenny Lind

Nach einem Schabkunstblatt von K. H. Sagert

Digitized by Google

Die Aufführung war eine ſo vollkommene, daß ſie mehr als einmal unter immer ſteigendem Beifalle der wechſelnden Zuhörer wiederholt ward.

(„Jugenderinnerungen von Guſtav Parthey".)

Was die Hausmuſik betrifft, ſo galt damals Klavierunterricht noch nicht als ein unentbehrlicher Beſtandteil der Jugenderziehung. Es war daher auch noch nicht – wie jetzt, meiſt zum ſchweren Leidweſen der Nachbarſchaft – faſt in jeder Familie ein Klavier vorhanden. Unter den Klavieren war das tafelförmige Pianoforte vorherrſchend. Flügel waren ſelten. Pianinos kannte man noch nicht. Der Bau der Klaviere war unvollkommen und ihr Ton meiſt klimperhaft. Dabei legte man noch Wert auf viele „Züge". Neben dem „Fortezug" (ſo nannte man die Aufhebung der Dämpfung) war auch ein „Pianozug" (durch vorgeſchobene Tuchläppchen) und womöglich ein „Trompetenzug" (durch eine angeſchobene Papierrolle) vorhanden; bei Flügeln öfters auch ein Zug, bei deſſen Gebrauch ſich eine türkiſche Muſik hören ließ. Hatte das Klavier noch nicht eine ſo beherrſchende Stellung gewonnen, ſo waren dagegen noch zwei Inſtrumente in der Hausmuſik heimiſch, die heute faſt gänzlich daraus verſchwunden ſind. Es waren Flöte und Gitarre.

Die Flöte hatte wohl noch aus der Zeit Friedrichs des Großen ein Anſehen bewahrt, kraft deſſen ſie als ein beſonders ſchönes, auch für Laien erlernenswertes Inſtrument galt. Hatte doch auch Mozart eine ſeiner ſchönſten muſikaliſchen Dichtungen an die Flöte geknüpft. Die Beliebtheit des Inſtrumentes klingt noch durch in den Liedern Uhlands, welcher von „Des Nachbars lieblich Flötenſpielen" ſingt und uns den hübſchen Vers hinterlaſſen hat:

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern.

Heute verlangt niemand mehr eine einſame Flöte zu hören, weder von fern noch nahe. Wer heute etwas recht Langweiliges bezeichnen will, ſpricht von der „alten Flöte". Und deshalb hat die Flöte ſich gänzlich in das Orcheſter zurückgezogen.

Die Gitarre war allerdings ein klägliches Inſtrument, wenn ſie für ſich allein auftrat. Einen Virtuoſen auf der Gitarre zu hören – denn

auch deren gab es – war ein ſehr zweifelhafter Kunſtgenuß. Sie war aber ein durchaus anmutiges Inſtrument als Begleiterin des Geſanges. Junge Mädchen, die etwas Stimme hatten und gern ein Liedchen vortrugen oder auch eine ſentimentale Stunde ſich verkürzen wollten, lernten deshalb Gitarre, was binnen weniger Monate zu erreichen war. Eine ſolche Sängerin, die ihren Geſang mit Gitarre begleitete, ſah ebenſo hübſch aus, als ſie ſich gut anhörte. Auch Studenten ſangen ihre Lieder gern zur Gitarre und zogen mit ihr von Haus zu Haus. Das alles ſetzte aber Lieder voraus, die ihre Schönheit in der einfachen Melodie fanden, und für welche deshalb die wenigen Akkorde, welche die Gitarre naturgemäß darbietet, ausreichten. Solche Lieder bildeten um jene Zeit noch die Regel. Es gehört dahin z. B. das ſchöne Lied von Reichardt „Freudvoll und leidvoll". Heute ſind ſolche Lieder ſelten geworden. Die alten ſind aus der Mode gekommen. Neue hat man nicht zu ſchaffen vermocht. Man kennt nur noch Lieder mit ſo künſtlicher Begleitung, daß die Gitarre ſie nicht zu leiſten vermag. Und deshalb iſt die Gitarre auf den Hausboden gewandert.

Auch der Muſikunterricht trat noch nicht ſo anſpruchsvoll auf, wie jetzt. Wer ſich der Muſik widmen wollte, begab ſich zu einem Meiſter, unter welchem er ſeine Studien machte. Spohr und Moritz Hauptmann hatten jahraus jahrein eine Anzahl Schüler, die, um ihren Unterricht zu genießen, nach Kaſſel gekommen waren. Aber es fiel jenen nicht ein, ihr Stundengeben als eine „Hochſchule für Violinſpiel und Kompoſition" anzukündigen. Natürlich waren auch die Honorare für Muſikunterricht nicht einmal annähernd den jetzigen gleich. Heute beſteht faſt in jeder großen Stadt ein Konſervatorium für Muſik; und die Zahl derer, welche ſich darin zu Virtuoſen oder Virtuoſinnen ausbilden, iſt Legion. Eine Folge hiervon iſt unter andern die, daß der gewöhnliche Klavierunterricht, womit ſich früher nur Männer befaßten, jetzt großenteils in die Hände von Damen geraten iſt. Wirklich muſikaliſche Menſchen ſind übrigens jetzt ebenſo ſelten wie früher.

Die muſikaliſchen Zuſtände der damaligen Zeit in ihrer inneren Geſtaltung laſſen ſich mit den literariſchen in eine gewiſſe Parallele ſtellen. So wie Leſſing, Schiller und Goethe es waren, welche unſre Literatur ſchufen, ſo haben Haydn, Mozart und Beethoven unſre moderne Muſik geſchaffen. Mozart war, wie Schiller, früh geſtorben.

Dennoch lebte er weit mehr im Herzen des Volkes, als Beethoven, welcher erſt im Jahre 1827 aus dem Leben ſchied. Der alternde Beethoven wurde in ſeinen Kompoſitionen immer ſchwerer verſtändlich, das Zeitalter aber immer weniger befähigt, tiefere Schöpfungen zu verſtehen. Der Sinn für klaſſiſche Muſik war nicht ſehr weit verbreitet. Beethovenſche Symphonien zu hören, trug man kein beſonders lebhaftes Verlangen. Die im Jahre 1823 von Beethoven vollendete neunte Symphonie wurde in Kaſſel zuerſt im Jahre 1828 von Spohr dem Publikum vorgeführt. Bis dahin war ſie nur in Wien und Berlin zur Aufführung gelangt. Spohr und Cherubini hielten an den Traditionen der klaſſiſchen Zeit feſt. Aber ſie beſaßen in ihren Kompoſitionen zu wenig Volkstümliches, um dem Sinn für beſſere Muſik genügende Nahrung zu geben. Die Liederſchätze Franz Schuberts waren noch wenig bekannt.

So gab das Zeitalter ſich mehr und mehr der Freude an dem bloßen Virtuoſentum und dem ſinnenreizenden Klingklang in der Muſik hin. Das Virtuoſentum, welches ſich heutzutage auf Geſang, Klavier und Streichinſtrumente zu beſchränken pflegt, machte ſich damals noch in weit größerem Umfange geltend. Es gab reiſende Künſtler, welche auf der Flöte, dem Fagott, dem Waldhorn, der Poſaune, ja ſelbſt auf der Mundharmonika Konzerte gaben. Beſondrer, mit Mitleid gemiſchter Gunſt erfreuten ſich blinde Flötenſpieler. Bravourſängerinnen trugen mit Vorliebe Variationen über ein beliebtes Thema (z. B. „Mich fliehen alle Freuden") vor. Auf dem Gebiete der Klaviermuſik waren Czerni, Cramer, Duſſek, Field, Kalkbrenner, Henri Herz uſw. an der Tagesordnung. Sehr beliebt waren auch „Potpourris", Zuſammenſtellungen von Opernſtückchen, die in eine notdürftige muſikaliſche Verbindung gebracht waren.

(Otto Bähr, „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren".)

Fanny an Rebekka.

Berlin, den 18. März 1844.

Wir haben hier in Saus und Braus gelebt, vorige Woche war jeder Tag doppelt und dreifach beſetzt, vier große Abendfeten hintereinander, in deren einer die Roſſi, in einer die Birch (eine engliſche Sängerin, die ganz wie die Novello ſingt) und in zweien die

Decker zu hören war. Dieſe hat an zwei aufeinanderfolgenden Donnerstagen die prachtvollſten Soireen gegeben, die man nur ſehen kann, ſie waren eigentlich für den Herzog von Mecklenburg und ſeinen Theater-Intendanten, leider aber kam jener gar nicht nach Berlin, und dieſer mußte nach dem erſten Feſt wieder zurückreiſen; das tat aber dem Glanz der Soireen und der guten Laune der Wirtin, die prächtig bei Stimme war, keinen Eintrag. Vorigen Sonntag war auch bei uns die brillanteſte Sonntagsmuſik, die, glaube ich, noch jemals ſtattgefunden hat, ſowohl was Ausführung als Publikum betraf. Wenn ich Dir ſage, daß zweiundzwanzig Equipagen auf dem Hof und Liſzt und acht Prinzeſſinnen im Saal waren, wirſt Du mir die nähere Beſchreibung des Glanzes meiner Hütte wohl erlaſſen. Dagegen will ich Dir mein Repertoire mitteilen: Quintett von Hummel, mit der Finger leicht Getummel, Duett aus Fidelio, Variationen von David, von dem prächtigen kleinen Joachim geſpielt, der kein Wunderkind, ſondern ein bewunderungswürdiges Kind iſt, nebenbei Sebaſtians dicker Freund. Zwei Lieder, von denen das ſchöne „Laß die Schmerzen dieſer Erde", von Eckert, von Felix und der Decker auswendig vorgetragen, wie immer großen Beifall fand. Ich erlaube Dir, Eckert kein Geheimnis daraus zu machen. Hierauf kam die Walpurgisnacht, auf die mein Publikum ſchon ſeit vier Wochen geſpannt war und die vortrefflich ging. Wir hatten drei Proben gemacht, bei denen ſich die Sänger ſo amüſierten, daß ſie gern noch einmal ſoviel gehabt hätten. Bei der letzten war Felix zugegen und ſehr zufrieden. Ich hätte gern geſehen, daß er begleitet hätte, das wollte er nun aber ein für allemal nicht, ſondern ſpielte nur die Ouvertüre mit mir und griff bei den ſchwierigſten Stellen bald im Baß, bald im Diskant mit zu, ſo daß eine Art von improviſiertem vierhändigen Arrangement daraus ward, das ſehr gut klang. Jetzt habe ich meine Muſiken bis nach Oſtern ausſetzen müſſen, da Felix bis dahin Zeit und Leute braucht; er führt nämlich Palmſonntags in der Garniſonkirche Iſrael in Ägypten mit einem Perſonal von etwa vierhundertundfünfzig Leuten auf; es wird ein gewaltiges Orcheſter dazu an der Orgel gebaut, und es wird hoffentlich prachtvoll werden. Vorher noch iſt als Schluß der Symphonien die neunte mit Chören, ſo daß Felix vollauf zu tun hat. Dabei ſchreibt er ein Konzert für England, zwiſchendurch gehn die Korrekturen ſeiner neuen Werke, ſeine zahlloſe

Korreſpondenz und alles, was ſonſt noch der Tag mit ſich bringt; er iſt fortwährend in beſter Laune und freut ſich ſehr auf ſeine bevorſtehende Reiſe. Neulich nach der Iſrael-Probe war ausnahmsweiſe gut Wetter; nachdem es aus war, ſtand und flanierte man auf der Straße, und dann gingen wir noch ſpazieren und abends ſpielten wir alle mit dem Geheimrath Böckh ſchwarzer Peter und ließen uns von Sebaſtian Schnurrbärte malen. Daß Du nicht bei Delaroche auf dem Ball warſt, iſt ſehr unrecht, auf der Reiſe muß man alle Menſchenſcheu ablegen, ſonſt verliert man zuviel. Daß ich großenteils als Wegweiſer predige, kannſt Du wohl denken. Deine Beſchreibung von Dirichlets weltverachtender Karnevalslaune hat mich ſehr amüſiert, ich ſehe ihn von hier mit unbeſiegbarem Gelehrtenſtolz Sträuße ſchleudern; hat er nicht aber doch von Zeit zu Zeit dazwiſchen ſüß gelächelt?

(S. Henſel, „Die Familie Mendelsſohn".)

An Victorine Boiſſonnet.

Bonn, den 1. Juni 1833.

Einen ſchönen, herrlichen Mai habe ich nun ſchon am Rheine verlebt, ein ſchönes Pfingſtfeſt an ſeinen Ufern gefeiert. Feſte zu feiern, verſteht freilich die Welt nicht mehr, aber hier findet man noch Anklänge wahrer Feſtesfreude, nicht in den Konzertſälen voll geputzter Herren und Damen, die nach jeder gelungenen pièce die Handſchuhe ausziehen und klatſchen, ſondern in den Städtchen und Dörfern. Geſtern vor 8 Tagen machte ich mich auf, das Muſikfeſt zu bereiſen. In einem vollgedrängten Nachen fuhr ich nach Köln, von da um 12 Uhr auf dem übermäßig gefüllten holländiſchen Dampfſchiffe nach Düſſeldorf. Den Konzerten und Konzertproben habe ich gewiſſenhaft beigewohnt und viel Genuß davon gehabt. Das Schönſte von allem war unſtreitig das große Oratorium von Händel, Iſrael in Ägypten. Es iſt die erſte Muſik, die mich wirklich begeiſtert hat, und da ich ſie dreimal hörte, konnte ich dem Fluge des Künſtlers etwas folgen. Sie beſteht aus zwei Teilen, der erſte ſchildert die Bedrückung Iſraels, die Plagen Ägyptens und den Auszug, der zweite das Loblied Moſis. Die herrlichen Chöre, in ſeltener Vollendung aufgeführt, machten ungeheuren Eindruck. Ich begreife nicht, wie die Menſchen immer klatſchen und Bravo rufen konnten, als wenn ſie einen Taſchenſpieler vor ſich hätten, als

wenn die Kunſt nur darauf ausginge, Beifall einzuernten, und nicht die innerſten Tiefen der Bruſt wunderbar antregte.

Der zweite Abend begann mit der ſchönen Beethovenſchen Paſtoralſömphonie, welche auf eine reizende Weiſe den ganzen Kreis ländlicher Empfindungen darſtellt.

Es folgte die Ouvertüre zur Leonore und zuletzt die bekannte Kantate von Winter: „Die Macht der Töne".

Am Dienstag Morgen war ein drittes Konzert. Das Schönſte aus Iſrael in Ägypten wurde wiederholt. Die Krone des Feſtes war Madame Decker aus Berlin. Mendelsſohn-Bartholdy erntete für ſein Direktorium viele Schmeicheleien und ward durch Gedichte, Medaillen, Bekränzung geehrt. Die Aufführung ſelbſt war über jeden Tadel erhaben, die Soloſtimmen und Chöre ausgezeichnet ſchön, die Zahl der Singenden war 275, auch die Inſtrumentalpartie war ſehr bedeutend, 62 Violinen, 18 Violoncelle, 13 Kontrabäſſe uſw.

(Ernſt Curtius, „Ein Lebensbild in Briefen".)

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 19. Februar 1820.

Anſtatt des Tagebuches ſtehe lieber folgendes hier: nur dies noch! Vorgeſtern ſah ich Alceſte; auch nur ſtärkere Beſtätigung alles Alten über unſer Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreiſchendes Orcheſter. Fürchterliche Tanzkunſt, wo die Tänze nicht einmal zur Muſik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verſtand, ohne Grazie, mit Seiltänzermühe, ohne ſie wie dieſe Tänzer uns unſchuldig anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat ſich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur ſehr läſſig bezeigen kann; auch die einzelnen in den Logen, einer gegen den anderen. Stümer ſehr gut geſpielt; wird ſich aber die Bruſt angreifen. Weber läßt die Blasinſtrumente mit den Sängern in die Wette forcieren; Töne in Fresko darzuſtellen, muß man von den großen italieniſchen Sängern gehört und es bemerkt haben. Man kann den Ton weit ausſchicken, ohne zu ſchreien; wie die Farben klumpenweiſe für die Ferne auftragen. Wenn Gluck nur einmal ſolche Oper aufführen könnte! ſchon in Paris, durch Tradition im Orcheſter, hört man, wie Gluck es gemeint hat. Es iſt noch

Digitized by Google

viel zu ſagen. Neulich ſagte ich, die Kunſt müſſe einer Nation natürlich ſein; d. h. in den unteren Volksklaſſen entſtehen; ſonſt vagiert ſie, hat keinen Boden, wird Krittelei, wenn ſie vorher noch glücklich Nachahmung war. Erſt geſtern, als Goethiſche Lieder ohne Begleitung geſungen wurden, drang ſich mir von neuem auf, daß es nur verbeſſerter Wachtſtuben- und Handwerksburſchen-Geſang im Wandern war. Hier haben wir keinen anderen Volksgeſang. Nun gibt's noch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, iſt bald italieniſch, bald halb dieſer Geſang, halb jener bezeichnete, auf Gluck, Mozart uſw. angewandt; und meiſtens ſchon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverſtehen. Dabei ein unendlicher Dünkel; auf dünkelhaften ſogenannten Patriotismus gepflanzt. Man findet hier mehr ſchöne Stimmen, als man nur irgend vermuten ſollte; aber gleich werden ſie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Bruſttöne bis zur Vernichtung forciert, gequetſcht, gekälbert. Leidenſchaft beſteht nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!

(K. A. Varnhagen, „Vermiſchte Schriften".)

Mein erſter Blick beim Eintreten traf auf ihn. Er ſaß läſſig auf einem ungeordneten Bett an der Rückwand des Zimmers, auf dem er ebenzuvor noch gelegen zu haben ſchien. Den Brief von Zelter hielt er in der einen Hand, die andere reichte er mir freundlich entgegen, mit einem ſolchen Blick der Güte und zugleich des Leidens, daß plötzlich jede Scheidewand der Beklemmung fiel und ich dem im tiefſten Verehrten mit der ganzen Wärme meiner Liebe entgegenſchritt. Er ſtand auf, reichte mir die Hand, drückte ſie herzlich, deutſch, und ſagte: „Sie haben mir einen ſchönen Brief von Zelter gebracht! Er iſt ein wahrer Beſchützer der echten Kunſt!" - Gewohnt, ſelbſt am meiſten zu ſprechen, da er die Gegenrede nur ſchwer vernehmen konnte, fuhr er fort: „Ich bin nicht ganz wohl! Ich bin recht krank geweſen! - Sie werden ſich ſchlecht mit mir unterhalten, denn ich höre ſehr ſchwer!"

Was ich antwortete, ob ich antwortete, - ich weiß es wahrlich nicht! Zumeiſt werden wohl meine Blicke, der wiederholte Druck meiner Hand das ausgedrückt haben, wozu mir vielleicht die Worte gefehlt hätten, auch wenn ich hier wie zu andern hätte ſprechen können.

Digitized by Google

Beethoven lud mich ein, mich zu ſetzen; er ſelbſt nahm ſeinen Platz auf einem Stuhl vor dem Bett und rückte ihn an einen Tiſch, der, zwei Schritte davon, ganz mit Schätzen bedeckt war, mit Noten von Beethovens Hand, mit den Arbeiten, die ihn eben jetzt beſchäftigten. Ich nahm einen Stuhl neben dem ſeinigen. Schnell werfe ich noch einen Blick über das Zimmer. Es iſt ſo groß wie das Vorzimmer, hat zwei Fenſter. Unter dieſen ſteht ein Flügel. Sonſt iſt nichts darin zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends Glanz oder Luxus verriete. Ein Schreibſchrank, einige Stühle und Tiſche, weiße Wände mit alten, verſtaubten Tapeten, – das iſt Beethovens Gemach. Was kümmert er ſich um Bronzen, Spiegelwände, Diwans, Gold und Silber! Er, dem alle Pracht dieſer Erde Tand, Staub und Aſche iſt, gegen einen göttlichen Funken, der, alles überſtrahlend, aus ſeinem Innern aufleuchtet!

So ſaß ich denn neben dem kranken, ſchwermütigen Dulder. Das faſt durchweg graue Haar erhob ſich buſchig, ungeordnet auf ſeinem Scheitel, nicht glatt, nicht kraus, nicht ſtarr, ein Gemiſch aus allem Die Züge erſchienen auf den erſten Blick wenig bedeutend; das Geſicht war viel kleiner, als ich es mir nach den in eine gewaltſam geniale Wildheit gezwängten Bildniſſen vorgeſtellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene ſtürmiſche Feſſelloſigkeit aus, die man ſeiner Phyſiognomie geliehen, um ſie in Übereinſtimmung mit ſeinen Werken zu bringen. Weshalb ſollte denn aber auch Beethovens Angeſicht ausſehen wie ſeine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes geſunde, kräftige Braun, das ſich der Jäger erwirbt, ſondern mit einem gelblich kränkelnden Ton verſetzt. Die Naſe ſchmal, ſcharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch ſprechend. Wehmut, Leiden, Güte las ich auf ſeinem Angeſicht; doch, ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung des Geiſtes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. Ich will hier den Leſer nicht durch eine Dichtung täuſchen, ſondern die Wahrheit geben, ein treuer Spiegel eines teueren Bildniſſes ſein. Er büßte, trotz allem eben Geſagten, nichts von der geheimnisvoll anziehenden Kraft ein, die uns ſo unwiderſtehlich an das Äußere großer Menſchen feſſelt. Denn das Leiden, der ſtumme, ſchwere Schmerz, der ſich darin ausdrückte, war nicht die Folge des augenblick-

lichen Unwohlſeins, da ich dieſen Ausdruck auch nach Wochen, wo ſich Beethoven viel geſünder fühlte, immer wieder fand, – ſondern das Ergebnis ſeines ganzen, einzigen Lebensgeſchicks, welches die höchſte Gewähr der Beſtätigung mit der grauſamſten Prüfung des Verſagens verſchmolz. Bevor wir nicht von einem in der Friſche der Lebenskraft erblindeten Raffael zu erzählen haben, wird Beethoven ſeinesgleichen an Heil und Unheil in der Kunſt- wie in der Weltgeſchichte nicht finden! Denn auf ſolcher Höhe wird die Kunſtgeſchichte zur Weltgeſchichte.

Deshalb ergriff der Anblick dieſes ſtillen und tiefen Grams, der auf ſeiner wehmutvollen Stirn, in ſeinen milden Augen lag, mit namenloſer Rührung. Es gehörte ſtarke Kraft der Selbſtüberwindung dazu, ihm gegenüberzuſitzen und die hervordrängende Träne zurückzuhalten. –

Nachdem wir uns geſetzt hatten, reichte mir Beethoven eine Schreibtafel und einen Bleiſtift, indem er ſagte: „Sie dürfen mir nur die Hauptſachen aufſchreiben, ich weiß mich dann ſchon zu finden; ich bin es nun ſchon viele Jahre gewohnt.“ –

(L. Rellſtab, „Aus meinem Leben“.

Wodurch hat Franz Liſzt dieſe Berliner enthuſiaſtiſche Verzückung herbeigeführt? – Durch ſeine produzierten Tonwerke ſelbſt? – Gewiß nicht! – denn alle kunſtſinnigen Berliner und Franz Liſzt ſelbſt werden eingeſtehen, daß uns der Genius der Muſik in einer Mozartſchen Ouverture oder Beethovenſchen Sömphonie, von einem vollſtändigen, tüchtigen Orcheſter, unter Meiſterleitung ausgeführt, mit gewaltigern Schauern ergreifen muß, als ein Klavierkonzert, und wenn die heilige Cäcilie ſelbſt die Taſten ſchlüge. – Es war aber zum Teil die forcierte, nervöſe Bildung der Berliner, ihre hohle Abgetriebenheit, welche den Künſtler Liſzt zum Opfer ihrer hyſteriſchen Begeiſterung erkor und ihn mit einem Heiligenſchein umgab, damit ſie ihn gerechtfertigt anbeten könnte. Zudem umſchwebte ihn verführeriſch die heimlich ſüße Myſtik eines romantiſchen Künſtlerlebens – eine warme, katholiſche Novelle, halb frivol halb verklärt durch den Namen George Sand. – Dann ſeine Wohltätigkeit! dann Rellſtab! – Zum Teil aber riß Liſzt die Kenner wirklich hin, nicht bloß als Meiſter, ſondern auch

als der wunderbare Tyrann des Pianoforte. – Ja, einen Tyrannen nenne ich ihn, diesen gutmütig lächelnden, freundlichen König der Töne; denn noch keiner hat den klingenden Metallsaiten so viel geboten als er. – Sie müssen ihm, wie altägyptische Sklaven, die kolossalen, musikalischen Pharaonenbauten ausführen; klingende Monumente, so hoch, wie die höchsten Obelisken und Pyramiden; oder, wie geknechtete Geister den Ossa auf den Pelion stülpen, damit der Herr Franz Liszt bequem den Kopf in den blauen Himmel stecken kann. Sie müssen seinen goldnen Triumphwagen durch Europa ziehen; den stürmenden Ozean müssen sie glätten wie ein theokritisches Bächlein und die Morgenröte bei den Fittichen ergreifen; kurz, die Arbeiten des Herkules sind ein wahres Kinderspiel gegen die Arbeiten, welche Liszt den Messingdrähten seines Klaviers aufgibt. Und dabei können die armen, gehetzten Töne gar nicht zu Atem kommen; immerfort müssen sie um ihren Meister schweben und klingend die Anwesenheit kundtun, bis er ihnen gebietet, zu den fernsten Sternen zu fliegen und hinabzufahren in den tiefsten Höllenschlund, und fast in demselben Momente wieder vor ihm zu erscheinen! – Die Berliner aber, welche gute Royalisten sind, lieben und verehren sehr den König Liszt, wie alle Könige, und sollten sie auch zu den Pharaonen gehören! –

Auch wir haben vor kurzem Franz Liszt in unsrer Mitte gehabt; aber der gesunde Sinn der Königsberger verschonte den Künstler mit jenem widerlichen Veitstanze des Enthusiasmus, und ersparte sich ein Erröten, das nicht bloß das Eingeständnis einer begangenen Torheit, sondern auch den Verrat an den heiligsten Interessen der Gegenwart und der Zukunft bezeichnet hätte. – Während der Anwesenheit Liszts war der Gesundheitszustand unsrer Stadt vortrefflich; denn die Nerven unsrer ostpreußischen Damen sind nicht berlinisch verkränkelt. Es wurde dem Künstler der Lorbeerkranz nicht vorenthalten, der ihm gebührt; und wenn die philosophische Fakultät einen Doktorhut darauf gestülpt hat, so ist wenigstens ein solcher Fall nicht unerhört in der Geschichte. Auch Blücher wurde bei seiner Anwesenheit in England von der Universität Oxford zum Doktor kreiert. – Auf keinen Fall schadet es etwas, da einem Doktor der Philosophie die ärztliche Praxis aufs strengste untersagt ist. Wir zweifeln nicht daran, daß die Taglioni und Fanny Elßler, die, wie man sagt, nicht bloß Geschichte, sondern auch Philo-

ſophie tanzen können, falls ſie einmal nach Königsberg kommen ſollten, ebenfalls mit dem philoſophiſchen Doktordiplome beehrt werden würden. –

(Waleskode, „Gloſſen und Randzeichnungen".)

Die Wiener Theaterzeitung enthält ein Gedicht auf Ole Bull, das ſo beginnt:

Willkommen, edler Nordlandsſohn,
Mit deinem blitzenden Zauberton,
Mit deinem ſchmelzenden Liebesſang,
Mit deinem begeiſternden Sphärenklang,
Mit deinem harmoniſchen Solo-Quartett,
Mit Stößen und Läufen ſo rein und nett!

(„Der Freimüthige.")

Dichterprofile.

Im Gegenſatz zu den vielen, überſchwenglichen Schilderungen von Beſuchen bei Goethe gibt uns Wilibald Alexis ein Bild von der Vereinſamung, in der ſich in den letzten Jahren doch der alte Dichter bewegte. Die neue Zeit, die letzte Generation, ſah nicht mehr zu ihm auf, ſondern glaubte, befugt zu ſein, ſich ihm gleichberechtigt gegenüberſtellen zu können. Einfach, weil ihr und nicht ihm die Gegenwart gehörte.

Zu welchem Enthuſiasmus ſich aber bei einzelnen und vor allem begabten Frauen, wie Bettine v. Arnim, die Verehrung für Goethe ſteigern konnte, das zeigen die ſchönen Worte, die das „Kind" noch in einem Alter, wo ſie längſt kein Kind mehr war, an den Schriftſteller Adolf Stahr über ihr einſtiges Aufgehen im Geiſte Goethes fand.

Zehn Jahre nach jenem erſten Beſuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte ſich zwiſchen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an und ſchwenkte Weihkeſſel und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Nagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden ſollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieſer Liturgie. Aber er ſandte denen, die feſt an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in ſeinem Dienſte laut ſprachen, Ehrenmedaillons mit ſeinem Bildnis. Auch ich hatte ein ſolches erhalten, ich meine aber nicht um Akoluthendienſt. Denn ich habe nie den Weihkeſſel geſchwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erſtorben, und meine Liebe wieder gewachſen war. Weniger um ſchuldigen Lehndienſt, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu ſehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in ſeinem anmutigen Landhauſe am Park.

Digitized by Google

.... Wir ſaßen nicht wie damals auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben ſich, und keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; ſie war von ſelbſt da und ging in anmutigem Fluſſe fort. Goethe wollte von ſeinen Pariſer Freunden wiſſen, und was ich ihm mitteilen konnte, war ihm angenehm. Unſer gemeinſamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte ſich einer Teilnahme des Greiſes erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig ſei, als man ihm zugeſtand. Ganz undiplomatiſch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unſer Freund auch mit Appetit von dem Renntierſchinken in Ihrer Lappenhütte gegeſſen?" ſo war es Goethen wohl weniger darum zu tun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weiſe zu verſtehen zu geben, daß er meine Herbſtreiſe nach Skandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch geleſen habe, aber es iſt ſchon genug, wenn ein Dichter im achtzigſten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Literatur nicht fremd bleibt und von allen Erſcheinungen, ſei es auch durch unvollkommene Freundesmitteilungen, Notiz nimmt. Dieſelbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Geſpräche, das ebendeshalb keine leuchtenden Punkte und keine ſchroffen Spitzen bot, die beſonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine europäiſche und Welt-Literatur, eines der Lieblingsthemata in ſeinem noch von Phantaſien umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuſcht und nicht berauſcht, angenehm geſättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hauſe. Das Bild des edlen Greiſes, in deſſen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft ſeiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm exiſtierten, und die mir nachher zu Geſicht kamen, drücken das nicht aus, was ich geſehen. Das Bild iſt noch jetzt nicht verſchwunden, die teure Reliquie von einem Manne, wie ein nächſtes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letztemal, daß ich Goethen geſehen habe. –

(Willibald Alexis, „Erinnerungen".)

Guter Herr Doktor Stahr (denn der ſind Sie mir, indem Sie mit beharrlichem Vertrauen, das ich böslich vernachläſſigte, ſich mir zuwenden). Ich bitte um Verzeihung meiner Vernachläſſigung, nicht

der Gabe, denn die habe ich genoſſen, aber des Gebers, denn der Brief, der ihm geſchrieben war, wie einer an Herrn von Beaulieu, ſind beide auf meinem Schreibtiſch unter andern Papieren verloren geblieben; erſt vor wenig Tagen, wo ſie der Zufall ans Licht brachte, hab' ich ſie zum Feuer und mich zum ewigen Schweigen verdammt. - Durch Ihre Nachſicht entſühnt, darf ich dies Schweigen nicht brechen, Ihnen meinen verſpäteten Dank zu ſagen. - Zum Glück - ich ſage zum Glück - weiß ich nicht das geringſte von Merck; denn wüßte ich von ihm, ſo würde mich mein Gewiſſen drängen, abermals einen neuen Kanal zu bauen, deren ſchon ſo unzählige mich in Anſpruch nehmen, daß Tag- und Nachtgleiche für ewig für mich aus den Angeln gehoben iſt. Wie ein Spreewald, aus unzähligen Inſeln beſtehend, deren jede eines Kunſtgärtners bedarf, um ihre Früchte auf künſtlichem Roſte gedeihen zu machen, iſt mein Leben ausgefüllt. Eſſen und trinken kann ich nur im Flug, an Erneuerung meiner Gewande kann ich nimmer denken, dies paßt zum Einſiedlerleben. Kommen die Menſchen zu mir, ſo mach' ich's kurz und fall' mit der Tür ins Haus, um in aller Eile ihnen zu ſagen, was ſie ſonſt nur nach dem erſten Scheffel Salz ſich wollen gefallen laſſen, zu hören.

Mit Goethe hab' ich nicht von verſchiedenen geſprochen, unſer Reden war, wie unſre Blicke, ineinander konzentriert; alſo „Merck" wär' ein fremder Ton in unſrer Sprache geweſen, - aber einmal ſagte doch Goethe zu mir: „Merk' dir's, daß, wenn du künftig bei der Sterne Licht meiner gedenkend, ich bei ihrem Leuchten deiner gedenkend die" pp. - - - - -

Die Momente, die wir miteinander lebten, waren Tautropfen, in deren jedem die Sonne ſich ſpiegelte und ihre Strahlen in unſrer Stimmung Farbe brach. - Ich fand einmal im Frühlingstau eine Heidelbeere und zählte auf dem Sträuchlein, aus deſſen Blätterreichtum ſie hervorguckte, hundertmal das Bild der Morgenſonne in hundert Tautropfen, die die kleine Heidelbeere umſtrahlten, da merkt' ich nichts von allem, was um mich her noch war, ich war verſunken ins Paradies der Heidelbeere, die inmitten unzähliger Spiegelungen des Sonnengotts unter dem Morgenduft ihrer Reife entgegenwuchs. So war's grad' mit mir - noch vom Duft der Kindheit gedeckt, ſonſt hätt' ich ſeinen Glanz nicht aushalten können, ſtrahlte der Dichter in unzähligen Gei-

ſtestropfen, rein wie der Morgentau um mich her; - und wär' ein Merck oder ſonſt etwas aus der Tageswelt bemerkt worden, ich hätte es für Schatten gehalten, der zwiſchen mich und meinen Gott fiele, wovor ſein Bild mich nicht anſtrahlen könne; gewiß wär' mein Geiſt verſtummt, mein Begriff erſtorben für alles, auch für Merck, den ich nimmer hätte faſſen können, mitſamt allem außer ihm.

Böttchers Klatſchereien! - von denen weiß ich gar nichts. - Hat er über mich geſprochen? - über Goethe? - ich kenne ihn nicht, ahne ihn nicht, Goethe hat mir ihn nie erwähnt, daraus ſchließe ich, daß er nicht zu den Liebesgöttern gehöre; - daß „Merck" Goethes frühſter Jugendgenoſſe, läßt ſich eher hören, denn als ich zuerſt in dieſes Planeten Kreis eintrat, da hatte er 59 mal den Frühling des Jahres wiedererobert, und in meinem Anblick entſchwang ſich ſeine Seele jener früheren gewohnten Bahn, Ungewohntes regte ſeinen Geiſt, ſich neu zu befiedern, und zärtlich deckte der junge Flaum ſein Herz, daß es in der Wärme himmliſche Glut ausſtrömte. Da war ich alſo ſein älteſter und einziger Jugendgefährte, und anderer, die noch in des Uranos Zeiten mit ihm verkehrten, wurde nicht gedacht. -

„Der reiche Schatz meiner Erinnerungen" iſt es alſo nicht, wie Sie wähnen, geeignet, den Wuſt in „Umlauf geſetzter Klatſchereien" aufzuräumen.

Zur Strafe für den Mißgriff, den Ihr Geiſt hier gemacht hat, verurteile ich Sie, dieſen meinen Brief dem Herrn von Beaulieu vorzuleſen, mir Verzeihung zu erwirken, daß kein Dankſagungsſchreiben auf ſeine Sendung und beſcheidene Bitten erfolgte, ja wenn er's fordert und darauf beſteht, ſogar dieſen meinen unwichtigen Schreibezettel in zwei Teile zu zerreißen und ihm die eine Hälfte davon als autographiſches Denkmal zu überlaſſen, da ich weiß, daß die Menſchen jetzo einen Narren an ſolchen Dingen gefreſſen haben. Unterdeſſen zeichne ich mit Hochachtung

Berlin, den 11. April 1839. Bettine Arnim.

(Ludwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß".)

Parthey entwirft ein anſprechendes Bild von dem Äußeren der Perſönlichkeit Jean Pauls, deſſen Bekanntſchaft ihm durch Eliſe von der Recke vermittelt wurde. Ein Bild, das vielleicht auf die bekannte Silhouette, die

Herbert Eulenberg jüngſt von Jean Paul entwarf, nicht ganz ohne Einfluß geblieben iſt. Welchen Eindruck aber Jean Paul auf die jüngere Generation von Schriftſtellern machte, davon geben uns Platens Tagebücher ein gutes Zeugnis. Goethe hingegen ſtand ſowohl Jean Paul, wie auch ſpäter dem Dramatiker Kleiſt, ablehnend gegenüber, da Perſönlichkeiten von ſo ſtarker Kompliziertheit wie die Jean Pauls oder Kleiſts, ja, ſelbſt wie die eines Hoffmann oder Heine der kriſtallenen Klarheit ſeines Weſens fremd waren.

Am 26. Oktober 1820 verließen wir Löbichau und erreichten nach zwei kleinen Tagereiſen Baireuth, wo die Herzogin ſogleich den Legationsrat Richter zum Abend einladen ließ. Den vielverehrten Jean Paul von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, gewährte mir eine unbeſchreibliche Freude; ich fand ihn dem Bilde recht ähnlich, das ich mir nach Leſung ſeiner Schriften und nach Emiliens Beſchreibung von ihm gemacht. Seine Korpulenz gab ihm etwas Unbehilfliches, ſein Geſicht glich dem eines ehrlichen Pächters, aber auf der hohen, ſchöngewölbten Stirn thronte ein hervorragender Geiſt. Seinen Humor zu zeigen, fand er wenig Gelegenheit; nach einigen kleinen Proben ſah man, daß er durchaus trocken, d. h. von dem Mantel des Ernſtes umhüllt ſei, wie dies in dem unſchätzbaren Kleinode: Attila Schmelzles Reiſe nach Fläz durchgängig der Fall iſt. Als die Herzogin bedauerte, ihm keinen Tee anbieten zu können, da ſie von Löbichau her wiſſe, daß er denſelben nicht trinke, ſo ſagte er mit der größten Harmloſigkeit: „Ei, wenn Ew. Durchlaucht gütigſt erlauben, ſo ſetze ich mein Bierkrügel neben die Teetaſſen.“ Und alsbald erſchien ein Humpen des beſten Baireuther Bieres, der im Laufe des Abends unter den anregendſten Geſprächen geleert ward. Seine Gedankenfülle zeigte ſich, wie Emilie bemerkte, in der momentanen Schwierigkeit, den adäquaten Ausdruck zu finden; ſagt er doch ſelbſt einmal: mancher Autor habe ganze Bibliotheken von guten Gedanken im Kopfe, aber nur ebenſoviel Zeit, um ein paar Bücherbretter davon aufzuſchreiben. Beim Abſchiede zündete Jean Paul im Vorſaale eine kleine Taſchenlaterne an und wandelte langſam nach ſeiner Behauſung durch die dunkeln Straßen von Baireuth, wo man weder von Lampen- noch von Gaslicht etwas zu wiſſen ſchien. Den getreuen Pudel hatte er zu Hauſe gelaſſen.

(„Jugenderinnerungen von Guſtav Pauli.“)

Am 21. Januar 1816. München.

Von Jean Pauls „Titan" habe ich nun den letzten Teil zu lesen vollendet. O ihr Musen, welch ein Buch! Wie ist alles darin Natur und Kraft und Schönheit! Welche Phantasie! Gleich einem nektartrunkenen Halbgott führt uns der Dichter wie durch elysäische Wege durch seine Metaphern. Wenn man einmal die eigene und doch wohl etwas manierierte Schreibart Jean Pauls gewöhnt ist, so ist alles groß und herrlich; aus allem blickt Genie, Urteilskraft und Belesenheit. Bei seinen üppigen Naturbeschreibungen glaubt man ein blühendes Gemälde zu sehen, nicht eines zu lesen. Weder Goethe noch Matthisson, noch sonst einer zeichnete uns je so schön die Riesenerinnerungen Roms und die Zaubergärten von Neapel ....

Die drei schrecklichsten Situationen im „Titan" sind ohne Zweifel Lindas Täuschung durch Roquairol im Flötenthal. Schoppes Tod durch seinen Ich-Wahn und Roquairols Selbstmord zum Schluß seines aufgeführten Trauerspiels .... Von allen die bei weitem Beklagenswürdigste ist Linda da Romeiro; ihr Glückswechsel ist fürchterlich. Unwiderruflich verloren für ihren Geliebten, verachtet von ihren Freundinnen, geschändet von der Welt, erkennt sie sich als die strafbare Gattin des verächtlichsten Menschen, der sich bereits ermordet hatte. Die Fürstin ist jedoch unendlich schuldiger an jener schwarzen Tat, als Roquairol selbst, in dessen Kopfe sie zum mindesten nicht entsprang.

(„August von Platens Tagebücher", herausgegeben von s. Laubmann und v. Scheffler.)

Einen großen literarischen Kreis versammelte in Dresden Ludwig Tieck um sich, der, neben seinen schriftstellerischen Qualitäten, die Gabe des Vergegenwärtigens im Vorlesen in überraschender Weise besaß. – Amüsant ist die Erinnerung Meißners, dessen Vater ja als Arzt – er ist das Urbild zu Ibsens Volksfeind und ist unter gleichen Umständen seinerzeit aus Teplitz verjagt worden – und als Mann von literarischen Graden in dem Tieckschen Kreise Zugang fand.

An Carl Stahr.

Oldenburg, den 30. Oktober 1840.

Die (Karoline Bauer) drang (in Dresden) in mich, zu Tieck zu gehen, der mich schon durch sie kenne und mich gewiß gern empfangen und ohne Zweifel auch zum Abendtee und Vorlesung einladen werde. Bei ihr mußte ich dann versprechen, zur Nacht zu essen.

Um drei Uhr ließ ich mich bei Tieck melden. Er empfing mich freundlich, und nach den erſten allgemeinen Redensarten waren wir bald in einem inhaltsvollen Geſpräche, in deſſen Gewebe Immermann, Goethe, Grabbe, Euripides und ſeine Kritiker, Ariſtoteles und meine Arbeiten die Einſchlagsfäden bildeten. Ich mußte ihm gefallen haben, denn erſt nach einer Stunde entließ er mich mit dem Zuſatze, daß er „Männern meines Schlages in ſeinem Leben gern begegne", und daß er mich auf heute abend zum Tee im Salon bei ſich erwarte. So ging ich denn um 6 Uhr wieder hin in das unſcheinbare alte düſtre Eckhaus am alten Markte. Durch einen alten Materialladen mit allerhand Kram- und Tonnenweſen auf dem Flur, parterre, gelangt man auf einer dunklen Treppe in das zweite Stock, wo ein winkliger enger Diminutivvorplatz die Dunkelheit nur zu einer Art Dämmerung lichtet. Der Gegenſatz zu Goethes heller, lichterfüllter Wohnung, ihrer ſtillen Ruhe und ängſtlichen Sauberkeit bietet ſich von ſelbſt. Das Geſellſchaftszimmer, ein geräumiges Quadrat, war noch leer. Nur das Arrangement der Sofas und Tiſche nebſt den zahlreichen im Kreiſe geſetzten Armſtühlen und Seſſeln, die vielen Lampen und Lichter und der brodelnde Teekeſſel deuteten auf die zahlreiche erwartete Geſellſchaft. – Ich hatte Muße, mir Tiecks Marmorbüſte von David und die zahlreichen Bilder und Kupferſtiche anzuſchauen, von denen alle Wände bedeckt waren. Bald trat die alte Gräfin Finkenſtein herein, an den Augen leidend, mit grünem Schirm, und mit ihr begann, nachdem ſie ſich auf dem Sofa etabliert, ein allgemeines Geſpräch, das indeſſen durch Tiecks Eintritt bald unterbrochen wurde. Tieck iſt klein von Geſtalt. Der etwas ſtarke Oberkörper wird von einem ſehr ſchwachen Piedeſtal nur mühſam getragen. Die Haltung des ſchönen Kopfes iſt ganz nach der linken Seite hin gebückt. Stehend gewährt er den Eindruck eines ſchwachen Greiſes, die ganze Geſtalt drückt Leiden aus. Sitzend dagegen verſchwindet dies, wie ich ſchon bei meinem erſten Beſuch bemerkte, wo er mich in ſeinem Arbeitszimmer empfing, im Schlafrock, die zwei Finger der Linken gegen die Wange gelegt, ſtützend, die rechte ruhig herabhängend. – Ehe die Geſellſchaft ſich mehrte, hatte ich Gelegenheit, an ſeiner Seite unſer Geſpräch fortzuſetzen. Bald indes nahmen die Eintretenden einen Teil ſeiner Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Einheimiſche, beſonders Damen, und Fremde ſtellten ſich ein, ich bemerkte einen Geh. Rat v. Ungern-

Sternberg (Herausgeber des Stackelbergſchen Nachlaſſes) u. a. – Als der Tee genoſſen war, vereinten ſich mehrere Stimmen heimlich, Tieck zur „Vorleſung" aufzufordern. Dies ſchien notwendige Form zu ſein. Der Tiſch ward für ihn beiſeitgeſtellt mit den zwei Lichtern. Er ſetzt ſich und las: „Dame Kobold im Luſtſpiel von Calderon", und nun ging's ohne Pauſe durch das ganze Stück mehrere Stunden lang, mit einer Fülle der Kraft, des Wohllautes und der Beweglichkeit der Stimme und Aktion, die mich mit Staunen erfüllte. Es war das Vollendetſte, was ich je gehört, und hier erſt wurde mir das Problem durch die kunſtgeübteſte Praxis gelöſt, wie es möglich ſei, innerhalb der glattgeſchornen, in unendlichen Formen gekräuſelten und geſchnörkelten Metrik und Verſifikation des ſpaniſchen Dramas den erfriſchenden Hauch voller Naturwahrheit der Sprache ſo lebendig zu erhalten, daß der proſaiſch und dramatiſch bewegte Sprachton nicht den Vers und ſeine Kunſt, und dieſe nicht jenen beeinträchtige. Niemand, dem es möglich, ſollte ſich den Genuß verſagen, dieſe Kunſtleiſtung, die in ſolcher Vollkommenheit wohl nie dageweſen iſt, zu hören. Schauſpieler können davon unendlich lernen. Nur bei Immermann fand ich im Jahre 38 Ähnliches. Ich geſtehe, daß ich das Calderonſche Luſtſpiel erſt hier verſtehen gelernt habe. Beim Empfehlen lud mich T. ſehr herzlich auf den nächſten Abend wieder ein, und zwar ſchon um 5 Uhr. Ich will gleich auch von dieſem Abend einiges erzählen. Das Geſpräch hauptſächlich zwiſchen ihm und mir rollte lebhaft über Politik und Geſchichte dahin. Da plötzlich fragte er nach meinen Verbindungen und Freunden in Halle. Sillig geſtand mir nachher, als wir heimgingen: er habe gezittert, daß ich unter meinen Freunden Echtermeyer, den er deteſtiert, und Ruge nennen möchte. Indes, ich war beſonnen genug, dieſe Klippe zu vermeiden. Auch Solgers wurde gedacht, „wenn der länger gelebt hätte," meinte der alte Vater der Romantik, „ſo würde das Unkraut der Hegelſchen Schule nicht ſo wuchernd aufgeſchoſſen ſein". Ich ließ das hingehn, denn es geziemte ſich nicht mir, dem Jüngeren, dem werten Greiſe gegenüber den Belehrenden zu ſpielen, und da ich eben Solgers Briefwechſel geleſen, konnte ich ihm vieles über Solger ſagen, was ihm von mir zu hören lieb war. Da meldete der eintretende Bohtz: „Hinrichs ſei in Dresden, laſſe ſich Tieck empfehlen und ihn erinnern, daß er ihm einmal verſprochen, ihm Goethes Fauſt allein vorzuleſen."

Tieck war in der heiterſten Laune und ſprudelte von humoriſtiſchen Einfällen. „Das habe ich ihm unmöglich verſprochen!“ rief er; „wohl in Geſellſchaft, aber allein – das könnte für uns beide gefährlich werden; denn, entweder er würde vernünftig oder ich ſchnappte über.“ Wir lachten. Ich erwähnte des famöſen Kommentars zum Fauſt, von Hinrichs, und wie ſchwer es mir geworden, ihn auch nur zum Teil zu leſen. „Ja, was wollen Sie ſagen,“ verſetzte Tieck, ſchalkhaft lächelnd und ſeine tiefen ſchönen Märchenaugen auf mich heftend, „ich habe dieſes Prachtſtück im Manuſkript ganz durchgeleſen!“ – Iſt's möglich? – „Es ging beſſer, als Sie glauben,“ erwiderte er, „denn als ich die erſten 20 Seiten hinter mir hatte, war ich ſchon ſo vollkommen aus aller Vernunft heraus, daß ich alles übrige wie im Taumel und Rauſch ganz behaglich hintereinander weglas.“ Als er gebeten ward, vorzuleſen, wandte er ſich an mich und erlaubte mir zu wählen: ich nannte Shakeſpeares „Viel Lärm um nichts“, und er las es. So vortrefflich auch dieſe Vorleſung war, ſo muß es doch auf die Dauer ermüden, und ich wäre nicht oft imſtande, es hintereinander auszuhalten. Seines neueſten Romanes ward nicht gedacht. Er iſt, offen geſagt, kein Kunſtwerk zu nennen. Das Hiſtoriſche überwuchert das Poetiſche, die ſchaffende zeugende Kraft fehlt. Die proſaiſchen Poeſien daran ſind formloſe Ungetüme – Halbheiten mindeſtens – und die Kataſtrophe macht der nackte Zufall eines rein äußerlichen Geſchehens, wohin ſich der Fluß des Ganzen, wie der Rhein im Sande verliert.

(Ludwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß“.)

Bei dieſem meinem erſten Aufenthalt in Dresden ſollte ich auch einen der berühmten literariſchen Abende bei Ludwig Tieck erleben. Tieck, der, wenn er nach Teplitz kam, meinen Vater zu konſultieren pflegte, war mir ſchon längſt bekannt, ein kleiner, gedrungener Mann, deſſen wunderbar tiefbraune, geradezu lichtſprühende Augen in meiner Erinnerung unvergänglich leben.

Er wohnte auf dem Altmarkt, in einem ſchwarzen Hauſe, einem Kaufmann gehörig, eine Treppe hoch.

Wir betraten einen Salon, der gut beleuchtet und mit vielen Bildern geziert war. Längs der Wände ſtanden Kanapees und Divans. Eine zahlreiche Geſellſchaft, aus Herren und Damen beſtehend, war

anweſend. Am Teetiſche präſidierte eine alte Dame mit einem grünen Augenſchirme, vornehm, in ariſtokratiſcher Gemeſſenheit: es war dies des Dichters Freundin, die Gräfin Finkenſtein. Zwei ältere Fräuleins unterſtützten ſie in ihrer Tätigkeit: die eine derſelben war Dorothea Tieck, die Tochter des Dichters. Nachdem uns eine Taſſe Tee gereicht worden, ſetzte ſich Tieck an ein Tiſchlein, auf dem ein niederer Armleuchter ſtand, ergriff ein dort liegendes Buch und begann mit einer wunderbar wohllautenden Stimme die Vorleſung eines Theaterſtückes.

Vergeblich ſuchte ich mich in dieſem zurechtzufinden, denn ſiehe da, ſchon das Perſonenverzeichnis war von einer verblüffenden Seltſamkeit. Da war ein Herr von Fuchs, der einen Hausfreund namens Fliege hatte, dann ein Herr Geier, ein Herr Rabe und ein Herr von Krähfeld; ich wurde nicht klug daraus, ob ich es mit einer menſchlichen Geſellſchaft oder mit redenden Tieren zu tun habe. Im Grübeln darüber ſchlummerte ich ein. Wie lange ich geſchlafen, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß mein Vater mich aus einem tiefen, tiefen Schlafe aufrüttelte und freundlich ſagte:

„Komm, armer Junge, es iſt ſehr ſpät. Wir gehen ....“

Viele Jahre ſpäter erfuhr ich, daß das Stück, welches Ludwig Tieck uns vorgetragen, Ben Jonſons „Volpone“ geweſen iſt.

(Meißner, „Geſchichte meines Lebens“.)

Mit der Zeit waren Börne und Heine in den Rang der literariſchen Beſuchsgrößen, wie die Klaſſiker von ehedem, emporgerückt, und kein Fremder, kein Deutſcher von irgendwelchen literariſchen Ambitionen verſäumte es, bei den deutſchen großen Publiziſten, die im Exil lebten, ſeine Karte abzugeben. So ſchildert uns Graf Schack, der ſpätere berühmte Sammler der Gemälde von Feuerbach, Schwind und Böcklin, einen Beſuch bei Börne. Und Laube, ein Freund Heines, gibt ein trauriges Bild von dem erkrankenden Heine, der aus einem ſoignierten, etwas feiſten Lebemann zu einem mageren, ergrauenden Männchen ſich gewandelt hatte, und dem doch noch neun Jahre ſchweren Siechtums bevorſtanden. – Schwerſten Siechtums, das nur ſeinen Körper, nie ſeinen Geiſt zu unterjochen vermochte – den Geiſt dieſes Mannes, der doch nicht einmal die Vorzüge des Krankſeins genießen durfte, und der noch auf dem Totenbett gezwungen war, ſeinen und ſeiner Frau Unterhalt zu erwerben.

Über Brüſſel gelangte ich nach Paris, und man kann ſich denken, wie gewaltig mir die Weltſtadt imponierte. Nachdem ich am erſten Tage deren Hauptſtraßen und Plätze durchſtreift, benützte ich den

Morgen des zweiten, um einen Beſuch zu machen, der mir ſehr wichtig war: er galt Ludwig Börne, für welchen ich mir einen Brief aus Frankfurt hatte ſchicken laſſen. Börnes Name füllte damals alle deutſchen Zeitungen, und ſeine Briefe aus Paris, von denen verſchiedene Serien erſchienen, wurden, obgleich ſtrengſtens verboten, eifrig in Deutſchland geleſen. Da mir der ſcharfe, in ihnen über die deutſchen Zuſtände ergoſſene Spott ungemein zuſagte, wollte ich nicht in Paris ſein, ohne den Urheber ſo ſchneidender und doch offenbar aus einem warmen Gemüt hervorgegangener Sarkasmen kennen zu lernen. Er empfing mich entgegenkommend und richtete, als er hörte, ich ſei eben aus Deutſchland eingetroffen, ſogleich Fragen an mich, die durch den anſcheinenden Ernſt, mit dem er ſie tat, um ſo komiſcher wirkten. Er fragte, ob die Herzöge von Anhalt-Köthen, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Deſſau noch feſt auf ihrem Thron ſäßen, ob es wahr ſei, daß in Reuß-Schleiz-Greiz eine gefährliche Verſchwörung entdeckt worden ſei; dann klagte er über die deutſche Geographie: wenn er auch hundert Jahre alt werden ſollte, würde er es doch nie dahin bringen, ſie zu lernen oder alle die buntfarbigen Grenzen der verſchiedenen Länder auf den Landkarten zu entwirren; wenn es ihm aber gar zugemutet werden ſollte, nach Bückeburg zu reiſen, ſo würde er in Verzweiflung geraten und eher den Weg nach Timbuktu finden, als dorthin. Um mir eine Artigkeit zu erweiſen, ſchlug er mir dann vor, mit ihm nach dem Père Lachaiſe zu fahren, wo er mir die ſchönſte Ausſicht auf Paris zeigen wolle. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und brachte mehrere Stunden mit dem bereits alternden und, wie es ſchien, ſchwächlichen Manne zu, indem wir zwiſchen den Gräbern des Friedhofes auf und nieder wandelten. Es war ein ſchöner ſonniger Herbſttag; doch viele gelbe Blätter rauſchten ſchon zu unſeren Füßen oder ſanken von den Zweigen der Bäume auf die Grabmonumente nieder. Nach und nach ging Börnes Unmut in eine weichere Stimmung über, und er klagte in ergreifenden Worten über das politiſche Elend in Deutſchland, über deſſen Ohnmacht nach außen, über die Unterdrückung aller Freiheit im Innern durch die Großmächte, über die Erbärmlichkeit der Kleinſtaaterei und die Servilität des Beamtentums. Er ſprach geradezu aus, daß er eine Beſſerung nur durch eine Revolution für möglich erachte. Was er ſagte, kam ihm ſicher aus tiefſtem Herzen, und ich hielt

Digitized by Google

ihm ſelbſt die Hinneigung zu den Franzoſen, die er äußerte, zugute, obgleich ich in dieſer Rückſicht ganz verſchieden von ihm dachte.und fühlte. Wohl konnte ich mir vorſtellen, wie er, den in Frankfurt erduldeten Plackereien und der deutſchen Miſere entronnen, welche er dort in nächſter Nähe mitangeſehen, bei dem fremden Volke freier aufatmete. War doch hier das Joch der Reſtauration abgeſchüttelt, das bei uns noch ſchwer auf allen Verhältniſſen laſtete! Ich bereute es nie, Börne aufgeſucht zu haben, und bewahre ihm als Menſchen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftſteller hochachte. Sein glänzender Witz war nicht bloß ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, ſondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernſtes und ethiſcher Überzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren geſtellt werden, die mit dem Tage vergehen, ſondern verdient, einen bleibenden Platz in unſerer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geiſt nicht nachſteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft. Einiges von ihm, wie ſeine Denkrede auf Jean Paul, ſcheint mir wahrhaft klaſſiſch zu ſein.

(„Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert.“)

So war der ſpäte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperſon zu ſehen. „Er iſt zu Hauſe“, ſagte der Türwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine ſo zuſammengedrückt ausſprach, wie der Franzoſe den Haß bezeichnet.

Ich erſchrak wie vor einem garſtigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da ſaß er neben einer blühenden, in geſunder Körperfülle fröhlichen Franzöſin, neben einer Frau, welche ihm ſeit faſt einem Jahrzehnt treulich zur Seite ſteht oder doch wenigſtens lacht. Daß ſie ſo leicht lacht, iſt ihm ein Segen. Da ſaß er an der Mittagstafel, welche nicht mehr für ihn gedeckt war – ach, wie verändert!

Von einem feiſten, aus kleinen ſchalkhaften Augen Funken ſprühenden Lebemanne hatte ich vor ſieben Jahren lachend Abſchied genommen, und jetzt umarmte ich faſt weinend ein mageres Männchen, in deſſen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals, ſauber und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt wie das eines Kammerherrn – jetzt hing das trocken gewordene Haar verwildert, grau geſprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe, jetzt war das Geſicht eingerahmt von einem grauen Barte,

Digitized by Google

weil die ſchmerzlich erregten Nerven das Schermeſſer nicht mehr vertrugen. Die feine Naſe war länger und ſpitzer, der anmutige Mund war ſchmerzlich verzogen worden. Sonſt neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als ſuche er mutwillig das ſchwache Fundament der wackligen Menſchenkinder zu ergründen; jetzt war es immer gewaltſam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die nur noch offene kleine Spalte zwiſchen den Augenlidern gelangen und ein wenig ſehen könne. Armer Heine!

Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geiſt iſt unberührt, das Naturell iſt unbetroffen: über die ſentimentale Träne hinweg flogen ſofort wieder die luſtigen Pfeile, welche er ſo lange gegen Jahn oder Maaßmann oder ſonſt einen herkömmlichen Gegenſtand ſeines Spottes geſchnellt hatte. Ich ſpottete meinerſeits, daß er immer noch auf die alten, überlebten Kerle ſchieße, und er antwortete: „Laß mich doch! Man braucht ſeine Gewohnheiten, und es wäre ja undankbar von mir, wenn ich dieſe armen Teufel im Alter verlaſſen wollte, nachdem ſie mir ſo viele Jahre als Zielpunkt gedient. Wer ſpräche denn noch von ihnen!"

Kurz, der verſagende Körper war bald Nebenſache, und Shakeſpeare hat Mercutio nicht beſſer ſterben laſſen, als Heine ſich ſelber ſterben läßt. Jede Hoffnung auf Beſſerung weiſt er lächelnd ab; er hält ſeine Tage für gezählt und dieſe Zahl für ſehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," ſagt er lächelnd, „ich würde – Gott verzeih' mir die Sünde, wenn's eine iſt! – ich würde wie ein Römer dieſen ſchlechten bruſtgluckſenden Nächten und dieſer ganzen Miſere jählings ein Ende machen. Aber das ſchickt ſich nicht für mich, den Hausvater. Laß uns aber Teſtament machen, ſolange du hier biſt!"

Dies geſchah. Ach, was kam da alles zum Vorſchein! Welch eine ſonderbare Verſchwendung von Geiſt, Spott und Zorn, von vorbauenden und ſicherſtellenden Hilfsmitteln, von Plänen, Spekulationen und Schimären ſteckt in den Briefen und Papieren eines Auswanderers, welcher, wie Heine, ſeit ſechzehn Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutſchen Wanderer politiſcher und poetiſcher Wünſche! Und faſt alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.

Der leichtſinnig erſcheinende Heine war eigentlich gar nicht leichtſinnig. Es war alles an ihm reiflich überlegt, auch ſein gedruckter Witz,

Digitized by Google

und in allen Fragen über poſitive Lebensverhältniſſe war er von diplomatiſcher Peinlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit.

Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, ſeine großen Vorzüge hat man gern im Dunkeln gelaſſen. Am Rande ſeines Grabes erſt haben wir die klagenden Stimmen gehört über ſeine wohltätige liebevolle Hand, welche immer offen geſtanden iſt für darbende Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wiſſen laſſen von dieſer hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen brachten jetzt die Kunde, daß er nicht nur ein Genie, ſondern auch ein gutes Herz beſeſſen habe – ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Alle Welt betrachtete ihn mit dem verfallenden Leibe wie einen Sterbenden, und wie über einen ſolchen ſprach man und richtete man. Er hatte ja ein Heer von Feinden, und doch waren unter den Deutſchen in Paris nur noch wenig Widerſacher übrig, welche ſeinen nahen Tod nicht ſchmerzlich beklagt hätten. Viele blieben ihm prinzipielle Widerſacher, und dennoch beklagten ſie aufrichtig das Hinſcheiden eines ſolchen Geiſtes.

Das war in Paris auch ganz natürlich; denn hier hat die Heineſche Begabung unſerm deutſchen Geiſte eine Achtung erworben, welche ſelbſt ein tieferer und größerer Mann unſerer klaſſiſchen Literatur nicht hätte erwerben können unter den ſpöttiſchen und hochmütigen Franzoſen. Heine beſaß immer, er beſaß auch als Halbtoter noch in ſeinem Köcher alle die kleinen Waffen dieſer Gallier, welche ſie am meiſten fürchten. Das wiſſen ſie, und davor haben ſie einen ganz redlichen, eigennützigen Reſpekt. Von ſeiner belebenden Poeſie verſtehen ſie nur die Hälfte; von ſeinem Witze verſtehen ſie die ganze tödliche Kraft. In dieſem Punkte ſind ſie ſo ſcharf witternd, daß ſie eine trockene Überſetzung des „Atta Troll", eine Überſetzung in Proſa, welche die „Revue des deux Mondes" damals brachte, und welche natürlich das Gedicht nur ſehr unvollſtändig wiedergibt, mit vollſtändigem Beifalle laſen. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegenſten Winkel deutſcher Literatur hinein können ſie nicht verſtehen, und dennoch verſpüren ſie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt.

Die Franzoſen und manche von uns ſagten wohl damals öfter: Heine ſei ein halb franzöſiſcher Autor. Jetzt aber, wo man die Summe

zieht, verleugnet ſich niemand mehr, daß dies ein Irrtum iſt, und daß Heine ganz und gar in deutſcher Poeſie wurzle, halb Page, halb Landsknecht germaniſcher Romantik, welche er ſpaßhaft und närriſch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenſtern der Boulevards, aus den Schaufenſtern der Journale. Ein deutſcher Republikaner, der in einem Atem Heines Genie pries und Heines politiſche Maximen verwünſchte, ſagte eines Abends zu mir und erſchrak ſelbſt über das, was ſein Mund ſagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine ſei deutſcher geweſen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in franzöſiſchen Maximen aufgegangen."

(„Heinrich Laubes Ausgewählte Werke", herausgegeben von Houben.)

Die Hoffnungen, die man gleich nach Erſcheinen der „Ahnfrau" in den Schriftſtellerkreiſen Wiens auf den jungen Grillparzer ſetzte, werden uns lebhaft vor Augen geführt in einer liebenswürdigen Miniatur aus dem literariſchen Leben Wiens. Von den agierenden Perſonen iſt Joſef Schreyvogel als Schriftſteller unter dem Namen Thomas Weſt noch heute bekannt – ebenſo war Friedrich Wilhelm Ziegler ein bekannter Theaterdichter jener Tage.

Ein Souper.

Als die „Ahnfrau" zuerſt an der Wien gegeben, traf ich da mit Liebel zuſammen. Der machte ein gar ſäuerliches Geſicht; bei dem donnernden Applaus des Publikums ſchütteite er den ſchweren, grauen Kopf. „Und ich wette, Profeſſor," ſagte ich, „wir ſehen und bewundern dies Werk des Genies gar bald auch im Hoftheater und in allen andern Hoftheatern der Welt." Er ſagte kein Wort; er erſtickte ſich mit Schnupftabak. – Wie die „Ahnfrau" im Hoftheater gegeben wird, bin ich wieder da; und ſiehe: auch Profeſſor Liebel iſt wieder da! Allerliebſt!

Die „Ahnfrau" geht nach Hauſe. Liebel und ich aber, wir gehen in das „Jägerhorn", Retzern zu ſprechen, der da zu ſoupieren pflegt, im zweiten Zimmer rechts. Heute aber iſt er nicht zugegen, vermutlich bei ſeinem kranken Freunde Leon. Hingegen finden wir Schreyvogel und Ziegler. „Wir kommen aus der ‚Ahnfrau'," ſage ich, „noch bebt das Haus von Beifall." Dieſe Worte berühren Schreyvogel freudig. „Und mit wohlverdientem", ſetzt er hinzu, einen Blick, der wie Geringſchätzung ausſah, auf Liebel werfend. Schreyvogel fährt fort: „Ich

ſah, mein Herr Profeſſor, ich erkannte den Keim. Dieſer junge Mann iſt ein Talent, das Epoche machen wird. Ich will nicht ſagen, daß ich ihn ermuntert, aber ich bin und bleibe ſein Anwalt, wo immer es gelte, mein Herr des Katheders."

Ziegler wollte ſekundieren; aber Liebel ließ ihn nicht zu Worte kommen. Nachdem er mit ſeinen rieſigen, plumpen, ſchmierigen Händen ſeinen fadenſcheinigen, beſchmutzten, lehmfarbigen Rock aufgeriſſen, daß die großen Metallknöpfe klirrten, und einige gewaltige Priſen Tabak in die unförmige Naſe geſtopft, glotzte er ſtier in Schreyvogels feines, geiſtreiches Geſicht und ſtotterte mit flammenden und dennoch nichtsſagenden Augen: „Mein Herr Theaterpräſident und mein Herr Rezenſionsdirektor, ich ſehe, Sie halten es mit beiden Schulen; nein, nein, Sie ſind ein Apoſtel. Sie verleugnen die gute, alte Zeit des Batteux, des Ramler; Sie ſchlagen ſich zu den Romantikern in Ihren alten Tagen. Abſcheulich!"

Schreyvogel glühte vor Entrüſtung, als Ziegler, der wohl ſchon ſeit 5 Uhr im „Jägerhorn" geſeſſen, ſich in ſeiner derben, ungeſchlachten Geſtalt mit brennendem Geſicht erhob. „Ich bitte um das Wort, meine Herren; ich verlange das Wort! Profeſſor Liebel, Ihnen ſage ich dies: Ihr totes, mattes, geiſtloſes Katheberbüchlein, über Dichter und Dichtkunſt unſerer Zeit, hatte ich das Unglück zu leſen. Ich ſage Ihnen, Sie ſind nichts als der Mann der kalten pedantiſchen Regel; von der Göttlichkeit der Poeſie aber und von der Bedeutung unſerer Zeit haben Sie keine Ahnung." Er ſchenkt ſein Glas, vielleicht bereits das vierzigſte, voll und erhebt es: „Es lebe die Dichtkunſt, inſonderheit die dramatiſche. Die Schaubühne iſt die Dienerin der Moral, die Freundin der Geſetze. Aber man muß den Carus geleſen haben; man muß Pſychologie haben, man muß Genie ſein! Genie! Donner und Doria!"

Ein ſchallendes Gelächter entſteht. Es iſt ein Mann, unter der Türe ſtehend; er zerplatzt vor Lachen; mit geſchwungenen Armen klatſcht er ſich die Hände wund. Es iſt der fein und elegant gekleidete Kurländer; aufgelöſt vor Luſtigkeit ſinkt er in einen Seſſel neben Ziegler, der, etwas taumelnd, wieder auf den ſeinigen niederſchnellt. „Ach Himmel," ruft er, „warum iſt eben heute unſer Retzer nicht da. Es gäbe einen köſtlichen Spaß. Die Kräfte wären dann gleich." Auf Schreyvogel und Ziegler deutend, fährt er fort: „Meine Herren, Liebel und Retzer

im Bunde ſind eine Macht gegen Sie. Leſen Sie den ‚Sammler‘; da lernen Sie Ketzer kennen. Er donnert gegen die jetzigen Dichter; er zermalmt die jungen Wiener Poeten; er ſagt von ihrer Produktivität: c'est une abondance stérile. Er iſt ein enragierter Liebelianer und der Verfaſſer des ‚Poſtzugs‘ ſeine bewaffnete Macht. Käme es zum Kampfe, meine Herren, Blut, viel Blut!“

Nieſend unterbricht Kurländer ſich ſelbſt. Da ſagt Schreyvogel mit kalter Ruhe: „Man vergeſſe nicht, daß ich der allererſte bin, der den ‚Sammler‘ lieſt; als der Zenſor dieſes Blattes weiß ich auch, was nicht darin ſteht. Ich kann dem Baron nicht unrecht geben; aber ich weiß zu unterſcheiden. Unſere jungen Belletriſten ſind Köpfe von Talent: die Ausnahmen ſind gering. Sie werden ſich entwickeln; Deutſchland, die Welt wird ſie kennen lernen, wird ſie zu ehren verſtehen. Was ihnen aber, den meiſten nämlich, abgeht, iſt wiſſenſchaftliche Bildung; ſie haben nichts gelernt; ſie beſitzen durchaus kein Studium, keine Beleſenheit; ein klein wenig Mythologie, das iſt alles. Sie ſind profan.“

„Wahr, ſehr wahr“, ruft alles, ruft auch Treitſchke, der, ſoeben angelangt, die Rede ſtehend mit angehört. „Wahr, ſehr wahr“, fügt er hinzu, indem er Platz nimmt. „Die Unwiſſenheit iſt zuweilen unbegreiflich, ja anekdotiſch. Erſt heute – denken Sie. Ich erhalte einen prachtvollen braſiliſchen Schmetterling. In Bewunderung verſunken, nehme ich nicht wahr, daß ein Beſuch an meiner Seite ſteht. Es iſt ein Dichter, nichts weniger als ohne Ruf, und ſchon in Mannesjahren. ‚Betrachten Sie‘, ſage ich, ‚dieſes wunderſchöne Geſchöpf‘. – ‚Ah‘, erwiderte er, ‚ich danke; ich verſtehe nichts von Botanik‘.“

Es wird zügellos gelacht; ſelbſt der ernſte, gemeſſene Schreyvogel lacht zügellos. „Nichts von der Botanik! O ja! die Botanik iſt ihnen die ganze Naturgeſchichte! O Himmel, wie wird einem, wenn man hinwieder den Dichter der ‚Ahnfrau‘ vor Augen hat. Der iſt Gelehrter; feſt in der Geſchichte, feſt in der Literarhiſtorie; fünf bis ſechs Sprachen; er lieſt den Sophokles im Original wie den Calderon und den Byron. Ein noch ſo junger Mann und ſchon ſo reich beleſen. Allen Reſpekt!“

„Und dabei“, ſetzt Kurländer hinzu, „welche Anſpruchsloſigkeit, welche Beſcheidenheit!“

Ziegler hebt das Glas: „Er lebe!"

Liebel: Ja, er iſt Philolog; das reſpektiere ich an ihm. Und er wird lange leben.

Ich: Die Engländer, Franzoſen und Italiener kennen ſchon ſehr gut ſeinen Namen. Und wiſſen Sie, Profeſſor, wie er von Ihnen ſpricht?

Liebel: Von mir? Wieſo? (Er nimmt mehrere Priſen und knöpft den Rock zu.) Ich glaube wohl, daß er Philolog ſei; denn wenn man den Euripides . . .

Ich, einfallend: Griechiſch lieſt und überhaupt die Hellenen kennt, ſo wird man auch den Archilochus kennen, mit dem Sie ſich verewigt.

Liebel verbeugt ſich: Nun, es iſt wahr, meine Edition dieſes Klaſſikers iſt optima, ſchon zum zweitenmal gedruckt, einer der ſicherſten Verlagsartikel des würdigen Heubner. Nun, nun, ja! Aber daß der Verfaſſer der „Ahnfrau" – nein, das hatte ich mir nicht vorgeſtellt. Von Seidl da wußte ich es wohl. Der iſt nicht nur ein eminenter Lyriker, auch ein gründlicher Archäolog und Linguiſt. Ja, wir haben ſchon Leute; darunter Bauernfeld, der ſeinen Terenz und Plautus im kleinen Finger hat; das ſind aber nur Ausnahmen.

„Und Sie halten es mit den Regeln", fiel Kurländer ein.

„Die verdammten Regeln", ſtotterte Ziegler; denn er erblickte an der Schwelle, lauernd und winkend, eine ſtämmige, verwitterte Magd, ein großes Parapluie in der Hand, ihn abzuholen und womöglich nach Hauſe zu bringen.

Gute Nacht.

(Franz Gräffer, „Kleine Wiener Memoiren".)

Der witzige und ſpöttiſche Beurmann („Vertraute Briefe über Preußens Hauptſtadt") – dabei im ganzen doch wohl nur ein Schriftſteller dritten Grades und politiſch nicht allzugut beleumundet – gibt eine nette Schilderung von dem Verhältnis Hoffmanns und Devrients, deſſen Alkoholfreudigkeit noch über das Grab hinausreichte. Si non vero . . .

Das Zeitalter Jahn verſchwand nach und nach vor andern Eindrücken; was daran Idee geweſen war, verlor ſich in die Gefängniſſe oder in die Stille der Nacht; die Form war bald vergeſſen. Für Berlin begann nun das Zeitalter Lutter und Wegner, halb Materialismus, halb Spiritualismus: Hoffmann und Devrient wurden

die Repräſentanten desſelben; um ſie verſammelte ſich eine Sozietät des Champagners und der Phantaſie in jenem berühmten Wirtshauſe am Gendarmenmarkt; die beiden mephiſtopheliſchen Geſtalten mit den langen, hagern Geſichtern und den ſcharfen, ausgeprägten Phantaſiezügen, der eine mit den kleinen grauen Augen des Kater Murr, der andere mit den glänzenden, großen Feuerkugeln, den beiden laternis magicis, in welchen ſich Shylock, Franz Moor und Lear die Hand boten, waren der Wendepunkt einer neuen Berliner Ära. Die Haſenheide war vergeſſen, die Poeſie ſpukte in Hoffmanns Schriften und auf dem Hoftheater; denn Hoffmann und Devrient waren ein paar Nachtgeſtalten, ein paar lebendige Seitenſtücke in Callots Manier, poetiſche Geſpenſter, elektriſche Phänomene. Ihr Materialismus bei Lutter und Wegner war die Bedingung ihres Spiritualismus an dem Schreibtiſch und auf der Bühne; Hoffmann mußte ſeine Phantaſie durch Champagner zu allem jenem Irrlichtsglanze ſteigern, der ſeine Dichtungen färbt; Devrient mußte im Champagner die Außenwelt abſpülen, um ſich ganz und gar ſeinem Genius überlaſſen zu können, der dann eine Dichtung der Darſtellung ſchuf, die weit über dieſe Welt hinaus lag, da, wo Hölle und Himmel aneinanderſtreifen und ſich Engel und Teufel bedrohen. Devrient ließ ſich nie definieren, ſondern nur fühlen, er war eine Welt voll romantiſcher Dämonie, er beſchwor Geiſter auf der Bühne, die man nie geahnt hatte, er war, was ſeine Kunſt betrifft, der perſonifizierte Ausſpruch Shakeſpeares: „Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt."

Was Devrient der darſtellenden Kunſt war, das war Hoffmann der Literatur. Subjektiv, wie jener, gab er ſich ſeiner Phantaſie hin. Wenn Devrient durch den darzuſtellenden Charakter in etwas an die Welt gehalten wurde, an die Objektivität, an das Leben, ſo verlor ſich Hoffmann ganz und gar in ſeine Phantasmagorien, nachdem er abends den juriſtiſchen Aktenſtaub in Champagner abgeſpült hatte und nun gereizt und magnetiſiert nach Hauſe ſchritt durch die öden Gaſſen, auf welchen die Mitternacht ruhte, durch die langen ſteinernen Häuſerreihen, jenem altertümlichen Gebäude in der Spandauer Straße, an der Ecke der Königsſtraße vorüber, das ihm Stoff zu einer Dichtung bot. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, in Nacht und Nebel aufgelöſt, in mephiſtopheliſcher Verklärung und ließ ſeine „Serapionsbrüder" erzählen.

Digitized by Google

Devrient und Hoffmann fanden ſich einer in dem andern. Man behauptet, dieſer habe außer dem großen Kater, der ſein ſteter Geſellſchafter war, keinen innigeren Freund gehabt als jenen großen Mimen. Als aber Hoffmann endlich ſeiner Phantaſie erlag und Devrient verlaſſen und allein bei Lutter und Wegner ſaß, da zog es ihn häufig hinaus zu dem Grabe des Freundes, und er trank daſelbſt mit dem Schatten Hoffmann Champagner, wie einſt mit dem leibhaftigen, und die frühere Zeit umrauſchte ihn; er hörte nicht auf zu trinken, bis er aller ihrer Phantaſien habhaft wurde und in ſelige Erinnerungen verſank. Dann nahm ſich der Totengräber ſeiner an und ließ ihn in ſeinem Hauſe den Rauſch ausſchlafen.

Devrient war der dramatiſche Hoffmann, Hoffmann war der literariſche Devrient; beide lernten voneinander und hörten und ſahen ſich beim Weinglaſe die Phantaſie ab. Natürlich mußte Devrient durch die gewaltſame Vernichtung ſeines irdiſchen Teils, welche er einen Tag wie alle vornahm, am Ende das phyſiſche Leben lähmen und der Auflöſung entgegenführen. Die Mittel, die er zur Reſtauration des Körpers anwandte, die Schläge der Elektriſiermaſchine, denen er ſich jeden Morgen preisgab, um das Nervenſyſtem bei einiger Kraft zu erhalten, konnten für die Länge keine Hilfe bieten; ſein Körper konnte dem Geiſte nicht mehr Gehorſam leiſten. Aber Devrient war vielleicht der einzige Schauſpieler, der ſelbſt ohne Arme und Füße ein großer Künſtler geworden wäre. In ſeinem Auge vermochte er die ganze Darſtellung, den ganzen Körper zu konzentrieren, und das bewirkte denn auch noch in der letzten Zeit ſeiner Kunſt eine Vollendung in ihm, die alle Mängel überſehen ließ. Gerade zur rechten Zeit ſeines Ruhmes wurde er abgerufen.

Ein literariſcher Puppenſpieler mit allen Fäden in der Hand, ein unermüdlicher Tageschroniſt und Beobachter, ein Hiſtoriker von Urteilskraft und Darſtellungsvermögen – im ganzen vielleicht etwas preußiſch-nüchtern, aber achtunggebietend durch ſeinen Fleiß und die unbeirrte Geradheit ſeines Charakters – der Gatte und ſpätere Witwer der älteren Rahel – iſt Varnhagen von Enſe. Kein leuchtendes Geſtirn am literariſchen Himmel jener Tage – aber eine Art Polarſtern, um den die anderen ihre Kreiſe führten. Heinrich Laube („Ausgewählte Werke", herausgegeben von Houben) gibt eine lebendige Schilderung des Hauſes in der Mauerſtraße, in dem er lebte, vornehm zurückgezogen und doch mit der ganzen Welt in Verbindung.

Digitized by Google

Während ich dieſes ſchreibe, wird vielleicht die Spitzhacke angeſetzt, um das Haus, eines der vornehmſten Bürgerhäuſer aus dem 18. Jahrhundert, niederzubrechen, damit es – pietätvoll, wie wir nun einmal ſind – dem Gebäude eines Bankhauſes Platz mache.

Viel ſchlimmer noch ſtand Varnhagen angeſchrieben, ein penſionierter Geheimer Legationsrat, welcher ſchon vor Olims Zeiten penſioniert worden war, weil er in der badiſchen Verfaſſungsfrage als preußiſcher Reſident in Karlsruhe ſich für die liberale Seite erklärt, ſich alſo kompromittiert hatte. Seit ſo langer, langer Zeit lebte der entlaſſene Diplomat in Berlin und war eine unbequeme Perſon. Stets in Verbindung mit den freiſinnigen Männern der Regierung und in ausgebreitetem Verkehr mit der politiſch-literariſchen Jugend von ganz Deutſchland, war er eine Inſtanz, welche man oben höchſt mißtrauiſch anſah.

Dabei hatte er aber doch ein ſtolzes, preußiſches Fundament unter ſich als hiſtoriſcher Schriftſteller, welcher namentlich preußiſche Helden und Notabilitäten in ausgeſuchter Darſtellung ſchilderte, welcher dem ſoliden Geſchichtſchreiber Friedrichs des Großen, dem Profeſſor Preuß, mit Rat und Tat zur Seite ſtand, welcher endlich als Gatte der kürzlich verſtorbenen und raſch berühmt gewordenen Rahel ein ganz beſonderer Mittelpunkt geworden war für alle Freunde wahrhaftigen Urteils. Das waren Schutzwehren, denen auch die Schmeichler der augenblicklichen, Varnhagen abholden Herrſchaft ärgerlich aus dem Wege gehen mußten. Dieſen war es insbeſondere unausſtehlich, daß Humboldt faſt jede Woche einmal in dem ſtattlichen Hauſe der Mauerſtraße, welches Varnhagen bewohnte, betroffen wurde.

Varnhagen war in der Tat eine ganz merkwürdige Perſönlichkeit und iſt nach den Berliner Revolutionsphaſen von 1848 zu 1849 eine geradezu rätſelhafte geworden.

Er ſtammte vom Niederrhein und war als Studioſus mit mehr oder minder poetiſchen Talenten in Berührung gekommen, ja, er hatte mit einem ſolchen kritiſchen Talente – Neumann – einen Roman gemeinſchaftlich geſchrieben, deſſen Schluß, glaube ich, heute noch fehlt. Romanſchreiben ſah ihm ſpäter durchaus nicht mehr ähnlich. Das Wirkliche fein zu ſchildern, war ſeine Hauptfähigkeit in der Schrift, nicht aber romantiſche Erfindung.

Digitized by Google

Seine Jugend fiel unter die Franzoſenherrſchaft, welche von 1806 bis Anno 1813 Preußen belaſtete wie ein grauſamer Alp, und Patriotismus erfüllte ſein junges Herz vollſtändig. Er ging Anno 1809 nach Öſterreich und kämpfte bei Wagram mit. So kam er mit handelnden politiſchen Männern in täglichen Verkehr, denen ſein Kopf und ſeine Feder willkommen waren, und auf dieſem Wege fand er Amt und Würde im preußiſchen Staate, ein unermüdlich tätiger Partiſan des damals entſtehenden jungen Preußen, welches ſich in Haupt und Gliedern reformierte.

Eine konſtitutionelle Verfaſſung war vom Könige verſprochen worden, als 1813 alle Kräfte aufgeboten wurden zum lebensgefährlichen Kampfe gegen Napoleon, und in dieſem Sinne verwaltete Varnhagen das geſandtſchaftliche Amt, welches ihm für Baden anvertraut worden war.

Jenes Verſprechen wurde nicht gehalten, und eine Reaktion trat ein. Sie nahm ihm ſein Amt und dauerte in den erſten vierziger Jahren bereits fünfundzwanzig Jahre lang. Jetzt unter dem neuen Könige fragte man laut und leiſe: ob denn dieſe Reaktion nun endlich vorüber ſei. Man zuckte die Achſeln zur Antwort; das von Geiſt ſchimmernde Weſen des Königs geſtattete keine feſte Schlußfolgerung.

Dies muß man ſich vergegenwärtigen als Grundlage für Varnhagens Leben: es war fortwährend tiefbeſchattet von der politiſchen Reaktion.

Im übrigen war ſein Leben ungemein bereichert worden durch die Ehe mit Rahel, einer außerordentlich begabten Frau, welche gründlich wahr, gründlich gut und voll kritiſchen Geiſtes war. Es war ferner bereichert worden durch einen ausgebreiteten Verkehr mit geiſtig hervorragenden Männern dieſer Zeit, Goethe an der Spitze, man kann faſt ſagen: mit allen Notabilitäten dieſer Zeit. Und ſo war ihm eine innere Welt ſchöner Bildung aufgebaut worden, welche ſich in ihren Wurzeln um Kant und Goethe geſammelt hatte. Der Reſpekt vor Kant und die Bewunderung Goethes bildeten den unerſchütterlichen Troſt ſeines Geiſtes.

Er war ein Mann von mittlerer Größe. Der Unterkörper war verhältnismäßig ein wenig zu kurz, wie bei Goethe. Sein Kopf war fein und vornehm; das blaue Auge, gedämpft durch eine Brille, belebte

ſich raſch, wenn das Thema der Rede ein lebhaftes wurde, und die Rede ſelbſt war äußerſt geſchickt, fließend, in der Debatte unerſchöpflich. Der Ton der Rede war etwas hoch, und wenn er in Leidenſchaft geriet, was leicht geſchah, wohl auch ſchneidend. Der diplomatiſche Goethianer konnte dann alle höflichen Ausdrücke jach überſpringen und das grellſte Wort wählen, um die zornige Anſchauung grell zu bezeichnen.

Solange ich in Berlin wohnte und nicht gerade eingeſperrt in der Hausvoigtei ſaß, beſuchte ich ihn faſt jeden Tag um die Mittagszeit. Ich erfreute mich ſeines freundlichen Wohlwollens, und er nannte mich gern den Offizier, welcher zu allerlei Kriegstaten geeignet wäre. Daß ich undiplomatiſch darauf losginge, erſchreckte ihn zwar jedesmal, wenn eine Aktion im Gange war, aber er ſagte dann oft lachend: Am Ende iſt's richtig, daß es ſolche Soldaten gibt, wir kämen ſonſt nicht vom Flecke.

Aktionen hatte er aber ſtets nach allen Richtungen vor, literariſche und publiziſtiſche. Er las alle neuen Bücher und alle wichtigen Zeitungen, und da ihn alles intereſſierte und er für alles einen wichtigen Zuſammenhang fand, ſo war er wie ein Generalſtabschef, welcher alle Tage nach verſchiedenen Seiten Aufträge hatte. Er überging nicht die kleinſte Notiz in irgendeinem kleinen Blatte, welche zu berichtigen oder zu fördern wäre, um die öffentliche Meinung auf richtiger Fährte zu erhalten. Die großen Zeitungen waren damals noch nicht in der Ausdehnung vorhanden wie jetzt, und nur die Augsburger Allgemeine Zeitung war von entſcheidender Bedeutung.

Im erſten Stockwerke – Etage ſagt man in Berlin – eines ſtattlichen Hauſes in der Mauerſtraße hatte er noch dieſelbe Wohnung, welche Rahel mit ihm geteilt, und da ſaß er vormittags im bequemen Hausrocke auf dem Sofa und ſchrieb und ſchrieb, bis er durch Beſuche unterbrochen wurde. Er ſchrieb wie geſtochen; kein Wort war ausgeſtrichen, auch nicht in den zahlloſen Briefen, die er täglich zur Poſt ſchickte, darin ſtets vorſichtig mit Äußerungen, weil er keinen Brief ſicher erachtete vor geheimer Eröffnung. Ebenſo zahllos nahm er Beſuche an, welche von weit und breit kamen. Der Generalſtab wollte von allem unterrichtet ſein, und der alte Diener Baumann war ſorgfältig eingeſchult für die Anmeldung.

Digitized by Google

Wenn Baumann öffnete, da trat man in ein weites, hohes Zimmer, angefüllt an jeder Wand bis an die Decke hinauf mit Büchern. Rechts nach Süden gingen die Fenster auf Gärten, und die Sonne schien herein. Links öffnete sich die Tür zu seinem Wohn- und Schreibzimmer, dessen Fenster freien Ausblick hatten die Französische Straße hinauf. Er setzte die Brille auf, welche er beim Schreiben nicht brauchte, und sprach matt. Zunächst war er immer krank, wie Papst Sixtus der Fünfte, und das Aufhören der Existenz, von Nerven und Schwindel untergraben, schien ganz nahe zu sein. – „Ich störe?" – „O nein, es ist genug für heute."

Er schrieb täglich um diese Zeit an seinen Memoiren, welche jetzt in so überreichem Maße durch seine Nichte Ludmilla Assing in Druck geraten sind. „Vielleicht lassen Sie", sagte er einmal, „einst die Blätter drucken, welche ich da täglich vollschreibe!" Die Nichte war damals noch nicht bei ihm. – „Was ist's?" – Er benannte es nicht, stand auf und ging umher, das Thema suchend, welches eben wichtig war.

Nun, dieser immer sterbende moderne Sixtus hat im Jahre 1848 alle Welt überrascht durch die Stellung, welche er plötzlich voll Tatkraft einnahm; er trat zu den Radikalen.

Derselbe Mann, welcher vier Jahrzehnte lang immer mäßig, vorsichtig, zur Ausgleichung jeglicher Art bereit gewesen war, verlangte mit einem Male radikale Maßregeln. Wie kam das? War's Eitelkeit, welche ihn stachelte, noch eine Führerrolle zu suchen, noch unter einer Partei, mit welcher seine Bildung gar nicht harmonierte, mit welcher seine gesellige Art grell kontrastierte? Ich glaube nicht, daß man's nur auf Eitelkeit schieben darf. Ich glaube, es war der künstliche Entschluß, welcher aus Abstraktion stammt, aus bloßer Abstraktion. Es war das Fazit eines Rechenexempels. Er hatte so lange gewartet, so lange! und hatte nur immer heimlich vorbereiten dürfen; nun war die Gelegenheit zum Handeln endlich da, sie mochte aussehen, wie sie wollte, sie war da, und nun – glaube ich – übernahm er sich, damit die endlich vorhandene Gelegenheit nur ja nicht versäumt würde, übernahm er sich, damit diese Gelegenheit, wie es die Theorie verlangt, auch gründlich ausgebeutet würde.

Die vollen Konsequenzen eines radikal-liberalen Staatswesens waren ihm nie verborgen. Ich erinnere mich deutlich, daß er, wenn vom Jako-

binertum die Rede war, zu wiederholten Malen ausrief: „Ach was! Denken Sie an Kant, und was der gesagt hat, als man die Übertreibungen der Jakobiner beklagte. Er hat gesagt: Sie haben ja das Erbrecht noch bestehen lassen!"

Das ist mir immer eingefallen, wenn man 1848 und 1849 in Frankfurt mit Verwunderung erzählte: „Varnhagen ist zu den Radikalen übergegangen, derselbe Varnhagen, der sich mit oft angezweifeltem Rechte ‚von Ense' genannt, der alte Goethesche Diplomat ist zur rücksichtslosen Linken getreten!"

Ein heute fast Vergessener ist **Fürst Pückler-Muskau**, dessen Briefe eines Verstorbenen und dessen Reisebücher einst viel gelesen wurden, und dem Heine sogar mit einer etwas überschwenglichen Vorrede eines seiner Werke zueignet. Pückler-Muskau ist außerdem ein Künstler im Anlegen und Entwerfen gärtnerischer Anlagen gewesen. Sein eigener Park in Muskau gibt davon noch Zeugnis. Ebenso ein berühmter Gourmet, Reiter, Lebemann und Herzensbrecher. Sein Charakter ist wohl, wie die Briefe aus England an seine Frau hier zeigen, etwas skrupellos. Denn es wirkt immerhin auf ein einfaches Gemüt ein wenig sonderbar, wenn ein verheirateter Mann, noch ungeschieden, den zudem noch eine Ehezuneigung an seine Frau kettet, nach Berlin und dann nach England auf die Goldfischjagd geht – mit dem festen Bemühen, eine reiche Erbin zu fangen, um mit Hilfe ihres Geldes seine desolaten Verhältnisse zu rangieren. Versöhnlich hierbei wirkt nur, daß seine Briefe, die von seinen Mißerfolgen auf diesem Gebiete erzählen, an seine Frau gerichtet sind und sich in zärtlichsten Wendungen gegen diese ergehen. **Bernhardi** schildert uns Fürst Pückler dann zum Schluß seines Lebens ganz und gar abgetakelt, aufgeschminkt und doch noch faszinierend durch den Geist seiner Paradoxen. Als ganze Erscheinung ist aber, mit seinen Licht- und Schattenseiten, Fürst Pückler-Muskau für die Biedermeierzeit überaus charakteristisch.

London, den 5. September 1827.

Du weißt, meine Rosabel ist Cannings Kusine. Sie ist hier – und ich mit ihr in Korrespondenz wegen ihrer Schwester. Je tiens les deux fils, und ich schreibe ihr sehr schöne und leidenschaftliche Briefe, kann aber leider keine Kopien davon nehmen, weil ich so enorm viel mit meinen anderen Geschäften zu tun habe.

Kann ich 50000 Livres Sterling mit der kleinen Harriet bekommen, die ein weiches Wachs in meiner Hand sein wird, so nehme ich sie, ich fürchte aber sehr, sie hat nur 30000, und dann kann ich mich schwer-

Digitized by Google

lich entſchließen; doch iſt am Ende, wenn das Gewitter einzuſchlagen droht, der ein Tor, der durchaus nur in einen Palaſt eintreten will, um ſich davor zu ſchützen, obgleich ungewiß, ob er ihn zu erreichen Zeit hat! Was meinſt Du?

Den 20. Januar 1828.

Münſter frug mich neulich, in gutgemeintem Scherz, ob ich nach Brighton auf den Anſtand ginge? Keine üble Benennung. Der Himmel gebe nur endlich ein Wild, was der Mühe wert iſt, und iſt es kein Edelhirſch, ſo müſſen wir uns mit einem Häschen begnügen, - den Hunger zu ſtillen, car malgré toute la poésie, qui remplit mon âme, il faut vivre, c'est la loi de notre nature, et il faut toujours y revenir. Mache mir alſo nie Vorwürfe, meine Herzensſchnucke, wenn ich nach vergebenem Streben, den Braten zu erlangen, mein Leben mit Kartoffeln oder ſelbſt Tannzapfen friſte. Der Römer, der ſich umbrachte, weil er nicht mehr Pfauenzungen eſſen konnte, war doch ein großer Narr - und dem ahme ich gewiß nie nach. Ich hoffe wenigſtens.

Den 1. April 1828.

Schnucke! Tout est fini, je suis marié, j'ai 200000 L. St. de rentes et deux enfants!

Biſt Du angeführt? Hélas, je ne puis annoncer de bonnes nouvelles qu'à la façon du premier Avril! -

(Hermann von Pückler-Muskau, „Ironie des Lebens".)

In der verſammelten Hofgeſellſchaft iſt die auffallendſte Erſcheinung Semilaſſo (Fürſt Pückler) - eine Karikatur; ein Siebziger in preußiſcher Generals-Uniform, mit fabelhaft reich gelockter Perücke, rabenſchwarz gefärbtem collier grec und Schnurrbart - geſchminkt und falſchen Zähnen. Eine Menge Ordensſterne, und das Ordensband iſt ſo kunſtreich über die Bruſt gelegt und durch Stecknadeln feſtgehalten, daß es nicht einen einzigen Stern bedeckt. Dünne ſchwankende Beine und ein ungemein jugendliches séducteur-Weſen. - Eine höchſt alberne Karikatur .....

Der achttägige Umgang mit Semilaſſo ſoll auf den Erbprinzen einen gewiſſen Einfluß geübt haben. Er iſt ſehr eingenommen von ihm und nennt ihn den größten Lebensphiloſophen, den er kennen gelernt:

Semilaſſo trägt wie Lord Cheſterfield, und gewiß nicht ohne Geiſt, die Frivolität und den Egoismus der großen Welt als ein philoſophiſches Syſtem vor. Als Hauptlehre, die er ſich daraus abſtrahiert hat, wiederholt der Prinz: „Man muß die Menſchen berückſichtigen, aber man muß ſich nicht von ihnen beeinträchtigen laſſen!“ – und das iſt ein vieldeutiger und viel umfaſſender Satz im Munde eines Fürſten, der denn doch den Gedanken nicht loswerden kann, daß ihm das Recht, in ſeinem eigenen Intereſſe zu regieren, von Gottes Gnaden zuſteht! –

(Bernhardi, „Lebenserinnerungen“.)

Ein Ereignis, das die Mitwelt und alle literariſchen Kreiſe ſtark erregte, das wie eine Epidemie, wie eine Krankheit nachwirkte, war der Selbſtmord der Charlotte Stieglitz.

Charlotte Stieglitz, eine geborene Willhöft, gab ſich im Alter von kaum 30 Jahren ſelbſt den Tod, um durch den Schmerz über ihren Verluſt die latenten dichteriſchen Kräfte des Schriftſtellers, Bibliothekars, Gymnaſiallehrers Heinrich Stieglitz auszulöſen, ohne daß die heroiſche Tat bei der Ekdalnatur des Heinrich Stieglitz von beſonderer Wirkung war.

Wenn die heutige Forſchung die Urgründe dieſer Tat auch auf anderen Gebieten ſucht, ſo nimmt das ihr doch nichts von ihrem Nimbus, der noch heute, nach bald 80 Jahren, das Andenken dieſer ſchönen, ſtolzen und klugen Perſon Charlotte Stieglitz umſtrahlt.

Das dumpfe Fallen des Schlüſſels, der durchgeſtoßen werden mußte, um die Tür zu öffnen, war merkwürdig. Ihr letzter Seufzer erſcholl gerade, als die Wirtin des Hauſes, Madame Fröhlich, in die Tür trat. Wunderbar anzuſchauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in ſolcher Ruhe und einem ſo ſichern Frieden der Haltung ſich darſtellte, daß die Wunde, an der ſie hingeſchieden war, ſelbſt von dem herbeigerufnen Arzt erſt ſpäter entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltſamen Sterbekampfes wahrzunehmen.

– – – – – –

Folgendes ſind die letzten Worte, die Charlotte hinterlaſſen hat:

„Unglücklicher konnteſt Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklich im wahrhaften Unglück! in dem Unglücklich-Sein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird ſicher über Dich kommen!!!! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir ſelber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du haſt mich

vielgeliebt! Es wird beſſer mit Dir werden, viel beſſer jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einſt wiederbegegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln. Grüße alle, die ich liebte, und die mich wiederliebten! Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht ſchwach, ſei ruhig und ſtark und groß!"

\- - -

Die Worte, auf welche am ſtärkſten die Tränen gefallen ſein mußten, waren: „in der Welt herumtummeln".

(Mundt, „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal".)

An größeren literariſchen Vereinen iſt des „Tunnels unter der Spree" zu denken, über deſſen Inſtitutionen uns Fontane genaueſte Nachricht gibt, und deſſen Mitglieder, ſoweit ſie irgendwie bedeutſam ſind, in Fontanes „Von Zwanzig bis Dreißig" eine eingehende Charakteriſtik erfahren. Endlich befanden ſich doch ein Heyſe, Storm, Fontane, Strachwitz unter der großen Anzahl von dichtenden Dilettanten oder Schriftſteller zweiten Grades. Und das bedeutet ſchon einen ſtarken Prozentſatz von Hauptgewinnen gegenüber den vergeſſenen Nieten.

Der Leiter und die Seele des „Tunnels unter der Spree" war der Hofſchauſpieler und ſpätere Vorleſer Wilhelm des Großen Louis Schneider der zugleich als patriotiſcher Schriftſteller und Freund der Geſchichte Berlins und Potsdams Verdienſte hat.

Abſeits von dieſer großen literariſchen Vereinigung, dieſem Dichterhof der Berliner Meiſterſinger, ſtanden die ſieben Weiſen aus dem Hippeliſchen Keller, denen Max Stirner und Bruno Bauer angehörten und von denen Fontane ſagt (und es will etwas bedeuten, wenn Fontane nach ſeiner ganzen Grundanſchauung dieſe Worte ausſpricht): „daß Berlin mit Ausnahme von Bismarck nie intereſſantere Leute geſehen hat, als die Sieben!"

Wie das Auftreten eines Dichters plötzlich geradezu eine Epidemie von Verſen hervorbrachte, davon erzählt uns Fontane endlich noch in ſeinen Erinnerungen an den Herwegh-Klub. Die Züricher Buchhandlung, die die Lieder eines Lebendigen herausgebracht hatte, wurde mit Manuſkripten überſchwemmt. Ja ganze Dichterkompagnien ſchloſſen ſich zu dieſem Behuf zuſammen.

Der Tunnel, oder mit ſeinem proſaiſcheren Namen der „Berliner Sonntagsverein", war 1827 durch den damals in Berlin lebenden M. G. Saphir gegründet worden. Dieſem erſchien in ſeinen ewigen literariſchen Fehden eine perſönliche Leibwache dringend wünſchens-

wert, ja nötig, welchen Dienſt ihm, moraliſch und beinahe auch phöſiſch, der Tunnel leiſten ſollte. Zugleich war ihm in ſeiner Eigenſchaft als Redakteur der „Schnellpoſt" an einem Stamm junger, unberühmter Mitarbeiter gelegen, die, weil unberühmt, an Honoraranſprüche nicht dachten und froh waren, unter einer gefürchteten Flagge ſich mitgefürchtet zu ſehen. Alſo lauter „Werdende" waren es, die der Tunnel allſonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffeelokale verſammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, zu denen ſich, unter Aſſiſtenz einerſeits des Hofſchauſpielers Lemm (eines ganz ausgezeichneten Künſtlers), andererſeits des von Anfang an die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauſpieler, Ärzte und Offiziere geſellten, junge Leutnants, die damals mit Vorliebe dilettierende Dichter waren, wie jetzt Muſiker und Maler. Um die Zeit, als ich eintrat, ſiebzehn Jahre nach Gründung des Tunnels, hatte die Geſellſchaft ihren urſprünglichen Charakter bereits ſtark verändert und ſich aus einem Vereine dichtender Dilletanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch, trotz dieſer Umwandlung, herrſchten „Amateurs" vor, gehörten aber doch meiſtens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunſt entweder in die wirkliche Kunſt übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verſtändnis ihr oft beſſer dient als der fachmäßige Betrieb. - - -

- - -

Eines Abends, auf dem Heimwege, ſah ich mich, keine dreißig Schritt mehr von meiner Wohnung entfernt, von ſechs, acht Strolchen, die ſofort einen Kreis um mich ſchloſſen, angebettelt. Alle hatten die Rockkragen in die Höhe geklappt und die Mützen und Hüte tief runter gezogen; ein paar humpelten, einer ſchien bucklig oder wenigſtens mit ſehr hoher Schulter. Dieſer trat an mich heran, ſtreckte mit gemachter Ängſtlichkeit ſeine hohle Hand gegen mich aus und ſagte: „Herr Jraf, bloß zwei Groſchen." Es war Faucher. Ich hätte nun ſagen können: „Faucher, ſeien Sie nicht verrückt." Aber das wäre Spielverderberei geweſen und hätte vielleicht auch zu ſonderbaren Auseinanderſetzungen geführt. Ich ſuchte alſo nach dem geforderten Geldſtück, und weil ich ein ſolches leider nicht finden konnte, mußte ich mich mit einem Viergroſchenſtück loslöſen, wofür ich unter devoten Bücklingen und heiterem Gejohle im Hintergrunde belobt wurde. Bald dar-

Digitized by Google

auf erfuhr ich, daß die Raubzüge dieſer Bande mit einer Art Regelmäßigkeit unternommen würden, immer in nächſter Nähe der Linden, und daß ſie's dabei bis auf mehrere Taler brächten, die dann ſofort im Kap-Keller – zweites Haus in der Friedrichſtraße – verkneipt wurden.

Aus welchen Elementen ſich die Bande zuſammenſetzte, hab' ich nie ſicher in Erfahrung gebracht. Wahrſcheinlich fanden ſie ſich zufällig zuſammen, vielleicht aber waren es auch einige der berühmten „ſieben Weiſen aus dem Hippelſchen Keller", die den damaligen eigentlichen Umgang Fauchers bildeten. Alle Sieben haben eine Rolle geſpielt. Es waren, wenn ich recht berichtet bin, die folgenden: Bruno Bauer, Edgar Bauer, Ludwig Buhl, Max Stirner, Leutnant St. Paul und Leutnant Techow. Der Siebente war eben Faucher ſelbſt. – – –

Berlin hat kaum jemals – natürlich den einen Großen abgerechnet, der um jene Zeit noch die Elbe-Deiche revidierte – intereſſantere Leute geſehen als dieſe „Sieben". – – –

– – –

... So war unſer Herwegh-Klub. Dichteriſch kam dabei nicht viel zutage, trotzdem von unſerm Klub wie von ſo vielen andern Stellen in Deutſchland drei ſtattliche Manuſkriptpakete die Wanderung nach Zürich hin antraten, zu Froebel & Co., wo Herweghs Gedichte erſchienen waren. Eins dieſer Manuſkripte rührte, wie kaum noch geſagt werden braucht, von mir her und war von einigen Einleitungsſtrophen begleitet, die, nicht minder ſelbſtverſtändlich, die Überſchrift: „An Georg Herwegh" trugen. Es hieß darin nach voraufgehender Schilderung eines grenzenloſen politiſchen und beinahe auch menſchlichen Elends:

„... Schon fühl' ich meinen Blick umnachtet,
Da plötzlich zwang es mich empor:
Es ſchlug, wonach ich längſt geſchmachtet,
Wie Wellenrauſchen an mein Ohr.
Und ſiehe, daß geſtillet werde
Der Durſt, woran ich faſt verſchied,
Durchzog ein Strom die Wüſtenerde,
Und dieſer Strom – es war dein Lied.

Ich habe nicht genippt, getrunken
Und ſeinen Wellenſchlag belauſcht,
Ich bin in ſeine Flut geſunken
Und habe drinnen mich berauſcht" uſw.

Wir kriegten unſere Manuſkripte zurück, ohne daß die Verlagsbuchhandlung auch nur einen Blick hineingetan hätte. Wie konnte ſie auch! Es brach eben damals eine Hochflut über ſie herein. Und alles waren Worte, Worte –!

Digitized by Google

Malerei und Plaſtik.

Über Silhouetten ſtudentiſcher Zirkel, über Lithographien und über die erſten Daguerreotÿps berichtet Otto Bähr in ſeinem ſchon öfter erwähnten leſenswerten Buch „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren". Immermann erzählt in ſeinen Tagebüchern über die gute Aufnahme, die er in Berlin fand, da er Gaſt in dem von Schinkel erbauten oder doch ganz umgeſtalteten Redernſchen Palais war. Er kommt zuſammen mit bedeutenden Bildhauern und Gelehrten der Zeit. Wie ſtark ſchon die Reaktion war, die zu Beginn der 40er Jahre mit einem neuauftretenden Naturalismus gegen die ſentimentale, anekdotiſche Düſſeldorfer Schule einſetzte, beweiſt uns eine Kritik des „Freimüthigen". Ein rührendes document humain iſt der Brief Bettines von Arnim an einen damaligen Regierungsrat Bethmann-Holweg, in dem ſie bittet, für den Künſtler Blechen, der uns heute als das größte und am meiſten in die Zukunft weiſende Genie jener Periode gilt, etwas zu tun, damit er, deſſen ſchwere Nervoſität unter unrichtiger Behandlung in Geiſteskrankheit überzugehen droht, die nötige Pflege erhalten könne. Der Brief gibt zugleich eine feine Analÿſe ſeiner Stimmung und iſt ein trauriger Beweis für die Rückſtändigkeit, die noch in der ärztlichen Behandlung Geiſteskranker und nervös Geſtörter in der Biedermeierzeit Platz hatte. Die Gattin des Künſtlers war gegenüber einer Bettine von Arnim natürlich eine ganz einfache und unkomplizierte Perſon. Immerhin muß zu ihrer Ehre geſagt werden, daß ſich das Bild, das Bettine von Arnim von ihr gibt, nicht mit dem Urteil deckt, das von anderen einſichtigen Leuten, wie z. B. Fontane, über ſie gefällt wurde.

In Handel und Wandel fand die Bildhauerkunſt kaum eine andere als die beſcheidne Vertretung, daß wandernde Italiener Gipsfiguren feilboten, die ſie mittels eines Brettes auf dem Kopfe umhertrugen.

Auch Olbilder waren viel zu teuer, als daß ſie einen großen Markt hätten finden können. Ausſtellungen, wie ſie jetzt in allen größern Städten üblich ſind, gab es damals wohl erſt an wenigen Orten. Wer nicht reich genug war, um Olbilder zu kaufen, ſuchte nach andern Bil-

Digitized by Google

dern, um ſein Zimmer zu ſchmücken. Bilder in ſchwarzer Kreide gezeichnet, auch Bleiſtiftzeichnungen und getuſchte Bilder ſah man vielfach. Wer auch ſolche ſich nicht erwerben konnte, griff nach gedruckten Bildern. Der Kupferſtich, wenn er nicht zu teuer war, war durchaus geliebt. Sehr verbreitet war z. B. der Müllerſche Stich des heiligen Johannes von Domenichino. Vorherrſchend aber war es der erſt vor kurzem erfundene Steindruck, welcher das Bedürfnis nach Bildern befriedigte.

Bei der Ungunſt der Zeit beſtritten viele Künſtler ihren Lebensunterhalt durch Unterricht im Zeichnen. Nur eine Art der Malerei konnte auf eine ſelbſtändige Exiſtenz rechnen, weil ſie einem großen Begehr des Publikums entſprach. Das war die Porträtmalerei.

Der Wunſch der Menſchen, das eigne Bildnis oder das eines teueren Angehörigen zu beſitzen, war damals nicht minder rege als jetzt. Aber es fehlte das Mittel, welches heute in ſo wunderbarer Weiſe dieſen Wunſch befriedigt, die Photographie. Wer ein Bildnis von ſich haben wollte, mußte einen Künſtler angehen. Und dabei war es noch immer zweifelhaft, in welchem Maße das Bild gelang. Die unvollkommenſte Form für die Befriedigung jenes Bedürfniſſes bot die aus dem vorigen Jahrhundert überkommene Silhouette. Dennoch war ſie, da ſie wenig koſtete und zugleich einer leichten Vervielfältigung fähig war, in einzelnen Kreiſen beliebt. So bei Studenten, welche in großer Zahl Silhouetten austauſchten, ſo wie man jetzt Photographien austauſcht. Manche Studenten hatten mit ſolchen Bildern eine ganze Wand ihres Zimmers ausgeſchmückt. Für die Anfertigung derſelben gab es beſondre Silhouettenſchneider auf den Univerſitäten. Allerdings waren dieſe Bilder oft von erſchreckender Unähnlichkeit. Die Hauptſache war, daß neben dem ſchwarzen Antlitz Mütze und Band in den echten Korpsfarben prangten. Wer mehr an ſich und ſeine Freunde wenden wollte, ließ ſich wohl von einem Künſtler zeichnen und das Bild durch Steindruck vervielfältigen. Auch ganze Korps von Studenten ließen ſich in gemeinſchaftlichem Bilde darſtellen und dieſes Bild lithographieren. In andern Ständen, in welchen man nicht auf die Vervielfältigung ſeines Bildniſſes Wert legte, begnügte man ſich mit dem vom Künſtler unmittelbar geſchaffenen Bilde. Auch hierbei waren Zeichnungen in Kreide oder Bleiſtift nicht ungewöhnlich. Lange Zeit hindurch waren

in Kaſſel Paſtellbilder ſehr beliebt. Aber auch die Zahl der Ölbilder, welche angefertigt wurden, war nicht ganz gering.

In dieſe ganzen Verhältniſſe hat die Photographie einen ungeheuren Umſchwung gebracht. Die erſten Erzeugniſſe dieſer Kunſt, welche man Daguerreotypen nannte und welche gegen Ende der 1830er Jahre die Welt in Erſtaunen ſetzten, waren noch glänzende Metallplatten, welche man hin und her wenden mußte, um das auf ihnen gleichſam im Anfluge niedergeſchlagene Bild richtig zu erkennen. In welcher Weiſe ſeitdem dieſe Kunſt mehr und mehr ſich vervollkommnet hat, wie heute auch der Geringſte die Freude haben kann, für weniges Geld ein ſprechend ähnliches Bild von ſich zu erlangen; wie dieſe Bilder zu Hunderten und Tauſenden unter Freunden und Bekannten ausgetauſcht, auch, wenn ſie intereſſante Perſonen zum Gegenſtande haben, durch den Handel verbreitet werden; wie ferner dieſe Kunſt uns die entfernteſten Weltgegenden in abſoluter Treue der Darſtellung näher bringt; wie ſie dann zu der hübſchen Erfindung der Stereoſkope geführt hat, an welchen viele ihre Freude haben; wie ſie endlich in unzähligen Beziehungen für wiſſenſchaftliche und andre Zwecke verwertet wird: das bedarf hier keiner näheren Darlegung. Heute iſt es ſchwer, ſich in eine Zeit zurückzudenken, wo dies alles noch fehlte. Und doch beſitzen wir die Kunſt, welche dieſe Entwicklung genommen hat, in ihrer heutigen Bedeutung kaum ſeit einem Menſchenalter.

(Otto Bähr, „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren".)

Berlin, den 23. Oktober.

Seit einigen Tagen bin ich nun hier in der großen Stadt. Um vom Quartiere anzufangen, ſo hat ſich dieſes auf eine unerwartete Weiſe gemacht. Schon in Potsdam fand ich einige ſehr verbindliche Zeilen des Grafen Redern, wodurch ich eine Einladung, in ſeinem Hauſe zu wohnen, empfing. Da dieſelbe hier von ihm und ſeiner Mutter wiederholt und mir geſagt wurde, daß meine Zimmer ſchon in Bereitſchaft geſetzt ſeien, ſo hatte ich keinen Grund, dieſe Güte abzulehnen. Nun wohne ich alſo in einem prächtigen Palais und ſehe nach einer Seite über den Pariſer Platz aufs Brandenburger Tor, nach der anderen über die Linden. Vortreffliche Bedienung, Ruhe und Stille in meinen Zimmern, die Vergünſtigung, die heiter und prächtig nach

Schinkels Zeichnungen dekorierten Säle des Hauſes frei durchwandern und die Bibliothek benutzen zu dürfen; alle Abend aber ein Platz in der General-Intendanzloge, ſind höchſt angenehme Akzeſſorien dieſes Zuſtandes. Die Sitte des Hauſes läßt mir jegliche Freiheit. Nachmittags 4 Uhr wird geſpeiſt; die Geſellſchaft iſt zwanglos, und auch da genügt eine bloße Anzeige bei dem Kammerdiener, wenn man nicht erſcheinen will. Abends wird ſchon angenommen, daß man ſeine Geſellſchaft außer dem Hauſe hat. Ich werde mit der zuvorkommendſten Güte behandelt. Meine Wirte beſtreben ſich, mir den Aufenthalt bei ihnen ſo angenehm als möglich zu machen, und bitten intereſſante Perſonen zuſammen. So bin ich hier mit Rauch, Schinkel, Alexander von Humboldt zuſammen geweſen. Einen Mittag war auch der bekannte Decker (Adalbert vom Thale) da, der zwar ein ſchlechter Dichter iſt, außerdem aber manches anregte, was ſein Intereſſe hat.

Nebenbei lerne ich die hohe Berliner Ariſtokratie kennen. Eine Kurioſität derſelben iſt, daß ſie jederzeit unter ſich franzöſiſch zu ſprechen anfangen. Zuerſt dachte ich: Du Gott, wie ſoll das mit dir werden, wenn es ſo fortgeht? aber nach fünf Minuten hört es immer wieder auf, und ſie verfallen wieder ins ehrliche Deutſch. Mit Rauch hatte ich die beſte und fröhlichſte Begegnung. Schon daß er ein ſchöner Menſch iſt, ſetzte mich in gute Stimmung; der prächtige ovale Kopf, von weißen Locken umblüht, die herrlichen blauen Augen, die proportionierte ſchlanke Geſtalt! In ſeinem ganzen Behaben war die Tüchtigkeit und Sicherheit des Genies ſichtbar, wir konnten trefflich zuſammen ſchwatzen und waren bald vertraut. Es traf ſich auch gut, daß ich ihn faſt überall fand, wo ich unter Menſchen kam.

In ſeiner Werkſtatt iſt feurige Tätigkeit. Eines Tages erhielt ich die Erlaubnis, ihn arbeiten zu ſehen. Es geſchah an dem Basrelief zu dem Monumente des Königs von Bayern. Er kriegte den naſſen Ton vor, warf Stück vor Stück gegen die Wand, knetete und ſtrich, und ſiehe da, eine menſchliche Geſtalt war fertig. Als ich ihn ſo kneten und wirtſchaften ſah, ſagte ich zu ihm, die Bildhauer hätten's von den Schwalben, die es auch ſo machten, abgeſehen. Er lachte und nahm ſich vor, eine kleine Genreſkizze zu entwerfen, worin ein junges Genie, ein Knabe, auf die Arbeit der Schwalben achten und dieſelben gleich nachahmen ſollte.

Wir ſprachen über die Gegenſtände der Skulptur und kamen überein, daß, da doch nun einmal die Antike ihr hauptſächliches Terrain bleibt, die modernen Künſtler die Sujets nehmen müßten, die zwiſchen den von den Alten ge- und verbrauchten lägen. Seine Eurydice iſt ſchon ein ſolches. Auf dieſes Geſpräch bezogen ſich folgende Zeilen, die ich ihm zum Abſchied zuſchickte:

Das Altertum iſt ein großes Buch,
Drin viele täten ſchreiben;
Die Leute rufen: „Es iſt genug,
Ihr Künſtler, laßt's nun bleiben!"

Du aber haſt Dich zum Buche gewandt,
Furchtlos ſonder Wanken und Weilen!
Und ſchreibſt mit feſter, gewaltiger Hand
Gar Schönes zwiſchen die Zeilen.

Wachs empfingen mich überaus angenehm. Der Bruder ſagte mir durch verſtändiges, ſolides Weſen ſehr zu; die Schweſter, Henriette Paalzow, war ein Muſter von freundlichem, gewinnendem Weſen. Gegen Naturen wie die ihre iſt man in Deutſchland immer ungerecht. Meiſtenteils ſuchen die Menſchen ſich bei uns gefliſſentlich unartig und nonchalant darzuſtellen, und darum werden denn diejenigen verketzert, welche, mit Sinn, Verſtand und Takt begabt, einen Wert darauf legen, anderen zu gefallen. Dies nennt man manieriert, abſichtlich, übertrieben. Es iſt wenigſtens eine beſſere Manier, als die gewöhnliche.

Bei Schinkel ſah ich endlich auch die Zeichnungen zum Muſeum, von welchen ich ſchon ſo vieles gehört hatte. Dieſe Zeichnungen – in Aquarell entworfen – ſind ein ganz außerordentliches Werk; ſie verſchmelzen das Antike und Mythiſche mit dem Nächſten, Modernen, Sentimentalen ſo natürlich, ſie geben dabei einen ſolchen Reichtum von Ideen und Motiven, daß man vor dem erfindenden Geiſte dieſes Meiſters erſtaunen muß. Ich glaube, ausgeführt würden ſie eine Epoche in der Kunſt machen. Daß es noch nicht geſchehen, daran iſt der König ſchuld, der ſie nicht liebt. Wenn ich mir den Schmerz des Mannes, der dieſe Sachen in ſeinem Zimmer verſperrt halten muß, dachte und

Digitized by Google

dann ſah, wie gefaßt er ihn zu verbergen weiß, ſo konnte er mir als ein Vorbild gelten. Hoffentlich wird ja der Kronprinz einmal zur Regierung gelangen und dieſe, wie ſo manche andere Gefangene befreien.

Ich befand mich unter den Leuten ſehr wohl, ich habe doch eigentlich eine wahre Narrenneigung zur bildenden Kunſt; ſie kamen mir gut und zutraulich entgegen und hätten mich wohl gerne dort behalten. Sie klagten alle über den Mangel eines fröhlich zuſammenlebenden und Produktionen austauſchenden Zirkels.

Von ſonſtigen Berliner Portraits und Begegnungen notiere ich noch Alexander von Humboldt, den ich mehrmals ſah. Die enorme Gelehrſamkeit, die Eleganz der Mitteilung, das Streben, ſich über jedes, wovon er irgendeine Bereicherung für ſich ſelbſt hoffen durfte, au fait zu ſetzen, machten mir dieſe europäiſche Figur ſehr intereſſant. Leider iſt er Mode und Höfling, dieſe Verhältniſſe zwingen ihn in Verbindung mit ſeinem eigenen Naturell, oft den Unterhaltenden zu ſpielen, d. h. Anekdötchen zu erzählen und Späßchen zu machen.

Eines Mittags fragte ich ihn aber, da ich wieder in meinen Gedanken auf Montezuma gefallen war, über Mexico aus, und da ergoß er ſich in einen wahren Strom bedeutender Notizen und lichtvoller Andeutungen.

Graf Redern hatte ihm vom neuen Hofer geſagt, und ſogleich hatte er gegen ihn den Wunſch ausgeſprochen, denſelben kennen zu lernen. Ich nahm dies anfangs für ein Kompliment und wollte die Sache ablehnen, allein Redern ſagte mir, daß es Humboldts Ernſt ſei, und daß er nach allem Neuen, wovon er etwas erwarte, das lebendigſte Verlangen hege. Er äußerte ſich nach der Vorleſung ſo, daß ich merkte, daß er gefolgt war.

Humboldts Äußeres hatte ich mir etwas anders, höfiſcher, vornehmer, parlamentariſcher, möchte ich ſagen, gedacht. Er hat etwas, was zwiſchen Abbé und franzöſiſchem Maître mitten inneſteht.

Steffens iſt ſehr viel in Geſellſchaften, war daher, außer unter vielen, wenig zu haben; doch machte ich mit ihm einen Spaziergang à deux im Tiergarten. Ein ausdrucksvoller Kopf, ſeine Stirn, ſchöne Naſe, etwas norwegiſch-däniſcher Anflug im Sprechtone. Sehr lebendig, viel redend, dozierend.

Er ſagte mir unter anderem, daß er den jungen Leuten immer vorhalte, Philoſophie ſei keine Elementarwiſſenſchaft; erſt wenn man ſich

Digitized by Google

Die Mode im Jahre 1832
Nach einer Lithographie von Paul Gavarni

Digitized by Google

in der ganzen Breite der Empirie umgesehen, könne man zu ihr gelangen; sie sei der Lohn eines wohlgeführten Lebens. Das Berliner Leben hat für ihn auch etwas Unbehagliches, die trockene Hast, worin es sich umschwingt, macht ihm nicht wohl. Ich nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine religiöse Stellung zu reden, worüber er sich sehr ernst und würdig ausdrückte.

Schleiermacher hörte ich über den Text: „Bittet, so wird euch gegeben" predigen, also eine Betrachtung über das Gebet und die Art, wie dasselbe zu verrichten, anstellen. Es war eine recht gute Exegese der Textesworte, in der mir nur der Satz wieder sehr auffallend war, daß Gott auch des wahren Gebetes bedürfe, weil nur dadurch sein Reich kommen könne. Also wieder Gott in eine gewisse Sphäre der Notwendigkeit versetzt, ein Grundton vieler Schleiermacherschen Vorstellungsweisen. Steffens spricht ihm geradezu das Christentum ab; so weit möchte ich nun nicht gehen, ich möchte nur sagen, er predige in diesem Vergeistigen und Verflüchtigen der evangelischen Momente, in diesem Friedenschließen zwischen Bildung und Religion das Christentum der Verständigen, das einzige, was diesen zugänglich gemacht werden kann, also freilich nicht das der Demütigen, Zerknirschten.

Chamisso empfing mich als weiß- und langhaariger Erzvater in einer tabakdurchräucherten Stube und fing gleich nach den Einleitungsreden in seiner holprigen Sprechweise über den Verfall der Poesie und Literatur zu klagen an. Da mich nun diese höchst ungerechten Nänien immer aufbringen, so fuhr ich ihn ebenso holprig an: „Ihr denkt immer, weil in Eurem sandigen Berlin nichts entsteht, so sei überall die Laterne ausgegangen." Hierauf versetzte er, ohne es übelzunehmen, gutmütig: „Es ist wahr. Jeder pfeifet nur aus dem Loche, worin er sitzet!"

v. Eichendorff, eine grundehrliche, gewissermaßen schwäbische Dichternatur, mutete mich sehr an. Er hat ein Lustspiel geschrieben „Die Freier", voll vortrefflicher Späße und Vorspiele, nur zu shakespearisierend.

(Gustav zu Putlitz, „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke".)

Bericht über die Berliner Kunstausstellung 1840.

Ich durchlaufe die Säle, um noch einiges landschaftliche Leseholz zusammenzubringen; was ich aber finde, ist, beim Licht besehen, nicht des Aufhebens wert. Man müßte denn nach jenem Strohschmuck

greifen, der im Katalog „Ophelia aus Hamlet" heißt; allein Gott behüte, daß ihm die kritiſche Fackel nahekomme. Wahnſinnsſzene; ſtarrt von Halmen wie ein Spatzenneſt; ſingt: „O pfui, was ſoll das ſein?" Als Vierziger kann dieſe Ophelia gute Dienſte leiſten, go to a nunnery! In einen Strohſack, in einen Strohſack! Wenn du heirateſt, ſo gebe ich dir dieſen Fluch zur Ausſteuer: Sei ſo leer wie eine ausgedroſchene Sange, ſo fad und ſaftlos wie Packſüllſel, an dem ein hungriger Klepper nagt, und du entgehſt doch dem Türſchilde nicht. Geh in ein Kloſter! Laß dich als Kniekranz einem Scheuerweib unterſchieben; laß dich in einen Querpolſter ſtopfen; in den Korb einer glucksenden Henne ſtreuen; oder willſt du durchaus in eine Kunſtausſtellung, ſo bleib in der Emballage und laß dich als Futterſack um die Ohren eines Eſels hängen, go to a nunnery! in einen alten Rekrutenſtiefel! und mit dieſem in ein Kloſter! Geh, und das ſchleunig! Ich weiß von euren Malereien Beſcheid, recht gut. Gott hat euch einen Pinſel in die Hand gegeben, und ihr malt, als wär' der Farbentopf ein ganz anderes Gefäß. Mit jedem Jahre werdet ihr matter, unerfreulicher, ſeelenloſer. Ihr ſchniegelt, bügelt, glättet und verhunzt Gottes Kreaturen und ſtellt aus Leichtfertigkeit ſtatt Kunſtgemälde Aufhängeſchilder auf. Geht mir! nichts weiter davon! es hat mich toll gemacht. Ich ſage, wir wollen nichts mehr von euren Kreuzfahrern, Seeräubern und trauernden Schinderhänſen wiſſen. Schade genug um das zweiſchläfrige Bettlaken, das von oben bis unten beſudelt iſt; die übrigen ſollen bleiben, wie ſie ſind. In ein Kloſter! Geh!

(„Der Freimüthige.")

Lieber guter Holweg! Hätte ich doch bei Ihrem Aufenthalt hier ſchon ſo tief das Geſchick des armen Malers eingeſehen, für den ich in dieſem Brief auch Ihre Milde anſprechen will; allein damals war er hier im Horniſchen Irrenhaus, wohin er auf Veranlaſſung der Frau, zwar mit ganz gebrochenen Kräften, aber doch noch mit Beſinnung gekommen war; ſeine gänzlich niedergeſchlagene geiſtige Fähigkeit in der Kunſt, Mutloſigkeit, ja Unvermögen, das Geringſte zu tun, ſollte durch ſtrenge Behandlung gehoben werden. Zwangsjacken, Spaniſche Fliegen, Hohe Tuſchen auf die Wunden, Hunger, harte Arbeiten unter züchtigender Aufſicht, häufige Brechmittel, dies alles iſt

Digitized by Google

während 4 Monaten mit Vernachläſſigung aller reinlichen Pflege an dieſem ſanften, weichherzigen Kranken verübt worden; die Folge war, daß er nach dieſer Zeit, als ganz unheilbar blödſinnig von dem Arzt Horn entlaſſen, zur Frau zurückkehrte, die ihn nun ſchon wieder ſeit 6 Monaten aus Unverſtand und Ungeduld, aus heftigem Temperament auf die unverſtändigſte Weiſe behandelt. Ein guter Schutzengel hat mich zu dieſem armen Schutzverlaſſenen geführt, ich habe gleich ſeine Lage durchſchaut, ich habe Ärzte zu ihm geführt und von dieſen erfahren, es ſei noch ein Strahl von Hoffnung, allein es müſſe ſchnelle Hilfe ſein, und er dürfe durchaus nicht mehr in der Lage bleiben, in welcher ſein Geiſt ſo gedrückt ſei, daß er ſich ſchämen würde, ſich aus ſeinem Wahnſinn loszuwickeln; damit er nur nicht bekennen dürfe, daß er ſich der Schmach bewußt ſei, die er im Irrenhauſe ertragen, und die er noch täglich von der Frau ertragen muß. Wenn ich Ihnen den Namen Blechen nenne, ſo werden Sie ſein Verdienſt zu ſchätzen wiſſen und auch einen Teil ſeines Verhältniſſes erraten, das ihn in dieſen jammervollen Zuſtand brachte. Die Bilder, die er ſeiner letzten Zeit gemalt, und worauf eine große Abſpannung folgte, waren mit ſo gewaltiger Phantaſie, die, im Zügel gehalten und der Natur treu ſich anſchmiegend, das Unmögliche auf die Leinewand zauberte. In jedem kleinen Gegenſtand ſpiegelte ſich die Aufregung des Gemütes, in dem die Natur wühlt, um ihm begreiflich zu werden; dabei iſt alles aufs innigſte mit Fleiß und Demut vollendet und in der Harmonie wie in einem Netz gefangen; unmöglich iſt es, höheres Genie in irgendeinem Kunſtwerk jetzt lebender Künſtler zu entdecken. Allein, wie dem Fruchtbaum, je edler er iſt, auch das Klima um ſo günſtiger ſein muß, um ihn vor Verderben zu ſchützen, ſo ſcheint es auch bei dem Menſchen der Fall zu ſein, deſſen Intellektion ſo vom Genius aufgereizt iſt, daß er mehr ſchafft, als er ſelber begreift. Ich irre nicht, wenn ich Blechens geſtörte Organiſation dem Mangel an Teilnahme und Begriff ſeiner Mitwelt zuſchreibe. Noch erhitzt von den Steigerungen ſeines Inneren bei ſo kühnen Viſionen, prallte er von allen Seiten an das mauerfeſte Gefängnis der Philiſterwelt, die ihn umgab; kaltes Mißverſtehen, blödſinniges Urteil, neidiſches Verzerren ſeiner gigantiſchen Verſuche machten ihn raſend, und kein Tröpfchen Tau ſollte ihn erquicken, – Entzweiung mit ſich ſelber, Verwirrung ſeines Inſtinktes war die Folge!

– War es optiſcher Betrug, daß er die Welt ſo ſchaute, war er's allein, dem die kühnen Maſſen, die er auf die Berge und Felſen pflanzte, ſo edel und groß erſchienen? – Und das Licht, das aus ſeinem Pinſel ſtrömte, ſollte das bloß Fiktion ſein und keine Wahrheit? – Dieſe Streitfragen haben ihn gewaltiger angegriffen wie wohl keinen anderen, denn ſein alles ſtand auf dem Spiel, denn er war durchdrungen vom Geiſt ſeiner Zeit, es hatte kein anderer Nebenzweck Platz in ſeiner Seele. Kein Willkomm in der Außenwelt, keine Ruhe im Häuslichen, das ſchwer auf ihm laſtete, und das ganze Leben durch die Eiferſucht, Geldgier, Zorn uſw. der viel älteren Frau zum Marterpflock gemacht und durch ſie von jeder Annäherung, die ihm Troſt und Stütze werden konnte, gehindert: dies iſt eine flüchtige Skizze von dem, was dieſem Unglücksmenſchen den Untergang bereitete. Jetzt iſt er in aller Abgeſchloſſenheit mit dieſer Frau, die ihm geſpenſtiſch früher jede Hoffnung verleidete und jetzt ihn wie ein Kind züchtigt, wenn er nicht folgen will, ihm jeden Genuß raubend, denn ſie reißt ihm den Apfel aus der Hand. – Muß es da nicht ſeiner wahnſinnigen Verzweiflung vormalen, es ſei nichts mit ihm, das ganze Leben ſei nur dieſe Frau, die ihn an der Kette führt? – Wo ſoll er Hoffnung ſchöpfen, wenn auf einen Augenblick Licht in ſeine Seele fällt und er ſieht nichts wie die ſtarre Wirklichkeit, die Frau, die ihn, jede innere und äußere Bewegung mißverſtehend, durchs Leben ſchlappt! – Ich habe ihn mehrere Tage beobachtet, habe Ärzte zu ihm geführt, die zwar einen Strahl von Hoffnung geben, wenn er, aus ſeiner Lage herausgeriſſen, mit Freundeshand gelenkt, in fremde Gegenden Reiſen machte, wo er früher die Skizzen zu Bildern gemacht hat, die leider jetzt ſchon alle verkauft ſind.

Der Wert ſeiner Bilder iſt zwar aufs höchſte geſtiegen, allein die Kunſthändler, die ſie in Händen haben, ſind zu ſehr durch den Handel abgehärtet, um zu begreifen, daß, wenn ein Bild, was ſie mit 20 Louisdor kaufen, ihnen jetzt mit 80 und 100 bezahlt wird, ſie doch wenigſtens etwas dem armen Geiſteszerrütteten könnten davon zukommen laſſen. – Als ich bei ihm geweſen war und mit den Ärzten geſprochen hatte, habe ich auf bloßen inneren Antrieb, ohne zu wiſſen, wie mir's möglich ſein werde, das ganze Geſchick des Malers auf mich genommen. Obſchon ich kein Geld habe, über das ich frei disponieren könnte, ſo verſprach ich, Hilfe zu ſchaffen, und habe ſeitdem einen glücklichen

Anfang gemacht. Ich kaufte eine Landſchaft von ihm an mich, die zwar klein, aber von der ſchönſten Farbenvollendung iſt, eine Anſicht aus dem Park in Terni. Ein kleiner See, umgeben von hohem Laubholz, hinter welchem ſich eine felſige Gebirgskette hinzieht, die den kriſtallblauen Reflex des Himmels in ihre ſpiegelglatten dunkelen Baſaltflächen aufnimmt, die Kühle entſtrömt dem Waldgrund und ſteigt aus dem blauen See, in dem ſich zwei Mädchen baden, während im Vordergrund die heiße Atmoſphäre die harzſchwitzenden Bäume umdämpft. Von dieſer kleinen, aber bewundernswürdigen Landſchaft habe ich eine Lotterie gemacht, das Los zu einem Louisdor, unter der Protektion der Frau Kronprinzeſſin, deren Mildtätigkeit zu groß iſt, als daß ſie über irgend etwas verfügen könnte; ſie hat mir aber durch ihre tätige Teilnahme 30 Louisdor erworben; ich ſelbſt habe 36 Loſe bis jetzt abgeſetzt, mehrere ſind noch im Kurs und werden von den Teilnehmenden unterzubringen geſucht. Nun frage ich Sie, lieber Holweg, ob Sie mich auch in dem ſchwierigen Unternehmen unterſtützen wollen, für dieſen verdienſtvollen Geiſteskranken eine Summe zu ſammeln, für welche er eine Kur gebrauchen könnte, welche die Ärzte als einzigen möglichen Rettungsverſuch vorſchlagen, nämlich, unter Aufſicht eines verſtändigen Freundes ihn eine Reiſe machen zu laſſen, zuerſt in ein Bad, wahrſcheinlich Gaſtein, und dann weiter nach Italien?

(Kern, „Carl Blechen".)

Die Mode.

Kleidung und Luxus.

Adolph von Schaden, auch einer jener längſt vergeſſenen Berliner Chroniſten, beſchwert ſich ſchon 1822, kurz nach dem Kriege, über den unerhörten Kleiderluxus, der ſelbſt von den mittleren und armen Kreiſen Berlins geübt wird; eine Beſchwerde, die uns, wenn wir das Heute betrachten, recht unangebracht ſcheint.

Otto Bähr, dem wir viele nette Mitteilungen verdanken, gibt ein ziemlich genaues Bild der Entwicklung der Mode und der Dinge, die man brauchte, um geſellſchaftlich möglich zu ſein.

Die **Baronin Caroline de la Motte-Fouqué** äußert ſich in ihren „Briefen über Berlin" über all den bunten Tand, der zur Eleganz gehörte, und deſſen Geſchmack, genau wie noch heute, von Paris diktiert wurde. Und wirklich waren ja auch in Paris in dieſer Zeit und ſpäter keine ſchlechten Künſtler am Werk, um eine geſchmackvolle Mode zu ſchaffen. Iſt doch Gavarni mit ſeiner köſtlichen Grazie einer der Hauptzeichner von Modeblättern in der Biedermeierzeit.

Ein anderer Berliner Chroniſt zeigt endlich die Fäden auf, die von den Vorlieben der Zeit – von ihren hiſtoriſchen Intereſſen, ihren Theaterintereſſen, ihrer orientaliſchen Romantik – zu Kleidung und Mode hinüberführten.

Kleider- und Möbelluxus.

Die Sprichworte: „Man ſieht mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen", und: „Das Kleid macht den Mann, das Fräulein, die Frau", hat ſicher ein Berliner erfunden.

Der Luxus in jenen Gegenſtänden überſteigt allen Glauben. Ein großer Teil der Einwohner ſtammt urſprünglich aus Holland, von wo, als eine Überſchwemmung die Niederlande verwüſtete, die Ahnen zur Zeit Albrechts des Bären ſich nach Berlin wendeten, um ſich dort anzuſiedeln.

Die Ängſtlichkeit, mit welcher die Berliner ihre ſogenannten Putzſtuben wahrnehmen, deutet auf jene urſprüngliche Abſtammung.

Digitized by Google

Eine ſolche Putzſtube hält jedermann, wer es nur einigermaßen ausführbar machen kann, Schuſter und Schneider nicht ausgeſchloſſen, und wer nicht Geld genug hat, das Prunkgemach würdig auszuſtatten, borgt das Ameublement und macht monatliche Abſchlagszahlungen.

Nur wenn Beſuch ſich einſtellt, wird ſolche Putzſtube eröffnet, außerdem behilft ſich die ganze Familie nicht ſelten in einem einzigen engen Hintergemache, und der Hauswirt getraut ſich kaum, in dem Prunkgemache auf dem eigenen Sofa Platz zu nehmen.

Gleichen Schritt mit dieſem hält der Kleiderluxus; von der Putzſucht der Damen wird in dieſem Werkchen anderwärts ſchon erwähnt, doch auch die Herren bleiben hierin nicht hinter dem ſchönen Geſchlechte zurück. Wer ſich jedes Jahr ein Paar neue Röcke, zwei Paar neue Beinkleider, ein halb Dutzend Weſten und einen Hut anſchafft - mit welcher Garderobe ein Herr füglich beinahe drei Jahre ausreichen kann - iſt noch lange kein Zierbengel, ſondern er folgt nur der einmal herkömmlichen Norm, ohne deren Beobachtung man nicht mit unter die anſtändigen Leute gezählt wird.

Das Schlimmſte bei der Sache bleibt, daß dieſem Möbel- und Kleiderluxus ſelbſt Leute frönen, deren Einkünfte keineswegs geeignet ſind, ſolchen Aufwand zu decken. Unter dieſen Leuten ſtehen die ſubalternen Staatsbeamten obenan. Mancher ſogenannte Geheimſekretär oder dergleichen, der verheiratet iſt und vielleicht ein Gehalt von 600 - 800 Taler bezieht, bezahlt 150 Taler Miete, 100 Taler koſtet der Unterhalt eines Domeſtiken, und der Reſt der Einnahme iſt beinahe nötig, den Möbel- und Kleiderbedarf zu decken, es fragt ſich aber: wovon nun leben? - Ih nun, es iſt ſchon einmal in der Welt in allen Dingen nicht anders: Neben dem Zuviel ſteht immer das Zuwenig! Dieſelben Leute, welche ſo herrlich wohnen und ſo koſtbar ſich kleiden, trinken in der Früh ungemein dünnen Zichorienſaft, eſſen mittags einen wie den andern Tag bloß Kartoffeln und begnügen ſich abends mit einem dünnen Butterſchnittchen. Nichtsdeſtoweniger vermag dieſe übertriebene Frugalität die anderweitige Verſchwendung keineswegs gutzumachen und die Schuldbücher der berühmten Kleiderverfertiger - wie ſich hier die Schneider nennen - ſind über und über, und zwar größtenteils, mit Namen angefüllt, welche man hier zu finden nicht erwarten ſollte.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenſeiten“.)

Als Kleid für den Oberkörper war der Frack noch weit mehr herrſchend als jetzt. Manche ältere Herren erſchienen ſtets in ſolchem. So auch der Altmeiſter Spohr bis zu ſeinem im Jahre 1859 erfolgten Tode. Dabei wurde die Uhr in einer beſonderen, rechts am oberen Rande des Beinkleides befindlichen Taſche getragen, ſo daß die Uhrkette, womöglich mit zahlreichen Berloques, etwa handbreit unter der Weſte herabhing, was ſich, zumal bei wohlbeleibten Herren, ſehr ſtattlich ausnahm. Die Beinkleider wurden bereits durchweg lang getragen. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts – kurze Beinkleider mit Schuh und Strümpfen – war nur noch für einzelne Hofanzüge vorgeſchrieben. Eine Mannigfaltigkeit an Überziehkleidern, wie wir ſie jetzt beſitzen, gab es nicht. Man hatte nur ein Kleidungsſtück dieſer Art, den Mantel. Derſelbe war lang und weit und hatte in der Regel noch einen großen, vielleicht ſogar mehrere bis zur Hälfte über ihn herabhängende Kragen. Wer einen Mantel beſaß, beſaß ihn fürs Leben. Er wurde umgetan, ſobald es kalt wurde, und wiederabgelegt, wenn es warm wurde. Kleider für die Zwiſchenſtadien waren nicht vorhanden. Das Wort „Paletot" war noch völlig unbekannt. Als Halsbekleidung waren Halstücher und (ziemliche ſteife) Halsbinden üblich. Der „Schlips" mit allen ſeinen Surrogaten iſt neuern Urſprungs. Der Hemdkragen wurde meiſt in die Höhe gerichtet getragen, ſo daß die ſteif geſtärkten Spitzen hervorragten. Für dieſelben wurde nach einer albernen Anekdote der Name „Vatermörder" üblich[1]). Als Kopfbedeckung kannte man nur hohe (Zylinder-) Hüte und Mützen. Die mannigfaltigen niedrigen Hüte, welche jetzt von Männern aller Stände im gewöhnlichen Verkehr getragen werden, kamen erſt etwa ſeit 1850 auf. Mit dieſer Veränderung der Huttracht ſcheint es auch zuſammenzuhängen, daß das früher übliche Trauerzeichen für Herren, eine ſchwarze Florbinde um den Hut (für Knaben eine ſolche um den Arm), faſt ganz außer Übung gekommen iſt. Die Fußbekleidung war der jetzigen gleich. Manche ältere Herren trugen jedoch noch hohe Stiefel, hie und da ſogar mit gelben Stulpen. Doppelſohlen, wie wir ſie heute zum Schutz gegen Näſſe tragen, kannte man noch nicht. Ebenſo waren Überſchuhe für Herren

[1]) Man erzählte nämlich, daß jemand, der beim Wiederſehen ſeinen Vater geküßt, dieſen mit den Spitzen ſeines Hemdkragens tödlich verwundet habe.

unbekannt. Jedoch trugen ältere Herren im Winter mitunter Filzschuhe. Handschuhe trugen Herren auf Bällen und bei ähnlichen festlichen Gelegenheiten; außerdem im Winter gegen die Kälte. Im gewöhnlichen Leben konnte man, ohne als unfein zu gelten, auch ohne Handschuhe einhergehen. Unter den Taschentüchern galten die buntseidenen für die feinsten. Weiße leinene Taschentücher waren bei Herren nicht üblich.

Frauen hatten auch damals schon seidene Kleider, aber meist in sehr bescheidener Anzahl. Sie konnten, ohne aufzufallen, mit dem nämlichen Kleide in vielen Gesellschaften erscheinen. Vorherrschend war jedoch Wolle und vor allem Baumwolle. Auch für die Töchter höherer Stände war es nicht unanständig, im einfachen Kattunkleide zu gehen. Sammet und Atlas galten als eine besondere Zierde der Kleider. Vielfach ward aber auch Baumwollen-Sammet („Manchester") verwendet. Die Farben und Muster der Kleider waren bei weitem nicht so schön wie die heutigen. Die prachtvollen Anilinfarben (sic!) sind erst neue Erfindung. Für das Machen der Kleider fehlte vor allem die Nähmaschine. Man konnte deshalb in der Anfertigung von Besätzen und ähnlichen Zieraten noch nicht mit einer so ungeheuren Verschwendung zu Werke gehen wie jetzt. Stickwerke als Zierden des Anzuges waren auch schon damals üblich. Aber sie beschränkten sich auf wenige Arten. Eine Menge Stickereien, welche das vorige Jahrhundert kannte, und welche die Neuzeit wiederaufgegriffen hat, waren damals außer Übung gekommen.

Daß wir hier auf die einzelnen Arten von Moden, die auch schon damals vielfach wechselten, eingehen sollten, wird gewiß niemand erwarten. Nur das läßt sich sagen, daß damals die Frauenkleider durchweg kürzer getragen wurden, so daß eine Schleppe niemals vorkam. Das Kleid war in der Regel mit einem Gürtel versehen; oder es wurde auch ein besonderer Gürtel dazu getragen, der sich beim Ballanzuge zu einer Schärpe mit langer Schleife vergrößerte. Im Hause trug man noch vielfach zur Schonung des Kleides eine Schürze, aber keine elegante von Seidenzeug. Jüngere Frauen und Mädchen trugen auch im gewöhnlichen Anzug oft kurze Ärmel. Dazu wurden dann oft lange Handschuhe getragen, welche zugleich den Arm bedeckten. Sonst aber waren die Handschuhe der Frauen kurz. Handschuhe mit Knöpfen kannte man noch nicht. Glacéhandschuhe waren weit seltener als jetzt. Für fein galten auch Handschuhe von Wildleder. Als Fußbekleidung trugen die

Frauen regelmäßig Schuhe, Stiefel nur zum Schutze bei Schnee- und Regenwetter. Die letzteren wurden mit Schnüren zugemacht und waren derb und unschön. Von den eleganten Stiefeletten der Gegenwart war keine Rede. Die feinere Fußbekleidung war allein der Schuh von Leder oder auch von Zeug. Er wurde mit Kreuzbändern über dem Rist befestigt. Hohe Absätze trug nur, wer klein war und groß erscheinen wollte. Überschuhe von der jetzigen Art kannte man auch für Frauen nicht; wohl aber „Galoschen", welche dadurch schützten, daß die Sohle auf hohen Klötzchen ruhte. Die Hüte der Frauen waren so mannigfaltig gestaltet wie heute; oft sehr groß. Hauben pflegten Frauen schon weit früher anzulegen, als dies jetzt geschieht; wie dies schon aus der alten Redensart sich ergibt: „unter die Haube kommen"[1]). Heute paßt diese Redensart nicht mehr, da unsre jüngeren Frauen Hauben nicht mehr tragen. Die Hauben der damaligen Zeit waren meist geschlossen, unter dem Kinn mit einer Schleife gebunden; die der älteren Damen oft von erstaunlicher Größe. Es gab Putzläden, worin man Putzsachen aller Art kaufen oder bestellen konnte.

Auch die Haartracht der Frauen wechselte mit der Mode. Fast durchweg aber trugen sie den Zopf, mit einem großen Kamm am Hinterkopf zusammengesteckt. Der Kamm war in der Regel von Horn. Feiner, aber auch weit teurer, war der Kamm von Schildpatt, den man sehr schonte, damit keine Zinken ausbrachen. Falsches Haar trugen wohl solche, die ihr Haar verloren hatten. Aber der kostspielige Handel mit falschen Zöpfen, wie er in der Neuzeit geblüht hat, war ganz unbekannt. Lange Zeit waren damals sogenannte Seidenlocken in Mode. Es waren das Locken von gefärbter roher Seide, die in zwei dicken Wulsten zusammengebauscht vor der Stirn hingen und mittels eines um den Kopf gebundenen Bandes befestigt wurden. Jede Dame suchte sich die zu ihrer Haarfarbe passende im Laden aus. Es war dies eine recht häßliche Tracht; aber sie war bequem, da man damit schnell dem Haarwerk ein Ansehen geben konnte. Dafür bestand um so mehr ein Bedürfnis, als nur sehr wenige Frauen sich der ständigen Beihilfe eines Friseurs bedienten. Junge Mädchen trugen meist schlichtes Haar, oft mit „Schmachtlocken" hinter den Ohren.

[1]) Daß die Frau eine Haube trägt, ist ursprünglich eine jüdische Sitte. Die verheiratete Jüdin durfte ihr Haar nicht sehen lassen.

Was die kosmetiſchen Mittel betrifft, ſo wurde natürlich Seife gebraucht, aber meiſt die natürliche Waſchſeife, wie ſie der Seifenſieder lieferte. Es gab auch ſchon wohlriechende Seifen, aber ſie waren ſehr teuer. Die große Menge Toilettenſeifen, die man heute führt, war unbekannt. Zum Teil ſind dieſe Seifen erſt ein Produkt aus der Bearbeitung des Steinkohlenteers, der bei der Gasbereitung gewonnen wird. Als Mittel des Wohlgeruchs kannte man das Kölniſche Waſſer. Auch ſtreute man wohl unter die Wäſche, um ſie zu durchduften, Roſenblätter, Lavendel oder Reſeda. Alle die Dufteſſenzen aber, die man heute bereitet und nach dem Namen aller möglichen Blumen benennt, waren noch unbekannt; nur etwa das bereits in den Apotheken vorhandene Roſenöl und Roſenwaſſer ausgenommen.

Die Schminke, die im vorigen Jahrhundert eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, war für anſtändige Frauen aus der Mode gekommen. Nur auf dem Theater hielt man ſie für berechtigt. Das Wiederaufleben derſelben in der höheren Geſellſchaft iſt erſt eine Errungenſchaft der neueren Zeit. Ähnlich verhielt es ſich mit dem Fächer. Ererbte, oft recht ſchöne Fächer lagen als alte Scharteken in den Kiſten. Niemand brauchte ſie mehr. Erſt die Neuzeit hat wieder den Fächer zu einem Hauptgegenſtand des Damenluxus erhoben.

Pelzſachen wurden auch ſchon damals von beiden Geſchlechtern getragen, jedoch bei weitem nicht ſo häufig als jetzt. Auch verwertete man damals noch geringere Pelze. Die Muffe der Damen waren ſelten, aber wohl zwei- bis dreimal ſo groß als die heutigen. Etwas ſpäter kam auch die „Boa" auf, ein langer Pelzſtreifen, den man um den Hals trug; inzwiſchen iſt ſie ſchon wieder verſchwunden.

Als Schmuck waren Goldſachen ſehr beliebt. Tuchnadeln, Ketten und Halsbänder, Ringe und Ohrringe wurden, wenn auch minder prachtvoll als heute, getragen; letztgenannte vielleicht noch häufiger als jetzt, da die Neigung der Frauen, ſich die Ohren durchbohren zu laſſen, abgenommen hat. Ganz unbekannt war damals noch die „Broſche". Sie iſt erſt ſpäter aufgekommen.

Uhren waren der ausſchließliche Beſitz der beſſeren Stände. Man dachte nicht daran, daß ein jeder bis zum Kutſcher und Tagelöhner herab eine Uhr haben müſſe. Die Uhren waren, zumal wenn ſie Repetieruhren waren, meiſt groß und dick; gingen aber nicht ſehr genau.

Digitized by Google

Anker- und Zylinderuhren kannte man noch nicht. Wohlhabende Frauen führten kleinere Damenuhren, aber nur als Schmuck, wenn sie in Gesellschaft gingen; selten zu Hause. Sie trugen dieselben an einer um den Hals gehenden Kette im Gürtel.

Natürlich trug man auch damals schon Brillen, wenn auch nicht so häufig wie jetzt, da die Zahl der Kurzsichtigen zugenommen zu haben scheint. Die Brillen hatten meist große runde Gläser und ein plumpes Gestell von Horn oder Stahl. Bemittelte trugen wohl silberne, seltener goldene Brillen. Die zierlichen goldenen Brillen, die man jetzt trägt, waren unbekannt.

Das Geld, welches man bei sich führte, bewahrte man in einem Geldbeutel, d. h. in einem wirklichen kleinen Beutel, der oben offen war und mit zwei Schnüren zugezogen wurde. An die Stelle der Schnüre trat öfters auch ein durch eine Feder geschlossener Bügel. Etwas später kamen die sogenannten Ziehbeutel auf; lange, auf beiden Seiten geschlossene Beutel. Durch einen in der Mitte befindlichen Schlitz wurde das Geld hineingesteckt, nach den Enden geschoben und dort durch einen vorgeschobenen Metallring festgehalten. Alle diese Geldbeutel konnten sehr reich ausgestattet und namentlich mit Stickereien (z. B. von Perlen) versehen werden, waren deshalb eine beliebte Damenarbeit zum Geschenk für Herren. Man erzählt von einem Fürsten, daß er eine ganze Schieblade voll solcher ihm geschenkten Geldbeutel besessen, und daß er mitunter stundenlang vor derselben geweilt habe, um den schönsten darunter sich zum Gebrauch auszusuchen. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden die Geldtäschchen üblich. Sie wurden zur Notwendigkeit, weil das kursierende Papiergeld in den Beuteln keine gute Stelle fand. Heute ist das Geldtäschchen allein herrschend, und der „Geldbeutel" lebt nur noch im figürlichen Sinne des Wortes fort.

Endlich noch die Regenschirme. Bei ihnen konkurrierte mit dem seidnen auch noch der baumwollne als gleichberechtigt. Sie waren in der Regel so groß, daß zwei Personen darunter Platz fanden. Die Gestelle waren plump, die Rippen von Fischbein; unten prangte eine große messingne Spitze. Ein solcher Regenschirm war ein recht ungeschlachtes Möbel. Erst im Laufe der späteren Jahrzehnte kamen die zierlichen seidenen Schirme mit eisernem Gestelle auf, wie sie jetzt allgemein üb-

lich ſind. Auch den Sonnenſchirmen fehlte ganz und gar die Eleganz der jetzigen. Zu Anfang der 1850er Jahre erſchien zuerſt der Entoutcas. Die Knickſchirme, welche vor einiger Zeit üblich waren, ſind ſchon wieder vorübergegangen.

(Otto Bähr, „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren".)

Du weißt aus Kupferſtichen und dieſen beigefügten Schilderungen, was die Mode in ihrem kleinen Reiche mühſelig hin und her wirft, um das Wechſelſpiel der Erneuerung in ſtetem Umtriebe zu erhalten. Sie bewegt ſich in einem engen Kreiſe und gebietet über geringe Mittel, gleichwohl wird ſie nicht müde, ſich mit beiden unaufhörlich zu verſuchen. Paris bleibt ihr Lieblingsſchauplatz, und unüberwindlicher als Buonaparte ſtreckt ſie ihren Zepter von dort heute wie ehemals über Europas fernſte Gebiete aus. Überall ſieht man Pariſer Roben, Blumen, Bänder, Hüte und Schuhe; es ſcheint, dieſe Requiſite der Geſellſchaftsſäle werden in dem Maße unentbehrlicher, als die Anſprüche auf Eleganz zunehmen . . . . .

In dieſem Sinne wage ich es denn, auch Dich an unſere Puttiſche, in unſre Läden zu führen. Du ſiehſt die niedlichſten Kleinigkeiten hier mit Einfachheit geordnet und geſchickt verteilt. Nichts Auffallendes, kein neckender Spott der liſtigen Gauklerin übte in dieſem Jahre ſein übermütiges Recht; Blumen und jene duftige Feder, die wie verdichtete Nebelluft Stirn und Haar umfließen, machten den Hauptſchmuck der Jugend. Es iſt ſonderbar, wie ſo alles in einen einmal angegebenen Charakter des Momentes eingreift; der gegenwärtige trug durchaus das Gepräge leichter, gefälliger Harmonie. Selbſt die anweſenden Ausländer wurden auf gleiche Weiſe überwunden, und überraſchend genug ſah man mehrere engliſche Frauen vieles von ihrer Eigentümlichkeit aufgeben und ſich dem herrſchenden Geiſte fügen.

(Caroline Baronin de la Motte-Fouqué, „Briefe über Berlin".)

Es wird jedem erinnerlich ſein, daß die Deutſchen mehr als jedes andere Volk zur Nachahmungsſucht geneigt ſind; trifft aber dieſer Vorwurf den Deutſchen im allgemeinen, ſo iſt er dem reichen und wohlhabenden Berliner ganz beſonders und vorzugsweiſe zur Laſt zu legen, und noch dazu in Dingen, die wir zwar nicht für direkte Sünde

Digitized by Google

ausgeben wollen, die aber ebenſowenig des Lobes würdig ſind. Zeigt ſich die Nachahmungsſucht des vornehmen und gebildeten Berliners darin, daß er ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft oder in dem, was das Leben bequem macht und demſelben nützlich iſt, die benachbarten Völker zum Vorbilde nimmt: ſo ſucht die Nachahmungsſucht des Reichen und weniger Gebildeten nur die Spielereien und Lächerlichkeiten derſelben Nationen auf. Auf dieſe Weiſe finden wir in Berlin die Trachten der meiſten europäiſchen Völker nachgeahmt, und eine junge Dame des reicheren Standes trägt oft die Moden vier verſchiedener Nationen an ſich, ohne auch nur eine Idee von der eigentlichen Nationalität derſelben zu haben. Dieſe Berlinerinnen ſind aber gerade diejenigen, welche auf den Ruf des ganzen weiblichen Geſchlechts dieſer Stadt nachteilig wirken, und die auf die geringeren Klaſſen einen Einfluß ausüben, der, wenn auch nicht ein allgemeines Verderben, doch den gänzlichen Verfall einer gewiſſen bürgerlichen Einfachheit zur Folge haben kann. Dem Beiſpiele des weiblichen Geſchlechts folgt das männliche, und es gibt tauſend und abermal tauſend junge Männer in Berlin, deren einziges Streben dahin gerichtet iſt, nach der Mode gekleidet zu gehen, ohne nur im entfernteſten daran zu denken, auch geiſtig mit der Zeit fortzuſchreiten und ſich das zu eigen zu machen, was dieſe im Gebiete des Wiſſens Neues erzeugt hat. Dabei aber will man namentlich in dieſem Stande richtiges Gefühl und wahren Geſchmack beſitzen, und während dieſe Mädchen und Frauen mit unerſättlicher Begierde alle Taſchenbücher, und was die belletriſtiſche Literatur ſonſt erzeugt, gleichſam verſchlingen, ſtudieren die jungen Männer das Konverſationslexikon, andere enzyklopädiſche Kompendien, den Schiller, Goethe und Walter Scott und zuletzt, um ſich die Krone der Bildung aufzuſetzen, Auszüge aus den Schriften Jean Pauls. Hat es der junge Berliner ſoweit gebracht und vielleicht zum Vergnügen eine Reiſe unternommen, ſo möchte es wohl ſchwerlich irgendeine Geſellſchaft geben, in der er nicht für gebildet und intereſſant, für geiſtreich und ſcharfſinnig, für witzig und humoriſtiſch, mit einem Worte, in der er nicht für ein Genie gehalten würde. Er weiß alle Neuigkeiten des In- und Auslandes, er fällt über dieſe oder jene welthiſtoriſche Begebenheit ein tiefes und gründliches Urteil, er tadelt dieſes oder jenes Trauer-, Schau- und Luſtſpiel, findet dieſen Schauſpieler einſeitig, jene Schauſpielerin talentlos,

Digitized by Google

dieſen Sänger ohne Geſchmack, jene Sängerin ohne Gefühl; er gibt genau an, wie alle dieſe zur wahren Ausbildung in der Kunſt gelangen können; jetzt ſpricht er über Kunſt, über Poeſie, Muſik und Malerei; in der letzteren hat er viel Schönes geſehen, er iſt in Dresden geweſen, hat drei Tage und jeden Tag ebenſoviel Stunden vor der Madonna Raffaels geſtanden, er ergießt ſich über die himmliſche und unvergleichliche Auffaſſung dieſes Meiſterwerkes, und der Schluß ſeiner geiſtreichen Vorleſung iſt endlich der, daß es in den ſchönen Künſten nur drei Sterne gebe, nämlich Schiller für die Dichtkunſt, Mozart für die Muſik, Raffael für die Malerei. Die Zuhörer und Zuhörerinnen ſind über dieſe Unterhaltung entzückt, ſchlürfen mit Wohlbehagen den Tee, ſehen zum Fenſter hinaus nach dem beſternten Himmel und fangen ein neues Geſpräch mit den Worten an: „In der Tat, dieſer Herbſtabend iſt unvergleichlich ſchön, nur etwas kühl, und es tut mir nicht leid, daß ich eine Enveloppe mitgenommen habe." – Auf ſolche Weiſe eröffnet irgendeine der jungen Damen eine neue Konverſation, die Nachbarin erkundigt ſich teilnehmend nach dem Stoffe der Enveloppe, äußert ihren Beifall oder das Gegenteil, nennt irgendein andres Zeug, ſpricht von den verſchiedenen Modefarben, über Schnitt und Form der Kleidungen, und nun wird das Geſpräch mehrere Stunden in der Art fortgeführt; man trennt ſich endlich, verſpricht, ſich auf dieſem oder jenem Balle wiederzuſehen, und geſteht offen, man habe ſich außerordentlich amüſiert.

(„Berlin, wie es iſt.")

Literariſche Kleinkunſt.

Gedichte, Orakelpuppen, Stammbücher.

Die hier vereinten altmodiſchen, vielgeſungenen Lieder ſind keineswegs nach dem Maßſtab des literariſchen Wertes ausgewählt, aber ſie ſind trotz oder gerade wegen ihrer Vulgarität außerordentlich bezeichnend für den Stil der Zeit und vermitteln uns durch Worte und Noten den Begriff ihres Weſens weit ſtärker, als das die reine Kunſtdichtung vermocht hätte. Wie beliebt ſie ſeinerzeit waren, ſieht man daran, daß viele von ihnen ſich noch bis heute erhalten haben und vom einfachen Volk geſchätzt werden.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutſch noch an Seele und Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrſchte noch ſittig verſchleierte Scham,
Man trug ſich fein, ehrbar und fand es nicht ſchön,
In griechiſcher Nacktheit auf Straßen zu gehn.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirtſchaft kein widriger Kram,
Sie las nicht Romane, ſie ging vor den Herd,
Und mehr war ein Kind als ein Schoßhund ihr wert.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, den ſie bekam.
Ein Handſchlag zu jener hochrühmlichen Zeit
Galt mehr als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da ruhte die Selbſtſucht gefeſſelt und zahm:

Digitized by Google

Die Mode im Jahre 1833
Nach einer Lithographie von Lanté

Digitalisiert Google

Sie war nicht entbrochen den Ränken der Scheu
Wie jetzo ein alles verſchlingender Leu.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Tatkraft der Männer nicht lahm.
Der weibiſche Zierling, der feige Phantaſt
Ward ſelbſt von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
„O, gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!"

Auguſt Langbein. (1812.)

Aus dem Vaudeville:
Das Feſt der Handwerker.

Lenchen:

Ei, was braucht man, um glücklich zu ſein?
Das wird ja den Hals noch nicht koſten;
Wir mieten uns in en Stübeken ein,
Da ſetzen wir en paar Stühleken rein,
En Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu ſein,
Und das wird den Hals ja nicht koſten.

En Tiſchken wird denn noch nötig wohl ſein,
In'n Spindken hängen die Kleider wir 'rein.
En Tiſchken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nicht, uſw.

Zum Schlafen tut uns en Bettken auch not,
En Spiegel brauchen wir wie's liebe Brot.
En Spiegel, en Bettken, en Tiſchken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, uſw.

Zum Kaffee muß auch en Känneken ſein,
In'n Töppken koch' ich das Mittagsbrot drein.
En Töppken, en Kännken, en Spiegel, en Bettken, en Tiſchken,
en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, uſw.

An vier Kleederkens hab' ich genug,
Drei Häubken, zwee Hütken, en Umſchlagetuch,
Vier Kleedken, drei Häubken, zwee Hütken, en Tüchken, en Töppken,
en Kännken, en Spiegel, en Bettken, en Tiſchken, en Spindken,
en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, uſw.

Schöne Ohrbommeln, das iſt mein Juh
Und zum Tanzen jrohnagele Schuh.
Zwee Schühken, zwee Bommeln, vier Kleedken, drei Häubken,
zwee Hütken, en Tüchken, en Töppken, en Kännken, en Spiegel,
en Bettken, en Tiſchken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu ſein,
Und das wird den Hals ja nich koſten.

Louis Angelh.

Eliſens Abſchied.

Noch einmal, Robert, eh' wir ſcheiden,
Komm an Eliſens klopfend Herz!
Süß fühlt' es einſt der Liebe Freuden
Und jetzt ſo bitter ihren Schmerz.
Schon hat die Glocke dumpf geſchlagen,
Schon mahnt dich grauſam deine Pflicht
Und gönnt mir kaum, dir noch zu ſagen:
„Du Einziger, vergiß mein nicht!"

Vergiß nicht unter fernem Himmel,
Die alles gern um dich vergaß
Und lieber als im Weltgetümmel
Bei dir in ſtiller Liebe ſaß.

Da hing ihr Auge voll Entzücken
An deinem freundlichen Geſicht:
Nun ſtarret es mit finſtern Blicken
Und weint dir nach: „Vergiß mein nicht!“

Nimm, Robert, dieſen Kuß zum Pfande,
Daß dich Eliſe nicht vergißt
Und, kehrſt du einſt zum Vaterlande,
Sie treu und ſchuldlos dich umſchließt.
Nimm, was ich oft von dir empfangen,
Dies Blümchen, das bedeutſam ſpricht
Und welkend mit Eliſens Wangen
Noch bitten wird: „Vergiß mein nicht!“

Oft, wenn mit ſchauerlichem Beben
Durchs Laub die Abendwinde wehn,
Wird mich dein trautes Bild umſchweben,
Und weinend werd' umher ich gehn.
O, trügen dann von jener Linde,
Wo ſich mein Nam in deinen flicht,
Zu dir hin meinen Hauch die Winde,
Mein heißes Flehn: „Vergiß mein nicht!“

Verlaſſen werden jene Hügel,
Verödet dieſer Blumenhain,
Ach, trübe wird der Waſſerſpiegel,
Umwölkt der blaue Himmel ſein!
Kein Morgen wird ſich lieblich röten!
Die Nachtigall im Dämmerlicht
Begleitet nur mit Trauerflöten
Den Sehnſuchtsruf: „Vergiß mein nicht!“

Wenn Zauberbande dich umſtricken,
Denk' an Eliſens Tränenblick!
Wenn Schönere dir Blumen pflücken,
Denk' an die Dulderin zurück!
Nicht teilen ſollſt du ihre Leiden,

Nicht fühlen, wie das Herz ihr bricht:
Sei du umringt von tauſend Freuden,
Nur, Glücklicher, vergiß mein nicht!

Friedrich Voigt. (1799.)
Bis 1848 ſehr beliebtes Volkslied.

Die Alte.

Zu meiner Zeit
Beſtand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden auch aus Kindern Leute,
Da wurden auch aus Jungfern Bräute;
Doch alles in Beſcheidenheit.
Es ward kein Liebling zum Verräter,
Und unſre Jungfern freiten ſpäter;
Sie reizten nicht der Mutter Neid.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man ſich der Heimlichkeit;
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verſchwiegen,
Und jetzt entdeckt er's ungeſcheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geiſt der Liebe
Fährt oftmals ſchon ins Flügelkleid.
O ſchlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.
Der Mann ward, wie es ſich gebührt,
Von einer lieben Frau regiert,
Trotz ſeiner ſtolzen Männlichkeit.
Die Fromme herrſchte nur gelinder,
Uns blieb der Hut und ihr die Kinder.
Das war die Mode weit und breit:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Jetzt darf der Mann uns faſt gebieten,
Uns widerſprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden ſich erfreut.
Mit dieſer Neuerung im Bande,
Mit dieſem Fluch im Eheſtande
Hat ein Komet uns längſt bedräut.
O ſchlimme Zeit!

(Anonym.)

Agathe.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,
Wenn die Roſen nicht mehr blühn,
Wenn der Nachtigall Geſang
Mit der Nachtigall verklang,
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich dich wohl wiederſeh'?
Scheiden, ach Scheiden tut weh!

Wenn die Schwäne ſüdlich ziehn,
Dorthin, wo Orangen blühn,
Wenn das Abendrot verſinkt,
Durch die grünen Wälder blinkt,
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich dich wohl wiederſeh'?
Scheiden, ach Scheiden tut weh!

Armes Herz, was klageſt du?
O du gehſt auch einſt zur Ruh!
Was auf Erden, muß vergehn!
„Gibt es wohl ein Wiederſehn?"
Fragt das Herz im bangen Schmerz.
Glaub', daß ich dich wiederſeh',
Tut auch heut das Scheiden weh!

Karl Herloßſohn. (1830.)

Das Kanapeelied.

Das Kanapee iſt mein Vergnügen,
Drauf ich mir was zugute tu;
Da kann ich recht vergnüget liegen
In einer ausgeſtreckten Ruh.
Tut mir's in allen Gliedern weh,
So leg' ich mich aufs Kanapee.

Wenn mir vor Sorgen und Gedanken
Der Kopf wie eine Drehe geht,
Geſetzt, das Herz fing an zu wanken
Als wie ein Schiff, wenn Sturm entſteht,
Bei Wind und Wellen auf der See,
So leg' ich mich aufs Kanapee.

Ich mag ſo gerne Koffee trinken,
Gewiß, man kann mir mit dem Trank
Auf eine halbe Meile winken,
Denn ohne Koffee bin ich krank;
Doch ſchmecken mir Koffee und Tee
Am beſten auf dem Kanapee.

Ein Pfeifchen Tobak iſt mein Leben,
Denn dieſer blaue Himmels-Saft
Kann meinem Leibe Nahrung geben,
Doch meinem Herzen noch mehr Kraft;
Den rauch' ich, wo ich geh' und ſteh',
Auch liegend auf dem Kanapee.

Soll ich auf dieſem Lager ſterben,
So lieg' ich ganz gelaſſen ſtill;
Gewiß, mein Geiſt wird nicht verderben,
Gedenk': „O Herr, geſcheh' dein Will'!"
Die Seele ſchwingt ſich in die Höh',
Der Leib bleibt auf dem Kanapee.

Um 1740. Oft parodiert. Noch nach 1870!

Digitized by Google

Die Gemäldebeſtellung.

Mein Herr Maler, will Er wohl
Uns abkonterfeien,
Mich, den reichen Bauer Troll,
Und mein Weib Mareien?
Jochen, meinen ältſten Sohn,
Meine Töchter kennt Er ſchon:
Greten, Urſeln, Trinen;
Haben gute Mienen.

Mal' Er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen;
Michel fährt ein Fuder Torf,
Viele Weiber ſpinnen;
Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf ſteht: Renovatum
Nebſt dem Jahr und Datum.

In der Kirch' muß Sonntag ſein,
Wir kommunizieren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier ſtarken Stieren.
Wie am Werktag mal' Er da
Uns in voller Arbeit ja;
Meine Töchter alle
Bei den Kühn im Stalle.

[Mal' Er mir, wie Hans das Heu
Auf den Kuhſtall bringet,
Und „Wach auf, mein Herz!" dabei
Brummend vor ſich ſinget.
Auf dem Feld, verſteht Er wohl?
Muß mein Sohn ſtudieren,
Wieviel ich am Scheffel voll
Könnte profitieren.

Mal' Er mich, wie ich vorm Schlaf
Nehme eine Priſe,
Und mach' Er, daß ich auch brav
Hinterdrein noch nieſe.
In dem Stalle, hört Er es?
Wiehert mein Kroater;
Meiner Frau fällt unterdes
Von dem Schoß der Kater.]

Bunte Farben lieb' ich traun,
Sonderlich das Rote,
Mal' Er mich ein wenig braun,
Wie das Braun am Brote.
Meiner Frau (vergeſſ' Er's nicht!)
Mal' Er ein ſchneeweiß Geſicht,
Meinen beiden Rangen
Kirſchenrote Wangen.

Spar' Er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Denn da Er zween Taler kriegt,
Hat Er nicht zu klagen.
Das Gemälde muß ganz klein,
Ungefähr zwölf Ellen ſein.
Bald hätt' ich's vergeſſen:
Er kann bei uns eſſen.

1782 von Maler Balthaſar Anton Dunker in Bern. Die 4. und 5 Strophe ſind ſpätere Zuſätze. Nach 1810 viel geſungen.

Sagt er.

In Berlin, ſagt er,
Mußt du ſein, ſagt er,
Und geſcheit, ſagt er,
Immer ſein, ſagt er:
Denn da haben ſ', ſagt er,
Viel Verſtand, ſagt er,
Ich bin dort, ſagt er,
Schon bekannt, ſagt er.

Und hernach
Leg' dich an,
Grad ſo ſchön,
Wie man kann,
Gute Kleider,
Wie zur Tauf',
Und die Hauber
Oben drauf.

Ganz beſonders
Noch vor allem
Such' durchs Sprechen
Zu gefallen;
Recht Berliniſch
Immer ſprich,
Und ſtatt mir
Sagſt du mich.

Merke auf,
Daß die Herrn
Dich nicht foppen:
Sie tun's gern;
Du biſt halt
Noch am Schuß,
Und a Buſſerl
Heißt dort Kuß.

Gar zu leicht,
Wenn man küßt,
Kommt man dort
Zu 'nem Zwiſt;
Denn ſie plauſchen
Wunderſchön,
Du wirſt halt
Nit verſtehn.

Wenn i wüßt',
Daß i käm',
Wenn i küßt',
Zu 'nem Zwiſt,
Lieber küßt' ich
Nimmermehr,
Fiel' mir's wirklich
Noch ſo ſchwer.

Nun ſo reiſ',
B'hüt' di Gott!
Komm nit ham
Eppe tot;
Denn Berlin
Iſt nit nah:
B'hüt' di Gott!
Bin ſchon da.

Text und Melodie aus „Wiener in Berlin", Poſſe mit Geſang von Karl v. Holtei. (1824.)

Nach jeder kurzen Zeile wird das „ſagt er" eingefügt. Viele Parodien zu dem Liede.

Die Verlaſſenen.

Marie ſaß traurig im Garten,
Im Graſe lag ſchlummernd ihr Kind,
Mit ihren ſchwarzbraunen Locken
Spielt leiſe der Abendwind.

Sie ſaß ſo ſtill, ſo träumend,
So einſam und ſo bleich,
Und dunkle Wolken zogen,
In Wellen ſchlug der Teich.

Der Geier ſteigt über die Berge,
Die Möwe zieht ſtolz einher.
Es weht ein Wind von ferne,
Schon fallen die Tropfen ſchwer.
Schwer von Mariens Wangen
Eine heiße Träne rinnt:
Sie hält in ihren Armen
Ein kleines, ſchlummerndes Kind.

„Hier liegſt du ſo ruhig von Sinnen,
Du armer, verlaſſener Wurm!
Du träumeſt von künftigen Sorgen,
Die Bäume bewegt der Sturm.
Dein Vater hat dich verlaſſen,
Dich und die Mutter dein;
Drum ſind wir arme Waiſen
Auf dieſer Welt allein.

Dein Vater lebt herrlich, in Freuden;
Gott laſſ' es ihm wohlergehn!
Er gedenkt nicht an uns beide,
Will mich und Dich nicht ſehn.
Drum wollen wir uns beide
Hier ſtürzen in die See;
Dann bleiben wir verborgen
Vor Kummer, Ach und Weh!"

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich ſie an und lacht;
Die Mutter, vor Freuden ſie weinet,
Drückt's an ihr Herz mit Macht,

„Nein, nein, wir wollen leben,
Wir beide, du und ich!
Dem Vater ſei's vergeben:
Wie glücklich machſt du mich!"

Verfaſſer und Zeit unbekannt.

Die Träne.

Zerdrück' die Träne nicht in deinem Auge,
Du haſt die Träne ja um mich geweint!
Vergönn' mir, daß ich dieſe Perle ſauge,
Daß ſie mit meinen Lippen ſich vereint!
Wie macht die Träne dich ſo wunderſchön -
Ich möcht' dich ewig, ewig weinen ſehn!

Allein die Träne iſt ein Kind der Schmerzen,
Sie kommt dir aus der tiefbewegten Bruſt;
Wie konnt' ich auch mit deinen Tränen ſcherzen,
Und wie ſie ſehn mit grauenvoller Luſt?
O nimm mein Herzblut für die Träne hin
Und glaub', daß ich auf ewig dankbar bin!

Ich weiß, ſie haben oftmals dich geſcholten
Und dir getrübt den engelreinen Sinn;
Doch hat ihr finſtrer Haß nur mir gegolten,
Weil ich dir wert, weil ich dir teuer bin.
Wär' ich ſo ſchlimm, wie ſie es oft gemeint,
So hätt' kein Engel ja um mich geweint.

Gedulde dich, ich will die Tränen ſtillen,
Und ruh' indes an meiner treuen Bruſt;
Die heil'gen Schwüre all werd' ich erfüllen,
Und aus dem Schmerz erblüht dir neue Luſt.
O weine nicht, an Gottes Traualtar
Flecht' ich dir bald die Myrte in das Haar.

Karl Herloßſohn (um 1840).

Die Biedermeierzeit mit ihrem Freundſchaftskult, der auch in literariſchen und Künſtlerkreiſen recht eigentümliche Blüten trieb, liebte das Stammbuch außerordentlich. Die hier entnommenen Verſe entſtammen ein paar Stammbüchern aus den 30er, 40er Jahren und ſind wortgetreu in Orthographie und auch in Grammatik.

Unter den zahlreichen Spielen, die die Biedermeierzeit noch kannte, iſt eines der reizvollſten jenes Liebesorakel, zu dem man einer ſog. „Orakelpuppe" bedurfte. Das war eine kleine Puppe mit Porzellanarmen und Porzellankopf, mit einer Bluſe aus Seidenſtoff und einem weiten, bauſchigen Rock. Unter dieſem Rock aber ſaßen gefaltet verſchiedenfarbige Papiere, die man mit einem Griff hervorziehen, entfalten und ebenſo mit einem Griff wiederzurückſchieben konnte; die Blätter wurden dann mit allen möglichen Verſen beſchrieben. Je nach der Farbe des Papiers waren die Blätter für Männer oder für Frauen beſtimmt. Der Verfaſſer beſitzt zwei Exemplare davon, ein handbeſchriebenes und ein ſpäteres gedrucktes, das neben deutſchen auch engliſche und franzöſiſche Sprüche enthält. Die Verſe hier ſind dem geſchriebenen Exemplar, das aus Süddeutſchland oder der Schweiz ſtammt, entnommen.

Stammbuchverſe.

Spinnet langſam, o Parzen, denn ſie iſt meine Freundin.

*

Haſt du Freunde, O ſo Liebe ſie wie dein Ganzen Leben,
Haſt du Feinde, O ſo ſeume nicht ihnen Probe deines Edelmuts
zu geben, ſo erhälts du deine Freunde, ſo verlierſt du deine Feinde,

Deiner Dich Liebende
Freundin J. M.

Berlin, den 21ten
Juli 1853.

Simbol.

O möge eine Blumenkette die Tage deines Lebens ſein.

*

Das Leben gleicht einem guten Buche. Toren durchblättern es haſtig, aber der Weiſe lieſt es langſam, denn er weiß, daß er es nur einmal leſen kann.

*

Wen's um dich ſtürmt um dich Blitzt,
Drückt dich das Unglück Zentner ſchwer,

Wenn dich der Hoffnung Anker ſtüht,
Dann ſtehſt du wie ein Fels im Meer.
Erinern Sie ſich ihren,
aufrichtigen Freund
W. K.

Berlin, den 23. Febr. 1838.

*

Von des Frühlings Blümchen allen,
Soll Ihn jenes nur gefallen,
Das in Unſchuld zu Ihn ſpricht,
Vergißmeinnicht.
Bei durch Leſen dieſer Zeilen
23. Febr. 1838 Erinnern Sie ſich an Ihren Freund H. K.

*

Alles wankt und alles ſinket
Was der Mond beglänzt, vergeht,
Und die Sonne, die am Morgen winket,
iſt oft, eh der Morgen thaut, verweht,
Nur des Herzens ſtillen Freuden
Stört nicht des Schickſals Sturm und Wut,
Und dieß beſſre Glück iſt Sie beſchieden
Denn Ihr Herz iſt rein und gut.
Zur freudigen Erinnerung
Berlin, den 13. 10. 36. an Ihren Freund F. A. K.

*

Der Morgenröte gleich,
Sind unſere Lebensſtunden.
Kaum gehen ſie uns auf:
So ſind ſie ſchon entſchwunden.
Ein Freudenſtern allein,
Glänzt ewig rein und mild!
Es iſt des glaubens Ziel,
Und unſrer Liebe Bild.
Zurerinnerung an Deine Dichliebende Freundin
Berlin, den 19ten Febr. 1838 H. K.

Digitized by Google

Simbol.
Sanft erquickend iſt wie Morgenſchimmer Freundſchaft Dein Vergißmeinnicht.

*

Nicht fliehen ſollſt due die Freude, deine Seele
nicht verſchließen dem Reize der Gegenwart! Aber
nichts Bleibendes erwarte von ihr, denn ſie kann dir
nichts Bleibendes geben, als die Erinnerung. -
Liebe Caroline erinnere dich bei Durchleſung
dieſer Zeilen Deiner Dich liebenden Couſine
d. 31. Mai. 1839. A. H.

Simbol.
Bet' und vertrau'! - Je größer die Not, je näher die Rettung;
Schwer iſt aller Beginn: wer getroſt fortgehet, der kommt an.

*

Wohl der Jungfrau, die in ihrem Herzen
Noch der Unſchuld reine Farbe trägt;
Ja ſie kann mit jeder Kette ſcherzen
Die Verfolgung Ihr um ihren Nacken ſchlägt,
Keuſche Liebe heilige Gefühle
Und der Freundſchaft ſanftes Seelenband
Bleibt als Troſt ihr dann in dem Gefühle
Auf der Wallfahrt in ihr Vaterland.
Zur Erinnerung von Deiner Couſine
Berlin, den 26. Sept. 1842. W. A.

*

So wie die Sonne zur Ruhe ſich neigt
So neige ſich ſpät einſt deine Leben
Die Wallfahrt hienieden ſei lächelnd und leicht
Die Bahn mit Roſen umgeben.
Bei Durchleſung dieſer Zeilen
erinre dich an deinen Coſen
Berlin, den 3ten Sept. 1843 F. W. A.

Digitized by Google

Simbolum.
Murre nicht, wenn du die Menſchen nicht für dich gewinnen kannſt ſondern lerne ſie ertragen.

*

Reinheit des Herzens iſt die ſchönſte Zierde eines weiblichen Weſens; ſie iſt die treue Begleiterin der Tugend und Frömmigkeit. Bewahre, liebe Caroline, dieſe ſtets, dann gehe ruhig und getroſt durchs Leben. Wenn auch mancher Sturmwind brauſet, – er iſt Dir nur ein ſanftes Säuſeln der Vatergüte Gottes.

Zum freundlichen Andenken geſchrieben
von Deinem
Dich liebenden Freund und Lehrer
Berlin, den 20. Jan. 1842. F. W. R.

*

Wo Du hinblickſt, o da winke
Dir die Freude zu,
Und wie Thau aus Wolken ſinke
In Dein Herz die Ruh.
Stets ſoll Dich das Glück liebkoſen,
Daß Dir nichts gebricht,
Wandle wo Du biſt auf Roſen
Und Vergiß mein nicht.

Dies der Wunſch Deiner Dich liebenden
Berl., den 7. Mai 1852. Couſine A. W.

*

Stets wandle auf blumigen Pfaden dahin,
Wo Roſen und Veilchen und Myrthen Dir blühn.
Und darf ich etwa ein Blümchen nach ſtreun,
So ſoll es ein ſchönes Vergiß mein nicht ſein.

Zur Erinnerung an Deine Dichliebende Freundin
Berl., d. 7. April 1842. M. M.

*

Vergiß es nie, geliebte Lina, wohin Dein Fuß auch flieht,
Daß Dich das Auge Deines Gottes ſieht.

Dieſe Erinnerung hat Deine Dichliebende Lehrerin und Freundin F. T. in Dein Stammbuch aufbewahrt.

Berlin, den 14. März 1842

*

Du bateſt mich aus Freundſchafts-Liebe,
Daß ich mich in Dein Stammbuch ſchriebe,
Drum will ich Dich zum Angedenken,
Vier Silben in dein Stammbuch ſchenken,
Des Morgens denk' an Deinen Gott!
Des Mittags eß' vergnügt Dein Brod!
Des Abends denk an Deinen Tod,
Des Nachts verſchlafe Deine Noth.

Zur
Erinnerung an Deine Freundin
L. S.

Berlin, den 15. April 1842

Sprüche aus einer Orakelpuppe.

Ein Mädchen nach der Mode
Dies iſt mein Zeitvertreib
Die lieb ich bis zum Tode
Und nehm gewiß kein Weib

*

Wer kommen will zu hohen Jahren
Laß zeitig Wein und Weiber fahren

*

Mädchen, die nach ihren Trieben
Spielen, küſſen, tändeln, lieben,
Dieſe zieh ich allen für;
Gelt, Freund, die gefallen dir.

*

Digitized by Google

Mancher geht nach Wolle aus
Und kommt geſchoren ſelbſt nach Haus.

*

Wer nicht auf Wein und Liebe hält
Der iſt ein Holzbock in der Welt.

*

Ich könnte mich eher der Hölle verſchreiben,
Als immer getreu nur dem Einz'gen zu bleiben.

*

Wohl wird's den Männern an Mädchen nicht fehlen,
Doch fordert's viel, nicht die Schlimmſte zu wählen,

*

Trink am Abend Schokolade und am Morgen den Kaffee,
Küß und laß dich wieder küſſen, iſt der Jungfern ABC.

*

Das erſte Weib war durch den Teufel
Durch's Weib der erſte Mann verführt,
Seitdem hat ſtets die Frau der Teufel,
Die Frau den Mann regiert.

*

Muſik, Geſang und Bier und Wein
Und dann die ſchönen Kinder
Wer das nicht liebt, der iſt von Blei
Tröſt Gott den armen Sünder.

*

Ein Mädchen ſehn und nichts empfinden
Iſt eine von den großen Sünden.

*

Großen Herrn und ſchönen Frauen
Soll man dienen aber nicht trauen.

*

Begehre nie ein Glück zu groß
Und nie ein Weib zu ſchön
Der Himmel könnte dir dies Los
Im Zorne zugeſtehn.

*

Digitized by Google

Gott im Herzen
Ein Mädchen im Arm
Das eine macht ſelig,
Das andre macht warm.

*

O drückte jeder Kuß
Ein ſchwarzes Fleckchen ein
Wie würd die Welt
So voller Mohren ſein.

*

Wer ſeine Magd zur Hausfrau macht
Der wird von ihr recht ausgelacht.

*

Du magſt lachen oder brummen
Kinder wirſt du in Menge bekummen.

*

Des Mädchens Laune iſt blau und grau
Doch alle Farben hat ſo eine Frau.

*

Tu nicht ſo ſpröd mit deinen Schätzen
Einer muß ſich dran ergötzen.

*

Frauengunſt und Lautenklang,
Klinget wohl, aber währt nicht lang.

*

Jungfern ſollen wie die Schnecken
Immerfort im Hauſe ſtecken.

*

Dem Himmel ſchenke dein Gemüte
Und deinen Leib der Welt
Des Tages denk an ſeine Güte
Des Nachts an den, der dir gefällt.

*

Des Tags ein Bär
Des Nachts ein Schaf
Ein ſolcher Mann iſt eine Straf.

*

Die Mädchen und die Frauen ſind
Veränderlich wie Märzenwind.

*

Zuerſt das deutſch Geſchriebene zu leſen, dann das lateiniſch Geſchriebene, und dann erſt ganz durch!

Hab du nur deine Luſt
An eines Mädchens Bruſt
Der hat ſich wohl geſtellt
Wer ſich zum Mädchen hält
Es iſt vortrefflich ſchön
Den Mädchen nachzugehn
Drum wünſch ich dir allein
Bei Mädchen ſtets zu ſein.

Mein Freund, an hohen Gaben
Wird man ſich ſelten laben
Wer Kunst und Weisheit liebt
Der ist nun stets betrübt.
Bei seiner Arbeit sitzen,
Kann wahrlich nicht viel nützen
Mit Fleiß die Kunst zu treiben
Das rat ich dir, laß bleiben.

*

Wer Gott und eine Jungfer liebt
Und beide, wie er ſoll
Der iſt an Seel und Leib vergnügt,
Es geht ihm immer wohl.

*

Mein Herz iſt klein
Sieht niemand hinein
Als ein einziger Bub
Der hat den Schlüſſel dazu.

*

Ach, wie iſt die Liebe ſo herrlich,
Wäre ſie nur nicht ſo gefährlich.

*

Seht nur, er iſt ein Pietiſt,
Der Jungfern liebt und Weiber küßt.

*

Die Brillenmacherei
Iſt ſehr in Abgang gekommen
Denn durch die Finger ſehn
Hat überhand genommen.

Wie die Taſchenbücher weniger der Literatur dienten, ſondern eine Modeſache waren – zierliche Dinger, die man ſammelte, an deren Umſchlag und

Ausſtattung man ſich freute, – davon erhalten wir ein anſchauliches Bild in Hermann Marggraffs für die Geſchichte des Jungen Deutſchlands wichtiger Darſtellung der Kultur und Literatur um 1840.

Damit der Leſer es weiß: wir befinden uns jetzt auf dem Tanzboden der Zeit, wo die Taſchenbuchmacher und der ſelige Clauren – von dem ich recht wohl weiß, daß er noch halbwege von dem pekuniären Erfolge ſeines jetzt verſtorbenen Ruhmes exiſtiert – den Reigen der Literatur anführten. Die bare, nackte und frevelhafteſte Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Waſſerbauche auf dem Lotterbett der ſchönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen. Da dehnte ſie ſich und blinzelte mit den Augen und fertigte aus dem allerweichſten Wachs der Sprache kleine zärtliche Figuren mit küßlichen Lippen und ſammetnen Wangen, zierlichen Wädchen und angenehmen Beinchen, die bis zum Strumpfband zu ſehen waren, denn das Mimili-Röckchen war doch gar zu kurz, und vom Buſen wegen des ausgeſchnittenen Mieders manches Menſchliche zu ſehen, und was ſo nett wächſern gedreht war, beſtrich dann dieſelbe Mittelmäßigkeit mit dem Speichel einer krankhaften Phantaſie und bunten, mit ſchädlichen Stoffen verſetzten Schminkfarben. Da kam denn ſo ein Spielwarenhändler, kaufte ſich die zierlichen Dinger, bezog damit den Markt der Literatur und ſchlug ſeine Bude auf, Taſchenbuch oder Almanach oder Taſchenkalender oder Tulpen, Roſen, Nelken, Amaranthen, Vergißnichtmein genannt. Die Mittelmäßigkeit aber übt auf die mittelmäßige Menge eine große Gewalt aus, wenn nicht eine ſchwere Not der Zeit, oder eine Zeit der ſchweren Not vorhanden iſt und die Weltgeſchichte durch laute Mahnungen nicht zum Ernſt und zur männlichen Würde auffordert.

Alles nahm eine Taſchenbuchnatur an, und die Form der Novelle wurde übermächtig. Tieck erweiterte ihren Wirkungskreis und gab ihr die Anwartſchaft auf das Amt, Kunſt- und Literaturfragen abzuhandeln. Seine Novellen ſind kleine Meiſterſtücke in ihrer Art, aber ſo wenig wie Miniatur-Statuen dazu geeignet, zu imponieren und im Pantheon unſerer Literatur eine maßgebende, überragende Rolle zu ſpielen. Sie verhalten ſich zum Romane wie das Lied zum Epos und Drama, nur mit dem Unterſchiede, daß das Lied viel ſelbſtändiger da-

ſteht, als die Novelle, die mehr eine erweiterte Anekdote, die Erzählung einer einzelnen Begebenheit iſt, oder ein auf ſeine einfachſten Ein- und Ausgänge reduzierter Roman. Dies fühlte Cervantes wohl, der ſeine Novellen, ihres geringen Umfanges wegen, als Epiſoden in ſeinen Don Quijote eingeflochten hat, obgleich man freilich zugeben muß, daß die Tieckſche Novelle an geiſtigem Inhalt zu hoch angewachſen, ja faſt eine ganz andere Gattung iſt, als daß ſie nicht eine Vergleichung mit den in ihrer Art wieder viel liebenswürdigeren und poetiſcheren Novellen des Cervantes übelnehmen ſollte. Jedenfalls ſpiegelt ſich in dieſer Gattung der Novelle die Schwächlichkeit einer Literaturperiode ab, welche darüber ganz außer ſich geriet, daß ſie es, ohne ein Epos, ein Drama, ja nur einen Roman von muſtergültigem Wert und eine Lücke in der Nationalliteratur ausfüllendem Inhalte erzeugt zu haben, bis zu dieſer kleinen Hügelformation von meiſterlich geſchriebenen Dichter- und Künſtlernovellen gebracht hatte.

Die ſchöne Literatur zerſchlug ſich damals auf eine faſt furchtbare, ihre nationale Bedeutung ernſtlich bedrohende Weiſe in bloße Unterhaltungsſchriften, große und kleine Romane, Novellen und Novelletten. Selbſt Tieck und Hoffmann flüchteten ſich in die Taſchenbücher. Die Journale waren von dieſem Genre des bloß Romanhaften und Unterhaltenden überfüllt. Einer ahmte immer dem andern nach. Nur Hoffmann trat als eine markierte Erſcheinung aus dieſer allgemeinen Familienähnlichkeit heraus. Er blieb, wie er von Hauſe aus war, fix und fertig in ſeiner phantaſtiſchen, muſikaliſch enthuſiasmierten, fratzenhaft bizarren Natur, und nur in den wenigſten ſeiner kleinen Erzählungen brachte er es zu einer Art Kunſtform. Dieſe Erzählungen haben aber auch dann eine Fülle von lebenshaltigem Stoffe. In ſeinen Mären, Nacht- und Phantaſiegemälden wimmelt es von Sandmännern, dämoniſchen Geſtalten, zerriſſenen Zerrbildern von Charakteren und den carteſianiſchen Teufelchen eines ergrimmten, höhnenden Humors. Hoffmann, dieſe in ihrer Wunderlichkeit echt deutſche Erſcheinung, bildete ſich in dieſer Abſonderlichkeit auf dem Wege des Mißbehagens aus, das er an der ſpießbürgerlichen Organiſation der modernen Menſchheit empfand. Mit ſeinem reinen Enthuſiasmus ſah er ſich vereinzelt ſtehen, und aus Trotz ſchleuderte er die Hohnbilder ſeiner wüſten Elementar- und Nachtgeiſter ballenweiſe an die eiſerne Stirn der entherzten

gemeinen Wirklichkeit. Dieſen oppoſitionären Charakter aus Hoffmanns Schriften herauszuleſen, war den wenigſten möglich; alles las ihn des Vergnügens und der Verdauung wegen; niemand bedauerte ihn, niemand ahnte die tränenwerte Kluft, die zwiſchen dem enthuſiasmierten Schriftſteller und dem ausgetrockneten Leſer oder der gemütlichen Leſerin lag, die ſich doch auch einmal „grauen" wollten.

(Hermann Marggraff, „Deutſchlands jüngſte Literatur- und Kulturepoche".)

Von der ſeltſamen, ja hypertrophiſchen Überſchwenglichkeit des Gefühls, die ſich in den literariſchen Freundſchaftsbeziehungen der Zeit äußerten, geben wir Beiſpiele von Kerner, der Rahel Levin und Heine. Daß eine Zeit, die ſoviel geiſtreiche Frauen ſah und in der letzten Generation geſehen hatte, viel über das Spiel der Liebe und die Beziehungen der Geſchlechter zueinander nachgrübelte, dafür mag hier nur ein charakteriſtiſcher Brief Emma Förſters, einer Tochter Jean Pauls, angeführt werden. Dieſer Überſchwang des Gefühls aber in einer Zeit, die an allen Grundfeſten ihrer Empfindungen rüttelte, in vielem nach Neuem ſtrebte und ihre Halbheit empfand, mußte oft zur Selbſtvernichtung führen. Und in Wahrheit herrſchte zu Ausgang der 30er Jahre eine für die geiſtige Volkskraft höchſt gefährliche Selbſtmord-Epidemie, die aber geradeſo wie im Rußland der Revolution zu Beginn unſeres Jahrhunderts auch politiſche Hintergründe haben mochte. Marggraff verdanken wir ein anſchauliches Bild dieſer unheilvollen Verwirrung.

An Juſtinus Kerner.

Dresden, den 22. Juni 1816.

Teurer, inniger Menſch! Ich kann nach dem Empfang Deines Briefes, der in dieſem Augenblick mir gebracht wird – ich kann nicht anders in dieſem Augenblick, als Du zu Dir ſagen, ſo hat er mir die innerſte Seele ſchmerzlich ſüß durchdrungen. Nimm dies Zeichen meiner Liebe mit Deiner Liebe auf. Es gibt noch göttliche Pulsſchläge im Leben, wo wir einander wunderbar einfach klar werden, und das kann nirgends anders herkommen, als weil uns in ſolchen Gott beſonders zu ſich zieht, denn in ſeiner Liebe wird ja das dunkle Leben ſelbſt ein lichter Punkt – ſolche Blicke müſſen wir freudig feſthalten, und ſollten und könnten wir ſelbſt wieder kälter über dies Aufwallen nachdenken, es ſind doch die ſchönſten des Lebens geweſen, und ſooft ſie wiederkehren, kehren wir aus weiter, ſtarrer, bleicher, neblichter Fremde in uns ſelbſt heim. Fühlſt Du hierüber wie ich, – und wie ſollte dies

denn anders möglich ſein? – ſo ſei mit mir freudig, daß jenes kleine Mißgeſchick mit Deiner Dichtung Deinen Brief veranlaßte, der mich über allen Schmerz wegen Deines mir nicht deutlichen Betragens hinweghob an Dein mir in dieſer Deiner Schmerzensbeleuchtung ſonnenklares Herz! Dieſer Brief iſt eine höhere Verſchreibung unſerer Freundſchaft, die, mir ſagt es, was gut und rein iſt an meiner Seele, überreicht in jenes in Gott ſelige Geiſterreich. O Kerner! was kann ſolche überwallende Liebe auf Erden, wie wir ſie im Buſen tragen, was kann ſie anders, als das ganze Leben in einen ſtillen Schmerz verwandeln? Aber den Kalten iſt dies Leben Stein; wohl uns, daß es uns zur Träne wird, worin ſich ſehnſüchtig der Himmel ſpiegelt. Dieſer ſtille Schmerz iſt ja der Flügel, der uns ihm entführt und uns verläßt, ehe das Heimweh zur ſelbſtzerſtörenden Flamme geworden. O Sehnſucht, Sehnſucht, du Befreier! Das Manuſkript der Heſperiden wird erſt in dieſen Tagen nach Leipzig abverlangt werden. Da die ganze Dichtung von Dir im Morgenblatt abgedruckt iſt, ſo trage ich Bedenken, ſie ſogleich wieder im 1. Band abdrucken zu laſſen. Es hat mir innig leid getan. Ich habe ſie ſehr lieb. Vielleicht kann ſie doch noch ſpäter darin vorkommen, beſonders wenn durch irgendeine Anmerkung in dem Morgenblatt darauf aufmerkſam gemacht werden könnte, daß dieſe Dichtung als Probe meiner Heſperiden abgedruckt wäre. Könnte dies geſchehen und Du mir ſogleich davon Nachricht geben – ſo wäre vielleicht noch alles ins Gleis zu bringen. Ich wünſchte, daß Rückert mit mir in einige Verbindung träte. Ich als der Ältere kann nicht den Anfang machen. Von Aſſur habe ich fünf herrliche Gedichte in dieſen Band gewonnen. Dank für die Deinen! Ich kann heute nicht mehr. Fouqués Sängerliebe iſt eines der höchſten Bücher, die je gedichtet wurden, das bin ich überzeugt.

Nachſchrift.

Sonntag früh, 23. Juni.

Ich wehre es meinem Herzen nicht, Ihnen, mein teurer Kerner, dies Blatt der Innigkeit, das ich geſtern ſchrieb, oder vielmehr, worauf ich Herz und Träne der Rührung abdruckte (die Tränenſpur iſt ihm auch geblieben), zufliegen zu laſſen. Ich fühle es, es iſt ein anderes, das heilige Gefühl einer ſchönen Stunde meilenweit reiſen zu laſſen, als wenn es wie der Sonne Strahl von Herz zu Herzen dringt, als könnt' es ſich nicht unterſcheiden laſſen, von welchem Herzen, in welches es

floß, – aber auch das meilenweit reiſende trifft je ein Gemüt, das mit Freuden um einen Blick der Ewigkeit das hingibt, was die Menſchen Zeit und Raum, lange Vergangenes und weit Entferntes nennen, und ſo nimm das ſtille Herzblatt, herziger Freund! . . .

Gott ſei mit Dir –

Iſidorus.
(Graf Loeben.)

(Theobald Kerner, „Juſtinus Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden".)

Heine an Rahel.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reiſe nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergeſſenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repreſſalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorſagte: „Du willſt Frau von Varnhagen vergeſſen!", es ginge doch nicht. Vergeſſen Sie mich nicht! Sie dürfen ſich nicht mit einem ſchlechten Gedächtniſſe entſchuldigen, Ihr Geiſt hat einen Kontrakt geſchloſſen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die ſchönſte und herrlichſte aller Blumen im ſchönſten und herrlichſten aller Himmelstäler wiederzuſehen, ſo haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres ſein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche, wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie tun es gewiß; haben Sie ja ſchon Anno 1822 und 1823 Ähnliches getan, als Sie mich kranken, bittern, mürriſchen, poetiſchen und unausſtehlichen Menſchen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in dieſem Leben nicht verdient und nur wohlwollenden Erinnerungen einer früheren Konnaiſſanz verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

Rahel an Gentz.

Sonntag morgen 8 Uhr, den 3. Oktober 1830.
Das ſchönſte Sonn- und Mondwetter.

Der Himmel hat Sie geſegnet, ſah ich völlig ein, als Fluten von Segen aus meinem Herzen für Sie ſtrömten, nachdem ich Ihren paradieſiſchen Brief eben geleſen noch in Händen hielt. Ich fühle eine

ewige Fortdauer, köſtlicher, reiner Freund, in dieſer Übereinſtimmung: die iſt tiefer gegründet, bezieht ſich auf Höheres, Unerſchütterlicheres, als auf dieſen Weltwirrwarr - im höheren Sinne dieſes Worts! - keine unſerer Strebungen ſind hier rein; das heißt, können unmittelbar ſein; als die freie, von uns ſelbſt nicht zu bändigende Liebe, zu Gegenſtänden, die ſie ins Leben zu reizen vermögen. Dieſes Leben des Herzens iſt allein wahr, reell, das wußt' ich, als ich ein Kind war, ein wirkliches Kind dem Alter nach: und Triumph! ich weiß es noch. Höchſter Triumph! - Triumph iſt nicht Sieg; Triumph iſt Glück - mein beſter Freund weiß das nun auch; beſtätigt's ſich und mir, durch glückliches Erleben.

Gutbeſtellte Herzen können immer verliebt ſein, wollen es immer ſein. Nur richtige Gegenſtände dazu finden ſie ſelten: daher das Liebesunglück all. Auch iſt das Herz aus einem andern Daſein, und für ein anderes: und ſchafft ſich auch in ſeinem Dunkel immer ein anderes; wie urſprünglich ein jeder Menſch ein komplettes Original ſein könnte und, unverdorben, dies auch in Geſtalt und Weſen zu zeigen vermöchte; und alſo gediehen, ein vollkommener Gegenſtand der individuellſten Liebe zu ſein fähig wäre. Aber alles iſt unter dicker Rinde der höchſten Verwirrung, in einen Aufruhr von Gemengſel und Verfehlung: ſonſt müßten alle Menſchen lieben können, nur lieben wollen; und auch in unſerm Alter lieben. Glückauf! köſtlicher Freund! und auch dazu dieſer Zuruf; weil dieſer Lebenszuſtand Ihre Tage erfüllt, erhellt; reich macht, ihnen Bedeutung, Grund gibt; alle Augenblicke darin Beziehung und Zweck erhalten: nicht allein alſo des koſtbaren Ungrunds dieſes Zuſtandes wegen; der das reinſte höchſte Geſchenk des Himmels iſt; ja, ein Stück von ihm ſelbſt, auf der Irr- und Probebahn mitgegangen. - -

Nochmal Glückauf, zu unſerer Friſche! Unſre Jugend war kein Blendwerk. Wir lieferten ihr Grüne und Leben: ſie beſtand nicht nur aus Unkunde, und ungekränkter Haut, ſondern aus Fülle, Tiefe, Leben und Keimdrang; zum ewigen Weiterleben ſind wir aufgelegt; vermögen zu lieben; und begründeter nur wird unſre alte Freundſchaft, die nicht altern kann. Einen Tempel möchte ich in ewiggrünem Hain ſtiften, um für Ihre erneute Geſundheit zu danken; ja, mit Ruhe und Ungeſtörtheit (Grundlage aller Pflege) kann man ſie wiedererlangen; ſogar die verlorne.

Auch ich habe noch ein Liebeherz. Ich liebe mit neuer, niegekannter Zärtlichkeit einen reinen Tautropfen des Himmels, ein sechsjähriges Nichtenkind. Aber auch in dieser Liebe erfahre ich Störung, Kontradiktion. Und muß meinen Gegenstand oft leiden sehen!! - Das Mädchen gehört mir nicht. - Aber das Kind gehört, höheren Ortes her, mir. Mein Blut, meine Nerven: meine Schnelligkeit: herzweich und herzstark. Vernunftkind nenne ich es; fromme Tochter. Aber sie ist hübsch, graziös: reizend, leichtsinnig: und ganz anders als ich. Vor Gott und Menschen angenehm. Sechs Jahre segne und pflege ich sie mit allen meinen Kräften. Ich denke in meiner tiefen Überzeugung und Religion: daß das Kind und ich immer wieder zusammenkommen werden. - - Von mir könnte ich Ihnen nur mündlich Rechenschaft geben: wie ich bin, hab' ich Ihnen gesagt: wie es mir geht, könnte ich Ihnen nur erzählen. Wissen Sie so viel: noch find' ich mich immer wieder; und bin ich nur einigermaßen ungestört, find' ich auch einen stillen See in der Seele: Natur, Luft und Wetter fühl' ich wie zu fünfzehn Jahren; und Menschenseelen auch; wenn ich sie finde. - Ich eile, daß Sie diesen Brief erhalten, und umarme Sie aufs zärtlichste. Welche große schöne Ursache muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten! Ich beuge mich! Nochmals Dank, daß Sie mir schrieben! Ewigen Dank, wie ewige Liebe.

Fr. V.

An Fanny von Welden.

München, 17. November 1826.

Du hast schon recht: die Männer lieben nicht wie wir. Sie haben die dreifache Bewegung des Mondes; die erste um sich, die zweite um die Erde, d. h. ihre Geliebte, und die dritte um die Sonne der Welt; indes wir dummen Dinger nur eine kennen, höchstens zwei. Mit Vergnügen sehe ich hier, daß ich nicht so dumm geworden bin, wie ich an Luise klagte. Jener Einfall ist ganz hübsch, aber was ich aus ihm beweisen wollte, ist noch nicht da. Der Mann will nämlich nicht bloß lieben, sondern auch, und zwar aus Eitelkeit, die fremde Liebe mehr sehen, als glauben, und darum verlangt er von uns das Hinwegsetzen über die Formen. Das ist sein Teil. Unserer aber, daß wir etwas opfern, nicht der Forderung, sondern der Liebe willen. Und wir tun's

auch, wenn ſie in rechter Art iſt. Grüble aber nicht zu ſehr! Dein Gefühl ſteht unter der Herrſchaft Deiner Reflexionen, und das iſt ein gar gefährliches Ding. Die Phantaſie lügt uns dann Empfindungen vor, die wir glauben, aber nicht haben. Ich weiß es von mir. Ich hatte eine Zeit, wo jedes Gefühl ſich vom Verſtand einen Paß ins Herz erbitten mußte. Das war eine garſtige Zeit; die iſt gottlob lange vorbei. Jetzt ſpaziert alles ins Herz, und das fühlt ſich wohl. Gib Dich einmal unbefangen dem augenblicklichen Eindruck hin. Du überſchreiteſt gewiß nicht die Schranke.

Odilie ſchrieb aus zu großer Wehmut noch nicht an mich. Es iſt ein reiches Gemüt; man beurteilt es am beſten, wenn man daran glaubt. Menſchen und Gegenden gewinnen durch die Ferne; man ſieht dann das Ganze, es drängt ſich zu einem Bilde zuſammen, indes die Nähe nur Teile zeigt. Es iſt keine Falſchheit oder Eigenſinn, wenn die Kinder am liebſten das haben, was ſie nicht erlangen können, oder wenn wir den Geſtorbenen mehr lieben als den Lebendigen – wir ſehen ihn ganz.

Daß ihr die „Unſichtbare Loge" leſt, freut mich ſehr, weil wir eben auch dabei ſind. Alles wird euch aber nicht gefallen, und ich zittere vor Euerm Urteil. Es iſt noch zuviel Jugend darin; die vielen Abſchweifungen ſind nicht äſthetiſch ſchön; man verliert immer wieder die Geſchichte. Auch der Vater gab mir recht und ſagte, bloß die Naturſchilderungen wären gut. Eigentlich iſt das Ganze nur eine Skizze des Titans. Der Siebenkäs wird euch mehr erfreuen, obwohl er nur komiſch iſt.

Ich habe die jungen Maler dazu gebracht, bei uns zuweilen vom Vater zu leſen, da ſie, außer einem, wenig von ihm kennen. Das gibt uns recht frohe Abende.

(E. Förſter, „Das Leben Emma Förſters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen".)

* * *

Wir haben erlebt, daß Knaben von neun Jahren ihr Taſchengeld aufſparten, um ſich Pulver und eine Piſtole zu kaufen und den Akt einer lärmenden Selbſtentleibung zu voliziehen. . . . Selbſtmorde wie derjenige der trefflichen Charlotte Stieglitz, welcher ſich, ſoviel wir ahnen können, aus Motiven der Aufopferung herſchreibt, ragen mit einer Art Heiligenſchein über die Heerſchar der gewöhnlichen Selbſtver-

nichtungen hinweg, ſoweit man einem Selbſtmorde die Glorie der Heiligkeit zugeſtehen darf; denn auch dem Heiligſten, und wieviel mehr hier, hängt ſich immer noch irdiſcher und trüber Stoff genug an. Was man liebt, muß man auch töten können, ſagt irgendwo Johannes Falk. Mithin wäre die Überhandnahme der Selbſttötung gerade in den Zeiten der Selbſtliebe und Selbſtſucht ſehr wohl erklärlich. – Je geſunder eine Zeit, deſto ſeltener die Selbſtmorde, deſto edler die Motive, ja, deſto einfacher die Todesart ſelbſt; je krankhafter, zerfallener, verwickelter und verfeinerter eine Zeit, deſto häufiger der Selbſtmord, deſto unedler die Motive, deſto raffinierter und mannigfaltiger die Todesart. . . . Bei uns war die Piſtole eine Zeitlang an der Tagesordnung; jetzt iſt man bereits raffinierter, man iſt nicht zufrieden mit dem Erſchießen, Erhängen, Erſäufen, Vergiften, man weiß exquiſitere Todesarten in Anwendung zu bringen. Es iſt gar keine Norm mehr, es herrſcht, wie in der Literatur ſelbſt, die vollſte Willkür. Einige Möſtiker ſchlugen ſich ſelbſt ans Kreuz, unglücklich Liebende oder junge Dichter, die mit ihren Melodramen nicht reüſſierten, erſticken ſich in unſerer Zeit der Dampfanwendung mit Kohlendampf, Napoleoniſten ſtürzen ſich von der Vendomeſäule, ein Mädchen verſchluckt Nähnadeln in Honigkuchen, bis ihre Eingeweide in unheilbare Geſchwüre übergehen, ein Mann in Birmingham kriecht in einen glühenden Ofen und verkohlt ſich darin, andere kauen und verſchlingen Glas, ein genialer Selbſtmörder ſtürzt ſich unter die zermalmenden Räder eines ſchwer belaſteten Wagens, eine ganz neue Erfindung, die ihre Nachahmer fand; ein Engländer erhängt ſich, indem er ſich mit Lichtern beſpickt und der eingeladenen Geſellſchaft als Kronleuchter dient – man ſieht, daß es uns nicht an Erfindungsgabe fehlte, und daß der Humor ſelbſt bei dieſer ſchrecklichen Angelegenheit keine untergeordnete Rolle ſpielt. Wenn ſich Sappho, die glühende Liebende, vom leukadiſchen Felſen herab in die Wogen des Meeres ſtürzt, ſo iſt darin eine Art Poeſie, man ſieht ihr begeiſtertes, gerötetes Antlitz, ihre brennenden Augen, ihre hehre Geſtalt auf dem Felſen, die Lyra im Arm, wie eine Gottesſeherin, jetzt ſchwingt ſie ſich herab, die weiten wallenden Gewänder fliegen, die Wellen des losgebundenen Haares wogen im Winde, das Meer, verlangend, ſtreckt ſeine feuchten Arme ihr entgegen, ſie berührt es mit der Sandale, die Wogen brauſen hoch auf, dumpf mur-

Digitized by Google

meind, ſie verhüllen die Geſtalt, ſie bergen das glühende Herz in der kühlen Tiefe. Wenn aber Luiſe Brachmann, die keine ſo liebeflammenden Lieder geſungen hat wie Sappho, bei Nacht und Nebel an das niedrige Ufer des unberühmten Fluſſes hinausgeht, im modernen Nachtgewande, einen Stein mit berechnender Kunſt um den Hals geſchlungen, ſo überfällt uns etwas wie ein ganz gemeiner moderner Schauder, etwas Unheimliches, was ſich nicht gut bezeichnen, aus dem ſich aber kein Fünkchen Poeſie entwickeln läßt.

(Hermann Marggraff, „Deutſchlands jüngſte Literatur- und Kulturepoche".)

Poſt und Reiſen.

Während in England zu gleicher Zeit die Perſonenbeförderung durch die Poſt ſchon vorzüglich ausgebildet war, die Poſtwagen ſelbſt über ein gutes Pferdematerial verfügten und ein Syſtem von verſchloſſenen Kontrolluhren eingeführt war, war in Deutſchland die Poſt wirklich recht kümmerlich, und das Klagen darüber nahm kein Ende. Erſt unter dem Oberpoſtmeiſter Nagler beſſerte ſich das Poſtweſen. Ein Chroniſt aus dem Jahre 1831 iſt ſchon höchſt entzückt über die Verbeſſerung in Brief- und Perſonenbeförderung. Sind doch bei 61 Kaufleuten in Berlin ſog. Briefſammlungen errichtet worden, die täglich ſechsmal unfrankierte Briefe entgegennehmen; die für Berlin ſelbſt beſtimmten Briefe werden innerhalb weniger Stunden zur Beförderung gebracht. Daß ſie aber vorher durch den Kolonialwarenhändler meiſt mit Öl- und Petroleumflecken verſehen wurden, verſchweigt der Chroniſt. Die angenehme Seite dieſer Briefbeförderung war aber, daß die Kinder ſich darum riſſen, Briefe zum Kaufmann zu bringen, weil ſie von ihm, der wohl einen kleinen Nutzen daran hatte, durch Zugaben von Bonbons dazu aufgemuntert wurden.

Ein neuer Stamm junger und gewiſſenhafter Poſtbeamter wuchs langſam heran, die Alten wurden penſioniert oder ſtarben aus, und ſo wird mit dem Beginn der Eiſenbahn am Ende der Biedermeierzeit das Poſtweſen in die heutigen Formen überführt.

Daß man in der Zeit politiſcher Überwachung vor der Verletzung des Briefgeheimniſſes nicht zurückſchreckte, und daß alle Briefe an irgendwie verdächtige Perſonen, vorzüglich aber an Literaten, geöffnet und nach Fixierung des Inhalts ſorgfältig wieder geſchloſſen wurden – war eine allbekannte Tatſache. Deswegen ließ man wichtige Briefe gern durch Privatperſonen beſorgen, während man andererſeits ſich ein Vergnügen daraus machte, durch fingierte Mitteilungen die Behörden zu düpieren.

Poſtweſen.

Die Literatur der Reiſen in Deutſchland klagt unaufhörlich über die ſchlechten Wege und die mangelhafte Einrichtung des ſächſiſchen Poſtweſens, obwohl dieſe Dinge im Preußiſchen eben nicht beſſer beſchaffen ſind.

Digitized by Google

Wer nicht eine Bruſt von Erz, Kaldaunen von Kupfer und einen Allerwerteſten von Platina beſitzt, dem raten wir wohlmeinend, dort keine Reiſe mit der ſogenannten ordinären Poſtkutſche zu unternehmen, denn dieſe iſt in der Tat gar zu ordinär.

Der alte Kaſten ruht unmittelbar auf der Achſe, und die Sitze erinnern an die Härte des engliſchen Stahles; Kunſtſtraßen findet man nur in der Umgegend der Hauptſtadt, und befährt man mit der ordinären Poſtkutſche die übrigen erbärmlichen Wege des Landes, ſo riskiert man geradezu, etliche Rippen zu brechen.

Wer keinen eigenen Reiſewagen hat, kommt mit Extrapoſt nicht viel beſſer fort; denn die Fahrzeuge, auf welche man zuweilen geladen wird, gleichen auf ein Haar einem Armenſünderkarren.

Die ordinäre Poſtkutſche bewegt ſich mit unbeſchreiblicher Langſamkeit vorwärts, ſtundenlang muß mon auf jeder Station harren, und mir ſelbſt iſt es begegnet, daß ich mit ſolcher Gelegenheit in vierundzwanzig Stunden kaum acht Meilen zurücklegte. Nichtsdeſtoweniger ſoll das Poſtweſen unter ſeinem jetzigen Chef, dem alten ehrwürdigen Seegebart, ungemein gewonnen haben; wie mag es früher beſchaffen geweſen ſein?

Die preußiſche Regierung ſoll zwar beſchloſſen haben, durch ihr ganzes Land Kunſtſtraßen anlegen zu laſſen, doch die ganze Ausführung des Unternehmens werden jetztlebende Generationen ſicher nicht ſehen. An einigen Orten des Königreichs, wo man Kies und Steine viele Meilen weit zuführen müßte, wird die Anlegung und Unterhaltung der Kunſtſtraßen auch in der Tat ſehr ſchwierig, wenn nicht unmöglich werden.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenſeiten".)

Die Poſtſchnecken.

Alle Verkehrsmittel des alten Deutſchlands ſtanden im Zeichen der Langſamkeit; Poſtkutſche und Flußboot gleicherweiſe. Deſſen ſprichwörtliches „Kriechen" war allerdings zu verſtehen und zu entſchuldigen – mit dem Strome ſchwimmen und mühſames Treideln kann nichts Raſches ſein; aber die Poſtchaiſe ging auch nur im Schneckentempo, trotz des Vier- oder Sechsgeſpanns! Die Begriffsbeſtimmung

in „Zedler": „Poſt, Cursus publicus, heißet auch ein Wagen, welcher mit gleicher Geſchwindigkeit durch Wechſel-Pferde Tag und Nacht fortgeht, und da Perſonen, Pferde und Güter mit fortkommen können" – iſt durchaus keine richtige; denn von gleichmäßiger Geſchwindigkeit war in den deutſchen Poſtbetrieben des Einſt gar wenig zu merken. Immer und überall verſpäteten ſich die Poſtkutſchen. Im Jahre 1720 hatte ein preußiſches Poſtedikt bedauernd eingeſtehen müſſen, daß die „Verſäumniſſe auf den einzelnen Stationen drei bis vier Stunden betragen", und noch ein volles Jahrhundert danach war dieſem Unweſen nicht geſteuert! 1821 machte Börne eine Reiſe von Frankfurt nach Paris; in ſeiner kurioſen Satire: „Monographie der deutſchen Poſtſchnecke, ein Beitrag zur Geſchichte der Mollusken und Teſtazeen" findet ſich eine Statiſtik („Stillſtandslehre") mit einer „Berechnung der Zeit, die ich mich zwiſchen Frankfurt am Main und Stuttgart aufgehalten habe": mehr als ein Drittel der Fahrzeit entfiel auf die Aufenthalte! Jene betrug vierzig Stunden, dieſe beliefen ſich auf vierzehn Stunden vierzehn Minuten! In Heidelberg raſtete man drei Stunden, in Heilbronn gar drei Stunden zehn Minuten lang! . . .

Wir brummen, wenn unſer Expreßzug auch nur um ein paar Augenblicke länger hält, als fahrplanmäßig feſtgeſetzt; in Börnes Tagen aber nahm man dies, wenn auch verdrießlich, ſo doch als etwas Selbſtverſtändliches hin. Es ging eben nicht anders – Schwagers Gäule waren eben keine Rennpferde! Und er und ſeine Genoſſen keine Fahrkünſtler. Das Gegenteil wohl.

Dieſe Schwager! . . . Eigentlich verſtanden ſie gar nichts, als zu „blaſen". Mußten das auch tun, ex officio: Seit 1616 waren ſie in Preußen beim Einfahren ins Städtle verpflichtet, vom Tor bis zur Poſt zu muſizieren; eine Poſtordnung noch von 1812 gebot ausdrücklich: Schwager habe „fleißig und wohl zu blaſen". Und unter den Klängen der ärariſchen Muſik quälten ſie ihre Fahrgäſte.

Weit über des Reiches Grenzen hinaus kannte und fürchtete man die „Schwagers", machte ſich auch über ſie und die durch ihre Perſon repräſentierte „Poſt" luſtig, über dieſe „deutſche Plage" – . . . Etwa wie Byron, der im „Don Juan" Gelegenheit nahm, Thurn-Taxis eins zu verſetzen:

„Hurrah! how swiftly speeds the post so merry,
Not like slow Germany, wherein they muddle
Along the road, as if they went to bury
Their fars; and also pause besides, to fuddle
With ‚Schnapps' – sad dogs! whom ‚Hundsfot' or ‚Verflucter'
Affect no more than lightning a conductor.

Now, there is nothing gives a man such spirits,
Leavening his blood as cayenne doth a curry,
As, going at full speed – no matter where its
Direction be, so't is but in a hurry . . ." [1])

Deutſche ſpöttelten über ihre Poſt natürlich noch mehr. Lichtenberg zog einen hübſchen Vergleich zwiſchen der beſten Kutſchpoſt ſeiner Jahre, der engliſchen, und ihrer heimiſchen Gegenfüßlerin: „Ein rechtes Hindernis von Intrigen - meinte er in ſeiner drolligen Weiſe - iſt der feine und lobenswürdige Einfall der Poſtdirektion in Deutſchland, durch den eine unzählige Menge von Tugenden des Jahres erhalten werden, daß ſie ſtatt der engliſchen Poſtkutſchen und Maſchinen, in denen ſich eine ſchwangere Prinzeſſin weder fürchten noch ſchämen dürfte, zu reiſen, die ſo beliebten offenen Rumpelwagen eingeführt hat. Denn, was die bequemen Kutſchen in England und die dortigen vortrefflichen Wege für Schaden tun, iſt mit Worten nicht auszudrücken.

„Fürs erſte, wenn ein Mädchen mit ihrem Liebhaber aus London des Abends durchgeht, ſo kann ſie in Frankreich ſein, ehe der Vater aufwacht, oder in Schottland, ehe er mit einem Verwandten zum Schluß

---

[1]) „Hurra, wie ſauſt die Poſt von Ort zu Ort!
Nicht wie in Deutſchland, wo ſie faul ſich ſtützen,
Als führ' man eine Leich' in Grabesort,
Wo jede Pauſe ſie zu ſchnapſen nützen,
Ein „Hundsfott" und „Verfluchter" und ſo weiter
Rührt kaum dies Volk, wie Blitz den Blitzableiter.

Nichts aber macht den Menſchen wohl ſo heiter
Und jagt ſein Blut wohltätiger von der Stelle,
Als geht's dahin, gleichviel wohin, nur weiter,
In voller Haſt und flüchtiger Blitzesſchnelle;
- - - - - . . ."

kommt; daher ein Schriftſteller weder Feen noch Zauberer, noch Talismen nötig hat, um die Verliebten in Sicherheit zu bringen: denn, wenn er ſie nur bis Charingcroß oder Hyde-park-corner bringen kann, ſo ſind ſie ſo ſicher, als wenn ſie in des Weber Melek Kaſten wären. Hingegen in Deutſchland, wenn der Vater den Verluſt ſeiner Tochter erſt den dritten Tag gewahr würde, wenn er nur weiß, daß ſie mit der Poſt gegangen iſt, ſo kann er ſie zu Pferde immer noch auf der dritten Station wiedereinholen!" . . .

Und ein ſonſt durchaus Ernſthafter, Adelbert v. Chamiſſo, ſchrieb im Juli 1812 an Hitzig: Es ſcheint der „deutſche Poſtwagen recht eigentlich für den Botaniker eingerichtet zu ſein, indem man nur außerhalb desſelben ausdauern kann, und deſſen Gang darauf berechnet iſt, gut Muße zu laſſen, vor und zurück zu gehen. In der Nacht wird auch nichts verſäumt, da man ſich am Morgen ungefähr auf demſelben Punkte wiederbefindet, wo man am Abend vorher war" . . .

(Paul Cſerna, „Reiſeleid-Reiſeſcheu anno dazumal".)

Was nun die Bequemlichkeiten anbetrifft, welche dem Berliner Publikum durch die Poſt geboten werden, ſo verdienen hier die Journaliere nach Potsdam, welche täglich hin und zurück ſechsmal abgeht, und die nach Frankfurt an der Oder, deren Abgang täglich auf einmal beſchränkt iſt, zuerſt genannt zu werden. Eine Hauptbequemlichkeit iſt aber den Berlinern durch die Einrichtung der Stadtpoſt, die bereits ſeit mehreren Jahren beſteht, verſchafft, und wie ſehr von ſeiten des Publikums dieſe Bequemlichkeit benutzt wird, dafür ſpricht eben das Fortbeſtehen dieſer Einrichtung. Um dieſe Stadtpoſt für Berlin und ſeine nächſte Umgebung jedem zugänglich zu machen, ſind bei 61 Kaufleuten ſogenannte Brieſſammlungen errichtet worden, wo frankierte und unfrankierte Briefe täglich ſechsmal angenommen und in Berlin ſelbſt innerhalb weniger Stunden beſorgt werden. Briefe für die näheren und entfernteren Dörfer oder Privatwohnungen werden nach Maßgabe der Entfernung und des Verkehrs entweder täglich einmal oder wöchentlich mehreremal für denſelben Portoanſatz wie die Stadtbriefe, nämlich für den Brief 1 Silbergroſchen, beſorgt. Wie auf die Einwohner Berlins, ſo hat man auch auf die Bequemlichkeit der mit der Poſt ankommenden Reiſenden Rückſicht genommen, und zu dem Ende ſind zwei Paſſagier-

ſtuben eingerichtet, von denen die eine für die Reiſenden der Fahrpoſten, die andere für die der Schnellpoſten beſtimmt iſt. Kaum eingetreten in dieſe Stuben, darf man ſich nur an den Paſſagierwagen-Meiſter wenden, und augenblicklich ſtehen jedem Fremden Fuhrwerke zu Gebote, die ihn für einen billigen Preis (eine Perſon nämlich zahlt nur 10 Silbergroſchen) nach den entfernteren Stadtteilen ſchaffen; und ebenſo beſorgen dieſe Fuhrwerke die Abholung abgehender Paſſagiere. In allen dieſen Geſchäften wird von ſeiten der Poſtbehörde auf die ſtrengſte Pünktlichkeit geſehen, welche Strenge ſich auch auf ſämtliche Poſtämter der Monarchie, wie gleich unten erwähnt werden wird, ausdehnt. . . . Es bleibt jetzt noch für unſeren Zweck einiges über die Poſtbeamten ſelbſt zu berichten übrig, und mit rühmlicher Anerkennung des Eifers, die von ſeiten des jetzigen Chefs auf das Szientifiſche und Moraliſche der Poſtbeamten verwandt iſt, ſpricht ſich die allgemeine Stimme nur dahin aus, daß namentlich das frühere, unbeſcheidene Benehmen derſelben gegen das Publikum gänzlich aufgehört hat. Der Grund dieſer erfreulichen Veränderung liegt teils in dem Ausſterben der früheren Beamten, teils wohl auch darin, daß viele der älteren, die namentlich in kleineren Städten von dem Steuer- und Salzweſen zu Poſtmeiſterämtern verſetzt wurden und aus ihrem früheren Wirkungskreiſe in ihre neue Stellung ein barſches Benehmen gegen das Publikum mitbrachten, durch Penſionierung entfernt und durch wirkliche Poſtbeamten, denen der jetzige Chef in den erſten Jahren ſeiner Verwaltung ein anſtändiges Benehmen zur Pflicht machte, erſetzt worden ſind. Damit indes der Chef die Überzeugung habe, daß dem Publikum nicht mehr Urſach' gegeben werde, ſich in vorgedachter Beziehung zu beſchweren, ſind ſogenannte Paſſagierbeſchwerdebücher eingeführt worden, in welche jeder Reiſende ſeine Klagen über Beamte, Beförderung, Wagen, Bewirtung uſw. einzuſchreiben berechtigt iſt. In jeder Paſſagierſtube und folglich bei jeder Poſtanſtalt der preußiſchen Monarchie befindet ſich ein ſolches Buch, und die hierin eingetragenen Beſchwerden werden ſogleich zur Kenntnis der Oberbehörde gebracht und mit ſtrenger Gerechtigkeit unterſucht. Wie höchſt zweckmäßig dieſe Einrichtung iſt, und wie vorteilhaft ſie für den Ruf des preußiſchen Poſtinſtituts bereits gewirkt, bedarf hier keiner näheren Entwicklung.

(„Berlin, wie es iſt.")

An Katharina Fröhlich.

Paris, 10. April 1836.

Je viens d'arriver, ma chère. – Ich bin ſchon ein ſo ganzer Franzoſe geworden, daß ich ſelbſt meine bekannten Geſpräche mit mir ſelbſt franzöſiſch halte und eben im Begriff bin, die vor allem erforderlichen Sei's! und Nu, nu, nu, nu! in dieſelbe Sprache zu überſetzen. Gegenwärtiger Brief iſt nicht mein erſter, ſondern ich hatte ſchon in Karlsruhe einen geſchrieben, den ich aber vergaß auf die Poſt zu geben, und als ich es in Straßburg tun wollte, ſah, daß ich ihn verloren hatte.

Ich bin alſo nach elftägiger äußerſt beſchwerlicher Reiſe geſtern morgens 9 Uhr hier angekommen. In dieſen elf Tagen ſchlief ich nur eine Nacht in München und eine in Straßburg, oder an einem dieſer Orte zwei, die übrigen wurden anfangs ſchlaflos, dann als die Natur immer ſchwächer und ſchwächer wurde, mehr träumend als ſchlummernd im Wagen zugebracht. Dazu von Wien bis hier ſchlechtes Wetter, Regen, Schnee; auf den ſogenannten ſchwäbiſchen Alpen ſogar Eis, daß die Pferde gleiteten. Wer nun meinen Widerwillen gegen das Fahren, ja gegen alles Sitzen kennt, mag ſich vorſtellen, welche eigentlichen Qualen ich in dieſen verfluchten Marterkäſten, genannt Eilwagen, ausſtand. In der Nähe von Paris wurde die Luft milder, und wir haben geſtern einen manchmal drohenden, aber recht hübſchen Sonntag gehabt.

Bis Linz fuhr ich mit einem Kaufmann, der aber mehr ein Teil des Wagens als eine Perſon zu ſein ſchien. Von nun an aber fing es an, gefährlich zu werden, und nur mein bekannter Haß gegen das ſogenannte ſchöne Geſchlecht konnte mich ſicher durchbringen. Wie ich in Linz in den Wagen ſteige, ſitzen bereits zwei der hübſcheſten Perſonen, die ich in meinem Leben geſehen, mir gegenüber, die eine (hübſchere, ja ſchöne) war aber ſo wortkarg und, wie ſich bald zeigte, ſo ordinär, daß man kaum mit ihr reden mochte. Die andere pfiff beſſer, aber nur ein Stückchen, obgleich dies aus allen möglichen Tonarten. Stoßende Wege, Wind und Schnee verleideten uns bald die Konverſation, und ich war froh, die ganze Reiſegeſellſchaft in München los geworden zu ſein. In München durchlief ich die Stadt, war aber mit den gerühmten neuen Bauten bei weitem nicht ſo zufrieden, als ich erwartet hatte. Ich komme zur Abfahrt im Bachofe zu München an; wer ſitzt da? Die leibhafte

Hermine Elßler aus Wien, die zu ihren Couſinen nach Paris reiſt. Wir haben den Weg bis hierher zuſammen gemacht. Das Mädchen iſt gutmütig im höchſten Grade, aber nur lügenhafte Feinde können ſie beſchuldigen, das dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſchädliche Schießpulver erfunden zu haben. Übrigens hatte auch die Nähe dieſes wirklich hübſchen und herzlich guten Mädchens (den Weiberhaß abgerechnet) ſchon darum keine Gefahr, weil von allen 300000 Wienern ihr wahrſcheinlich 299999 zur Geſellſchaft lieber geweſen wären, als ich. Wir ſind nicht ſo glücklich geweſen, auf ein Geſpräch zu kommen, das uns beide intereſſiert hätte, weshalb ich glaube, daß es überhaupt keines gibt. Demungeachtet reiſten wir als die beſten Freunde, und es hat mich angenehm zerſtreut, ihr auf der Reiſe behilflich zu ſein und eigentlich für ſie zu ſorgen. In Nancy überließ ich ihr ſogar den bequemen Platz im Coupé und ſetzte mich ins ſchwüle Intérieur des Wagens, wo – eine wunderhübſche Franzöſin mit ihrem Manne ſich eingepackt fand. Hier fingen nun die franzöſiſchen Sprachübungen an. Ich ſagte Politeſſen, über die ich ſelbſt erſtaunte, und trotz manchen Stotterns ſchien ich mich doch ſo gut aus der affaire gezogen zu haben, daß bei der Ankunft in Paris der Mann ſich meinen Namen ausbat und wir beſchloſſen, uns manchmal hier zu ſehen. Ich wohne vorderhand im hôtel de l'Europe, rue Richelieu, habe aber ein ſo ſchlechtes Zimmer, daß ich wahrſcheinlich ausziehen werde. In demſelben Hauſe wohnt Thalberg und Meyerbeer. Erſterer gibt Samstag öffentliches Konzert.

Grillparzer.

(„Grillparzers Briefe und Tagebücher.")

An ſolchen Orten, namentlich wo mißliebige Schriftſteller oder Vereine zuſammen ſind, wird man in Berlin regelmäßig auch einige Polizeiſpione finden. Dieſe Leute mögen das, was ſie gehört, oft auch was ſie nicht gehört, ihren Vorgeſetzten hinterbringen, denn ihre Stellung erheiſcht, wie ſchon bemerkt, deutliche Beweiſe ihrer Ergebenheit; die Polizeibehörde mag über die Meldungen und die mißliebigen Perſonen Buch führen, um bei beſonderen Gelegenheiten gegen diejenigen einzuſchreiten, von welchen ſie glaubt, daß ſie den willkürlichen Präventivmaßregeln verfallen können. Gewiß iſt, daß die Polizeibehörden immer wiſſen, was der oder jener Mißliebige bei dieſer oder jener Ge-

Digitized by Google

legenheit geſprochen und getan hat; und da es bei ihrer Willkürgewalt nicht nötig iſt, daß unmittelbare Veranlaſſungen zu ihren „Maßregeln" zugrunde liegen, ſo wird ihre Strafe immer die „Schuldigen", die der Herrſchaft Mißliebigen zu treffen wiſſen. Die Ausweiſungen, die polizeiliche Aufſicht uſw. ſind hierbei die beliebteſten und gangbarſten Methoden der willkürlichen Polizeiſtrafen. Das Spionweſen über die Geſinnung ſolcher Leute, wie Schriftſteller, Korreſpondenten, freier Gebildeten uſw. erſtreckt ſich aber nicht bloß auf das Vigilieren ihrer Reden an öffentlichen Orten, ſondern hat ſich auch deutlicher, tatſächlicher Nachforſchung zu bedienen gewußt. Die Hausſuchungen werden zwar nicht ſo allgemein ausgedehnt, und jedenfalls wird die Polizei des öffentlichen Skandals halber dieſen Fall nur dann eintreten laſſen, wenn ſie gewiſſe Wahrſcheinlichkeit auf den Erfolg hat. Das iſt natürlich nur in ſeltenen Fällen zu beſtimmen, und ſo hat ſich die Polizei eines geheimen und wirkſameren Mittels bemächtigt, ſowohl beim geringſten Verdacht, als auch ohne beſondere Veranlaſſung den Gedanken der Untertanen nachzuſpüren. Das Mittel hierzu iſt das ſchwarze Poſtkabinett in Berlin. Unter den Poſtbeamten befinden ſich Leute, welche von der Polizei beſoldet und verpflichtet ſind, ſowohl diejenigen Briefe, welche den Adreſſen nach reglementmäßig hierzu gehören, als auch diejenigen, welche ihnen ſelbſt von Intereſſe ſcheinen, aus den Arbeitsſchränken der Poſtexpedition an ſich zu nehmen. Die Vorſteher des ſchwarzen Kabinetts erhalten dieſelben zur „Perluſtration". Sie werden mit beſonderen Werkzeugen geöffnet, dann kopiert oder exzerpiert und von neuem vorſichtig geſchloſſen zur Weiterbeförderung auf die Expedition gegeben. Ob, wie das Gerücht ſagt, ein Wappenſtecher dabei in Sold genommen iſt, wiſſen wir nicht, glauben es auch nach der einfachen Methode des Offnens und Schließens der Briefe entſchieden verneinen zu dürfen. Wenn vielleicht durch Unvorſichtigkeit oder Nachläſſigkeit das Siegel des perluſtrierten Briefes verletzt iſt, ſo pflegt das ſchwarze Poſtkabinett denſelben einfach mit dem Poſtamtsſiegel zu ſchließen und auf die Rückſeite die Bemerkung zu ſchreiben: aufgeſprungen angekommen. Auf dieſe Weiſe entgeht man der groben Beſchuldigung, daß die Verletzung durch die Poſt geſchehen ſei, von welcher doch in ſolchem Falle Vorſicht zu erwarten wäre. Das Hauptexpeditionslokal befindet ſich in Berlin; Zweiginſtitute desſelben in mehre-

ren Grenzſtädten nach Polen, England und Frankreich zu. Die Entſtehung des ſchwarzen Kabinetts iſt natürlich auf keine beſtimmte Zeit zurückzuführen; daß es aber in den unruhigen Zeiten der dreißiger Jahre ganz effektiv in Wirkſamkeit war, geht aus der Geſchichte jener Zeit bereits zur Genüge hervor. Der Demagogenriecher Geheimrat Tſchoppe benützte das ſchwarze Kabinett ganz offen zu ſeinen von der Geſchichte ewig gebrandmarkten Verfügungen; Privatbriefe der Schriftſteller, Studenten und der als freiſinnig bekannten Beamten und Privatleute gaben in den harmloſeſten Äußerungen den Grund zu jahrelanger rachſüchtiger Inquiſitionshaft. Unter dem jetzt verſtorbenen Miniſter von Nagler, damaligem Geſandten des Bundestags, ſpielte das Inſtitut ungeſtört in weiter Ausdehnung.... Man wird vielleicht glauben, daß in den damaligen unruhigen Zeiten dies Inſtitut ganz beſonders den erſchrockenen Regierungen zum Handlanger ihrer Gewaltherrſchaft gedient habe; allein das ſchwarze Poſtkabinett beſteht noch in dieſem Augenblick, wo man doch nicht beſonders offene Verſchwörungen im Lande zu befürchten den Anſchein nimmt, in voller Wirkſamkeit. Die ſchöne Organiſation der geſellſchaftlichen Ordnung in Herrſchende und Bedrückte, Beſitzende und ausgeſaugte Beſitzloſe macht nichtsdeſtoweniger die Wachſamkeit gegen jede etwaige entgegengeſetzte Tendenz notwendig. Gewiſſe Leute, bei denen es, wie man im Leben ſagt, nicht ganz in der Ordnung beſteilt iſt, ſehen ſich in dieſem Bewußtſein ſcheu nach allen Seiten um; dies Bewußtſein läßt ſie überall Verdacht ſchöpfen und Verrat ahnen. Gegenwärtig wird das ſchwarze Poſtkabinett zur Perluſtrierung gewiſſer nach dem Ausland beſtimmter Briefe und zu kleinen und kleinlichen Nachforſchungen benutzt. Die Briefe an die Redaktionen inländiſcher wie ausländiſcher Zeitungen werden in Berlin zuerſt eröffnet, wenn Handſchrift und Adreſſe der Meinung des Vorſtehers nach ſich zum erſtenmal hier vorfinden; man vermutet, und gewöhnlich mit Recht, daß in dem erſten Brief der Name des Korreſpondenten genannt iſt, während die folgenden bloß die beſtimmten Mitteilungen enthalten. Hat man Namen und Inhalt aus der erſten Korreſpondenz erforſcht, ſo bedarf es nur einer kleinen Aufmerkſamkeit, das Zeichen des neuen Korreſpondenten in der Zeitung ſich zu merken, um nachher ein für allemal den Verfaſſer aller ſo gezeichneten Mitteilungen zu wiſſen. Außer dieſen Briefen nach dem Ausland und an

Zeitungsredaktionen öffnet man im ſchwarzen Poſtkabinett auch diejenigen Briefe, welche dem mißliebigen Namen des Adreſſaten nach von beſonderem Intereſſe ſcheinen. Im allgemeinen iſt es ganz dem Ermeſſen der Poſtbeamten überlaſſen, die zu perluſtrierenden Briefe ſich auszuſuchen. An dem Tage nach dem Attentat Tſchechs wurden in Berlin ſämtliche Briefe perluſtriert und um einen Tag ſpäter zur Expedition übergeben.

(Ernſt Droute, „Berlin".)

Digitized by Google

Die Cholera und der Aberglaube.

Die Biedermeierzeit mit ihrer kaum entwickelten Geſundheitspflege ſah noch das Wandern großer Epidemien durch ganz Europa. Die preußiſche Regierung verſuchte, durch einen Militärkordon die Cholera von ihren Gebieten fernzuhalten, aber vergeblich. Auch unter den beſſeren Ständen forderte die Seuche viele Opfer. So ſtarben Hegel, Gneiſenau, Stieglitz und viele andere. Auch der Schriftſteller Robert, der Schwager der Rahel, der vor der Cholera aus Berlin geflohen war, erlag der Krankheit, noch bevor der hier aufgenommene Brief ſeiner Schwägerin mit allen Mitteln und Maßnahmen, die vor der Cholera ſchützen ſollten, in ſeine Hände gelangte. Rahel ſelbſt aber blieb von der Krankheit verſchont. Sie war, wie ſie ſelbſt ſchrieb, Perſönlichkeit genug, um ein Einzelſchickſal fordern zu dürfen.
Daß bei der niedrigen Stufe der Medizin und dem geringen Vertrauen, das man den Ärzten entgegenbrachte, die Quackſalberei in noch höherer Blüte ſtand als heute, dafür gibt uns Gutzkow in einer hübſchen Miniatur den Beweis.

Dem Geſetze über die Sperre und Quarantäne zum Trotz kam die Cholera immer näher nach Berlin. Die Kontagioniſten hätten vernünftigerweiſe einſehen ſollen, daß alle ihre Sperrungsmaßregeln nur den gewerblichen Verkehr hemmten, ohne den Fortſchritt der Krankheit aufhalten zu können. Zu ſolcher Erkenntnis aber kamen ſie noch nicht, ſie glaubten im Gegenteil, die bisherige Sperrung des Landes ſei nicht ſtreng genug geweſen; trotz derſelben hätten einige Übertretungen ſtattgefunden, alſo ſei eine noch größere Strenge geboten. Vor allem ſei es nötig, das Volk von Berlin in die höchſte Furcht vor der Cholera zu jagen, dann werde es willig ſich allen den gehäſſigen Sperrungs-, Kontumaz- und Desinfizierungs-Maßregeln unterwerfen.

In Berlin wurde auf königlichen Befehl aus hohen Militär-, Staats- und ſtädtiſchen Beamten ein Geſundheits-Komitee gebildet, welches unter Leitung des Stadtkommandanten Generalleutnants

Digitized by Google

von Tippelskirch über die zu ergreifenden Maßregeln beraten ſollte; zu den Mitgliedern dieſes Komitees gehörten außerdem noch mehrere Ärzte.

Über alle in die Stadt einpaſſierenden Fremden wurde die ſtrengſte Kontrolle geübt; an den Toren ſtanden Wachen und Polizeibeamte, welche zu prüfen hatten, ob etwa die Fremden aus verdächtigen Gegenden kamen. Auch die Gaſthöfe wurden zu dieſem Zweck noch extraſcharf überwacht. Der Unglückliche, deſſen Heimat der Cholera verdächtig war, oder der auf ſeiner Reiſe einen verdächtigen Landſtrich paſſiert hatte, wurde ohne weiteres in die Kontumaz gebracht, um dort 10 Tage Quarantäne zu halten. Darauf, ob ihm aus dieſer Maßregel die ſchwerſten Verluſte erwuchſen, nahm man nicht die geringſte Rückſicht. Zur Kontumazanſtalt war das ſogenannte Schlößchen vor dem Frankfurter Tore eingerichtet.

Wichtiger wäre es wohl geweſen, Fürſorge anderer Art zu treffen, z. B. Choleralazarette in genügender Zahl einzurichten, um für den Empfang des ſchauerlichen Gaſtes gerüſtet zu ſein. Dies aber geſchah nur in höchſt unzureichendem Maße, weil Stadt und Staat im Streite lagen, von welcher Seite die Koſten ſolcher Einrichtungen zu tragen ſeien. So wurde denn vorläufig nur das Pockenhaus in der Kirſchallee vor dem Oranienburger Tor mit 13 Betten – ſage 13 Betten!! – eingerichtet, und erſt als die Krankheit wirklich ausgebrochen war, kam man dahin, weitere Fürſorge für die Aufnahme der Kranken zu treffen.

Wenn man ſaumſelig mit wirklich praktiſchen Maßregeln beim Ausbruch der Krankheit war, ſo zeigte man ſich um ſo fleißiger mit dem Erlaß von Verordnungen, mit Warnungen an die Einwohner, mit Verbreitung von Schriften über die Cholera und das bei der Krankheit anzuwendende Heilverfahren, durch die man nichts erzielte als eine Vergrößerung der allgemein herrſchenden Unklarheit und Furcht.... Ein Reiſender, der unmittelbar vor dem Ausbruch der Cholera das leichtfertige Berlin beſuchte, erzählt, daß er die preußiſche Reſidenz gar nicht wieder erkannt habe. Es ſei nicht möglich geweſen, von einem Berliner ein vernünftiges Wort herauszubringen. Spricht man von Politik, ſo iſt die Antwort: man ſoll ſchon in Charlottenburg einen Cholerafall beobachtet haben; fragt man nach dem Theater, ſo wird erwidert: einen Dampfapparat müſſe doch jeder vorſichtige Mann im Hauſe

haben! Cholera! Cholera und nichts als Cholera! Wo man geht und ſteht, hört man von Cholera. Im Gaſthofe an der Mittagstafel, im Theater während der Zwiſchenakte, im Familienkreiſe des Handwerkers wie auf den Hofbällen gibt es nur ein Geſpräch: die Cholera! ja ſelbſt in der Kirche hört man während der Predigt hier und da das leiſe geflüſterte Wort: Cholera!"

Die Cholerafurcht nahm ſo überhand, daß ſie zum Wahnſinn ausartete. Eine alte Frau erhängte ſich, um nicht die Cholera zu bekommen. In allen Familien wurden Vorbereitungen getroffen, um für den Ausbruch der Krankheit gerüſtet zu ſein. Man verproviantierte ſich, um ſo wenig als möglich mit anderen Menſchen in Berührung zu kommen. Cholera-Apotheken wurden angeſchafft, Dampfapparate konſtruiert, und alle Präſervativmittel, welche die Staatszeitung in reicher Fülle anpries, hatten einen hohen Preis.

Am 29. Auguſt 1831 wurde der erſte Fall gemeldet: Auf einem Torfkahn bei Charlottenburg ſtarb ein Schiffer, und ſchon am folgenden Tage brach die Krankheit auf einem Kahn, der am Schiffbauerdamm lag, in Berlin ſelbſt aus.... Die Krankheit nahm nach dem Ausbruch in Berlin langſam zu. Es erkrankten in den erſten 3 Tagen 17 Perſonen, am 5. Tage 20, am 8. 26, am 13. 43 uſw.

Die Berliner hatten ſich die Seuche viel ſchlimmer vorgeſtellt, trotzdem zeigten ſie in den erſten Wochen der Epidemie noch immer jene wahnſinnige Furcht, welche von dem Geheimen Rat Ruſt und ſeinen Geſinnungsgenoſſen erzeugt und genährt worden war.

Ich war beim Ausbruch der Cholera in Berlin ein Knabe von 8 Jahren. Mein Gedächtnis iſt nicht beſonders ſtark, und viele wichtigere Ereigniſſe meiner Kindheit ſind mir entſchwunden; aber die Eindrücke, welche die erſte Cholerazeit in Berlin machte, ſind unverlöſchlich geblieben. Ich ſehe noch den traurigen Zug [1]) eines Kranken, der

[1]) Der Anblick des erſten Cholera-Krankentransports hatte zwar auf mich und meine, einige Jahre älteren Brüder einen tiefen, ſchauerlichen Eindruck gemacht; dies hinderte uns aber nicht, uns, als wir nach Hauſe zurückgekehrt waren, mit vollem Appetit an die unreifen Pflaumen im Garten zu wagen, ohne daß wir davon einen anderen Nachteil gehabt hätten, als den einer recht empfindlichen körperlichen Strafe. Der Vater überraſchte uns bei unſerer angenehmen Beſchäftigung und machte uns die Schädlichkeit unreifen Obſtes bei Cholerazeiten auf ſchlagende Weiſe klar.

Digitized by Google

im Korbe nach dem Lazarett getragen wurde. Vor der warnenden Klingel flüchteten voll Grauen alle Begegnenden in die nächsten Häuser, aber die Neugierde trieb sie doch, aus den halb geöffneten Türen dem Zuge nachzuschauen, dessen Äußeres, das abenteuerliche Kostüm der in schwarzen Glanztaffet gekleideten Träger, schon Entsetzen erregte.

Unvergeßlich wird mir ein kecker, übermütiger Schusterjunge sein, der neben dem Zuge her, bald auf den Füßen, bald auf den Händen, den Bürgersteig entlang lief und dabei unaufhörlich schrie: „Man nich fraulich machen, ick krigge keene Cholera", bis ihn endlich der vorangehende Polizist durch ein paar tüchtige Jagdhiebe verscheuchte.

Die Berliner Straßenbuben zeigten sich in jener Zeit mit ihrer naturwüchsigen Unverschämtheit am tapfersten, und sie haben wesentlich dazu beigetragen, die alberne Cholerafurcht zu verscheuchen. Die unglücklichen Ärzte, welche in den ersten Tagen mit Wachstuchmantel und Maske in den Straßen erschienen, um ihre Cholerakrankenbesuche zu machen, wurden so unbarmherzig von den Gassenbuben verspottet, daß sie bald genug sich gezwungen sahen, die auffallende Tracht zu Haus zu lassen. Mehr und mehr brach die gesunde Vernunft sich Bahn, als die Bürger von Berlin beobachteten, daß einerseits die Krankheit so fürchterlich, als sie geschildert worden, gar nicht sei[1]), und daß andererseits alle die unsinnigen Absperrungsmaßregeln, Räucherungen, Desinfizierungen des Geldes und der Waren sich als völlig nutzlos erwiesen.

Der gute Mut kam bald den Berlinern wieder, der alte Berliner Witz machte sich geltend und wendete seine Schärfe gegen die Kontagionisten, am meisten gegen den Herrn Geheimen Rat Rust, den Urheber aller unsinnigen Verordnungen. Es erschien eine viel verbreitete Karikatur. Sie zeigte einen Sperling mit dem Gesicht des Geh. Rates, der in das berühmte Cholerakostüm gekleidet war und die einfache Unterschrift passer rusticus trug, Herr Rust erhielt seitdem den Spottnamen des „Cholera-Sperlings".

---

[1]) Es erkrankten während der ganzen bis zum Schluß des Jahres dauernden Epidemie in Berlin im ganzen 2271 Personen, von denen 1426 starben, also auf 1000 Seelen (Berlin zählte damals etwa 249000 Einwohner) etwa $5\frac{1}{2}$ Tote, während die Epidemie von 1866 bei 670000 Einwohnern 6174 Todesfälle, also auf 1000 Seelen mehr als 9 Tote ergab.

Während beim Anfang der Epidemie die Furchtloſen eine ſeltene Ausnahme in Berlin geweſen waren, wurden bald die Furchtſamen verlacht und verſpottet. In den erſten Wochen hatten alle über die Cholera handelnden Druckſchriften, die Präſervative, die Dampfapparate und Medikamente einen ſo ſtarken Abſatz gehabt, daß die Handeltreibenden mit dieſen Artikeln die glänzendſten Geſchäfte machten. Bald aber hörte der Verkehr darin faſt ganz auf, man hatte ſich von der Nutzloſigkeit derſelben überzeugt. Ja, man konnte es ſogar riechen, daß der Glaube im Publikum an die Zweckmäßigkeit der Desinfizierungen uſw. gewichen ſei; denn in den erſten Tagen drang aus allen Häuſern dem Spazierengehenden der Dampf von Chlor und anderen Räucherungsgegenſtänden in die Naſe. Wohin man kam, wurde man mit Desinfektionsprozeduren ennuyiert, weil jeder in dem Verdachte ſtand, er könne die Anſteckung bringen. Davon war ſchon im Oktober wenig, im November faſt gar nichts mehr zu ſpüren.

Die Theater und anderen Vergnügungsorte, welche anfangs leer geweſen waren, füllten ſich wieder, die große Zahl des Publikums ging wie früher den Geſchäften und den Luſtbarkeiten nach.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Eines iſt gewiß gut: daß nämlich jetzt von ſeiten der Stadt, des Gouvernements, der Kommiſſionen richtig und ſtreng auf die Reinlichkeit, die Lüftung und Bekleidung der armen Klaſſe geſehen wird: es kommen täglich Leute und ſehen nach. Die Wirte ſind auch dazu verpflichtet. Bliebe dies auch in geſunden Tagen ſo! Es iſt nicht wahr, daß die Wohlhabendern dazu nicht Zeit haben, tauſend und tauſend Frauen und Männer haben nichts anderes zu tun: und nicht nur ſeit jetzt denk' ich ſo. Aber ſie ſterben lieber vor Langerweile und Unart aller Art, der Verſchwendung, des Klatſches und der Prahlerei. Überhaupt ſollten Frauen das Armendirektorium ſein; tauſend Witwen und brave Frauen gibt's dazu: männliche Sergeanten dazu, zu Zwang und Hilfe. Könnte man nicht, teurer Louis, dazu beitragen, daß es ſo würde: wenn man z. B. in der „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel aus Berlin ſchriebe, daß es beſchloſſen iſt; daß es ſo werden ſoll? Nicht das mit den Frauen vorerſt: nur daß für die Ärmeren Reinlichkeit, Beſchäftigung und Kleidung auch in geſunden Tagen fortgeſorgt wer-

den würde und dies der Ertrag, menſchlicherweiſe geſehen, von der ſchweren Prüfung ſein ſoll! Mit Lob für die Berliner: einzige Weiſe, ſie und andre anzufeuern; Du ſiehſt, Gott iſt uns gnädig, die Krankheit nimmt nicht ſehr zu; mehrere, als bis jetzt, geneſen. Geſtern ſtand ein ſchöner Artikel in der „Staatszeitung", aus Baden bei Wien, über das Übel. - Da das Miasma in der Luft umherſchleicht, ſo muß man ſich welche präparieren; Fenſter öffnen, wo man nicht iſt: iſt heiße Sonne, mit Eſſig ſprengen von hoch her mit einem Gießkännchen; iſt feuchte Luft, mit Bernſtein räuchern, force! die Fenſter zu; und das ſo fort. Oft - - - -

Nehmen Sie ſich auch recht in acht? Abendtau iſt die Cholera - da ſteht das Wort: es muß hier ſtehn - wenn die Sonne noch ganz da iſt, müſſen die Fenſter zu: und mit Bernſtein alles geräuchert; nachts die Binden umbehalten: keine Sorte Tranſpiration unterbrochen: nie, nicht Tag, nicht Nacht. Nie zu kalt getrunken: nur bei wirklichem Durſt; mehr Kaffee als ſonſt; kein kaltes Fleiſch; nie; etwa beim Tee. Hat man leiſes Abweichen, ordinären Tee; ſchon vormittag. Kein Fenſter geöffnet, bis die Sonne hell ſcheint und aller Morgentau weg iſt; iſt flaue Luft, mit Bernſtein geräuchert, force! iſt es ſonnenheiß - ſie iſt jetzt trügeriſch, immerfort - mit Eſſig geſprengt. Nie ganz ſatt gegeſſen. Vormittag einen Schluck Biſchof; nie bloßes Waſſer; dies abgekocht. Privation! Ja, ja, ja: dies iſt die Abwehr. Knoblauch auf den Magen, oder Kampfer; abſolut. Und Gottes Segen von mir angerufen immerdar! Meine Furcht, mein Schrecken wären grenzenlos, ſich infiziert zu wiſſen uſw. uſw. Ich litt das wiedervergeſſene Grenzenloſe, war auch krank, lag fünf Tage an Nerven, Fieber, Erbrechen - wie immer - zu Bette, als Ihr Brief kam.

(Rahel, „Ein Buch des Angedenkens für ihre Freunde".)

Die Eltern gehörten wie alle Menſchen aus dem Volke weniger der lateiniſchen Heilkunde als der traditionellen Hausmittellehre an. Sie hörten am liebſten von alten Frauen, die Drüſen heilten und Kindern den Zapfen hoben, von alten Schäfern, die die Roſe beſprachen und, wie jener Schäfer in der Kaſerne, ſchlimme Entzündungen mit Salben ſanft auflöſen konnten. Die liebſten Formen des Heilmittels ſind dem Volke der Kräutertrank und die Salbe. In Sal-

Digitized by Google

ben beſonders liegt ihm ein Auszug aller ſeinen Kräfte der Natur. Einfache Kräutermiſchungen und gewiſſe Fetteile des Tieres, Bibergeil, zerriebene Gallenſteine oder ähnliche Miſchungen ſcheinen ihm allein beſtimmt, den Heilſegen Gottes zu tragen. Und das Allerheilſamſte bleibt dem Volk das Wunder. Die Sympathie entfernt die Roſe, die Warzen, die Ausſchläge und greift in den Organismus der Schöpfung ſelbſt ein. Die mediziniſche Polizei iſt beſtändig auf der Jagd gegen die Volksärzte, aber ſie entſtehen doch immer wieder in den Winkeln und Hinterhöfen und einſamen Vorwerken vor den Toren. Man tritt bei ſolchen unzünftigen Ärzten ein. Sie ſitzen bei ihrer ſonſt üblichen Gewerbesarbeit und fahren uns rauh und hart an, wenn wir von ihnen Bewährung ihrer Heilkraft erbitten. Teils iſt dies die Furcht vor Verrat, teils aber auch der alte ſchon in Delphi bekannt geweſene Drang der ſträubenden Ablehnung jeder übernatürlichen Zumutung von ſeiten ſolcher Übernatürlichbegabten. Allmählich beſchwichtigt man die Polternden, und ſie rücken mit ihren Künſten hervor. So lernte der Knabe einſt eine Art von Hexe kennen und ſogar eine, die dicht im Schatten des Domes und des Königlichen Schloſſes wohnte.

Die altersgraue, von Bäumen beſchattete Hofapotheke liegt in dem mittelalterlichen Flügelreſte des Schloſſes. Neben dieſer Werkſtatt Asklulaps, wo mit ſcheuer Ehrerbietung die ausgeſtopften Vögel des Vorgemachs bewundert wurden, bis die Arzeneien durch das Fenſter des Proviſors abgeliefert waren, lag die beſcheidene Hütte einer Heilkundigen, die ſich geradezu als eine Zauberin dem Kinde darbot. An derſelben Stelle, wo jetzt die Grundmauern des Kampoſanto ſich erheben und die kleine „Laufbrücke" nach der Burgſtraße noch nicht geſchlagen war, ſtand im Schutze des neugebauten Domes ein Durcheinander kleiner Hütten und Baracken, und dicht hier am Schloſſe, dicht an einer zünftigen Werkſtatt Askulaps, dicht an der Hof- und Domkirche vertrieb eine alte, lange, hagere Frau, der man ſich nur nach vielem Betteln und Bitten um Hilfe nähern durfte, den Kindern die Drüſen, drehte ihnen die ſteifen Hälſe um, „hob die Zapfen", wahrſagte aus Karten oder Kaffeeſatz, lehrte Sympathie mit rohem Fleiſch, das in die Erde unter eine tröpfelnde Dachrinne begraben werden mußte, und trieb ähnliche wunderbare Abrakadabras der Volksheilkunde. An derſelben Stelle, wo Cornelius die Heilwunder Chriſti

malen wird, nahm dieſe finſtere unfreundliche Alte vier Groſchen für einen „eingerenkten“ ſteifen Kinderhals. Auf dem lichthellen Luſtgarten, jenſeits der ſo morſch und mürbe gewordenen, jetzt entfernten Pappeln, über den alten, nun auch dislozierten Deſſauer Zopf hinweg lag dieſer ſtille, myſtiſche Winkel ohnehin wie ein ſchauerliches Geheimnis, welches ſich dem damals vielleicht ſechsjährigen Knaben ſo eingeprägt hat, daß er nicht nur den Beſuch im kleinen düſtren Zimmer der Hexe ſelbſt bis ins kleinſte Detail der wachstuchumhüllten Vogelbauer, des Bettes im Zimmer, der Schränke, des Stuhls, auf den er ſich ſetzen mußte, beſchreiben könnte, ſondern auch noch deutlich jene braunglänzenden ausgeplatzten Kaſtanien vor ſich ſieht, die er auf dem Heimwege an der Univerſität in die Taſchen ſteckte, da ſein ſteifer Hals, gedreht, beſtrichen, gedrückt von der ſchnarrenden griesgrämlichen Wundertäterin ſich in der Tat wieder bücken konnte.

(Karl Gutzkow, „Aus der Knabenzeit“.)

Das erwachende ſoziale Gewiſſen.

Mit dem ausgehenden Biedermeier tritt auch für Deutſchland, wenn vorerſt auch noch nicht als politiſche Macht, der vierte Stand als ein Teil des Volkes, mit dem man zu rechnen und ſich zu beſchäftigen beginnt, in die Erſcheinung.

Die politiſchen Umwälzungen werden zwar von dem gebildeten Mittelſtand vorbereitet, aber hinter ihm ſtehen ſchon die großen, dräuenden Maſſen der Hungernden, Armen und Entrechteten, denen durch die Umwandlung der Handbetriebe in Maſchinenbetriebe, durch billigere und rationellere Produktion an anderen Punkten des Weltmarktes immer neue Scharen zugeführt werden. Jeglicher Schutz, jegliche Armenpflege – alles, was wir unter ſozialen Maßnahmen heute verſtehen, iſt noch nicht einmal in den Anfängen vorhanden, und die letzte Staatsräſon bleibt der Säbel, die Kugeln der Infanterieregimenter und das Gefängnis. Mit unter den erſten, die dieſe Probleme als Menſchen und als Schriftſteller ernſt nahmen, ſtand Bettine von Arnim, die in ihrem Königsbuch – deſſen ſtarke Vorrede wir bringen – kommende Verwickelungen vorausahnte.

Die Probleme des vierten Standes, die für Frankreich und England ſchon lange von Bedeutung waren und ſchon geraume Zeit unterſucht wurden, kommen für Deutſchland und Preußen jedenfalls erſt ſpät zur Debatte. Ihre großen Führer aber, Bauer, Marx und Laſſalle, gehen alle aus der Hegelſchen Schule hervor, wenn ſie ſich auch in den Schlußfolgerungen diametral auf die Gegenſeite ſtellen.

Denn das Handwerk in der Stadt hat gegen die Ungunſt der Zeit zu kämpfen. Einſt waren die Tuchmacher und Strumpfwirker wohlhabende Innungen geweſen, ſie webten und wirkten die blauen und weißen Röcke und die bunten Strümpfe für das Landvolk bis weit nach Polen hinein; aber der erſchwerte Verkehr mit der Fremde und noch mehr der Beginn der Maſchinenarbeit macht ihnen mit jedem Jahre den Verdienſt geringer. Noch fehlt das Geld und die Kraft zum größeren Betriebe; die alte Zeit geht zu Ende, der Segen der neuen

Digitized by Google

wird noch nicht ſichtbar, es iſt eine Periode des Rückganges und der erſten Verſuche auf neuen Bahnen, in welche meine Kindheit fällt.

(Guſtav Freitag, „Geſammelte Werke", Bd. I.)

11. März 1845.

Während ich das Dunkel der Religion und Theologie aufhelle, hellſt Du die Dunkelheiten der Politik auf! während ich die menſchliche, urgierſt du die ſtaatliche Autonomie! Gegenwärtig haſt Du, wie Johanna geſchrieben, die ruſſiſche Politik auf dem Korn. Dieſes Thema iſt das Gegenſtück zum germaniſchen Jeſuitismus. Der Kaiſer von Rußland ſcheint mir nichts anderes zu ſein, als ein politiſcher Jeſuitengeneral. Hat der Kaiſer von Rußland ein anderes Prinzip oder ein anderes Regiment, als der Jeſuitengeneral und Orden? Der Unterſchied iſt nur, daß, was hier an zwei Perſonen verteilt iſt, dort in einer zuſammenfällt. Die Ideenaſſoziation führt mich eben auf die Mißgeburt der deutſch-katholiſchen Kirche. Die armſelige Zeit, die nur zu Halbheiten, zu Schwachheiten Tatkraft hat! Und dieſe Schwachheit macht Senſation und ſicherlich Glück bei Fürſt und Volk. Es iſt zum Totſchießen! Dieſe Perſiflage auf Luther! Doch was kann auch unter den Auſpizien unſerer Regierungen gedeihen! Weg mit dieſem Zeug! Ich lobe mir den Schneidergeſellen Weitling, dieſes Schneiderlein iſt mehr wert, als eine Krone. Doch ſtill mit dieſen politiſchen Blasphemien! Ich kehre zur Freundſchaft zurück. Dein erträgliches Befinden freut mich, aber ich bedaure doch, daß Du die Stube hüten mußt. Die zeitherige Kälte war im Hauſe läſtig, aber im Freien höchſt erquicklich und belebend. Aber die armen Menſchen und Tiere, denen die Armen bei uns ſo nahe ſtehen, haben viel leiden müſſen. Die Haſen und Rehe verhungern, die einheimiſchen Vögel verſchwinden, und die Bewohner des Nordens, die Schneegänſe, ſonſt nur flüchtige Paſſagiere, laſſen ſich bei uns nieder. Selbſt bis von Ansbach her, alſo drei Poſtſtunden weit, kommt das arme Volk in unſere Wälder, um ſich dürre Zweige, mitunter auch grüne, die aber verboten ſind, - doch Not bricht Eiſen, alſo auch wohl Hölzer - herunterzuſchlagen. Was für Brennſtoff für künftige Revolutionen liegt nicht allein ſchon in den Prügeln, die das arme Volk ſtundenweit nach Hauſe ſchleppen muß, um nicht zu erfrieren, und nicht einmal in hinlänglicher Menge

findet. So hat ſchon die Armut unſere Wälder ausgebeutet. – Die Notiz über Kriege hat mir Eliſe mitgeteilt. Sie hat mich nicht befremdet, aber meinen Entſchluß, einen großen Teil meiner Briefe, ſelbſt unverfängliche, zu verbrennen, raſch zur Tat gebracht. Will die große Schimäre, der Staat genannt, meine Briefe leſen, ſo erbreche er ſie auf der Poſt; in meinem Hauſe ſoll er keine mehr zur Durchſchnüffelung bekommen. – Deine liebe Frau, der ich auch einige Zeilen beilegen wollte (aber es geht jetzt nicht mehr), hat die tranſzendente und überſchwengliche Güte gehabt, uns alle drei einzuladen. Aber drei auf einmal, das geht doch nicht an. Ich bin ſelbſt noch nicht einmal mit mir im reinen. Ich warte noch auf Briefe von Otto Wigand und auf den Fortgang meiner Arbeit. Ich wollte mit Wigand Ende Februar zuſammenkommen, aber die Kälte hielt ihn ab. So bin ich auch in dieſer Sache noch beim alten. Wie langſam geht doch ſo vieles im menſchlichen Leben vorwärts, gerade als dauerte es eine Ewigkeit!

Dein Bild von Correns erfreut mich oft, aber es hat doch einen Fehler, der mir erſt auf Krieges Veranlaſſung zum Bewußtſein kam: es iſt zu freundlich, zu mild. Ich erwarte keine Antwort.

Dir und den Deinigen ein Lebehoch!

L. F.

(August Kapp, „Briefwechſel zwiſchen Ludwig Feuerbach und Chriſtian Kapp".)

Dort wie hier.

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit
Und alles ſchon vorbei.
Wir werden von der Fronarbeit
Doch nun und nimmer frei.
Zur Arbeit ſind wir hier allein,
Dort wird es auch nicht anders ſein.

Der Pfarrer hört's und tröſtet ſie:
„Ihr lieben Kinder mein,
So etwas gibt's im Himmel nie,
Da wird nur Freude ſein.
In unſers Herren Himmelreich
Iſt einer nur dem andern gleich."

Herr Pfarr, was Ihr vom Himmel ſprecht.
Wenn Ihr's gewiß auch wißt,
Ganz gleich, das glaub' ich doch nicht recht,
Ich weiß ſchon, wie es iſt:
Die andern trinken Wein und Bier,
Und unterdeſſen donnern wir.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Wanderratten.

Es gibt zwei Sorten Ratten,
Die hungrigen und ſatten.
Die ſatten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tauſend Meilen,
Ganz ohne Raſten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält ſie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie ſchwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche erſäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden laſſen die toten zurück.

Es haben die Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geſchoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie laſſen nicht taufen ihre Brut.
Die Weiber ſind Gemeindegut.

Der ſinnliche Rattenhaufen,
Er will nur freſſen und ſaufen,
Er denkt nicht, während er ſäuft und frißt,
Daß unſre Seele unſterblich iſt.

Digitized by Google

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, ſie hat kein Geld
Und wünſcht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie ſind ſchon in der Nähe,
Sie rücken heran, ich höre ſchon
Ihr Pfeifen, die Zahl iſt Legion.

O wehe! wir ſind verloren,
Sie ſind ſchon vor den Toren!
Der Bürgermeiſter und Senat,
Sie ſchütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerſchaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet iſt das Palladium
Des ſittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweiſe Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, liebe Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgeſpinſte
Der abgelebten Redekünſte.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie ſpringen über die feinſten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger-Wurſt-Zitaten.

Ein ſchweigender Stockfiſch, in Butter geſotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel beſſer, als ein Mirabeau
Und alle Redner ſeit Cicero.

Heinrich Heine.

Des Volkes Tochter.

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du biſt nicht arm, was auch dein Elend ſpricht,
Der Unſchuld Krone ſchmückt dein ſchönes Haupt,
Und wenn ein Reicher ihr Geſchmeide raubt,
Biſt du nicht arm. - Was tut's? Sei klug!
Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du biſt nicht arm, was auch dein Elend ſpricht.
Ein Pfaffe ladet dich zum Beichtſtuhl ein,
Geh hin! Er küßt dich, im Marienſchrein
Biſt du nicht arm. - Sei klug und fromm!
Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du biſt nicht arm, was auch dein Elend ſpricht.
Die Nachbarin läßt ihre Truhe auf,
Greif zu! - Zum Bagno geht dein Lebenslauf,
Und wenn zum Tod - was tut's? Nur ſtolz!
Nur weine nicht!

Karl Gutzkow.

Das Hauptproletariat ſolcher Familien findet man in entlegenen Gaſſen und Stadtteilen, ſogenannten „ſchlechten Vierteln". Das Hauptlager derſelben iſt im Voigtland, einer großen Anzahl erbärmlicher Hütten, die ſich draußen vor dem Hamburger Tor links und rechts weit hinziehen. In dieſem Viertel findet man die ſogenannten Familienhäuſer, eine Einrichtung, deren Betrachtung beſonders belehrend iſt. Mitten unter den elenden Hütten dieſes Viertels ſtehen einzelne große Häuſer, im ganzen ſieben, in welchen ſich zuſammen 2500 Menſchen in 400 Gemächern befinden. Die Einrichtung iſt entſtanden durch Privatſpekulation; weder der Staat noch die „Gemeinde" iſt darauf gefallen, der Maſſe von Armen ſolche größere Aſyle ſtatt ihren ſchlechten ſtinkenden Höhlen zu geben. In jedem dieſer Häuſer iſt ein Inſpektor, welcher auf das Hausreglement zu ſehen und den Miet-

Digitized by Google

zins einzutreiben hat. Die Stuben ſind, wie ſchon die Zahl derſelben beweiſt, im allgemeinen klein und regelmäßig; dennoch aber wohnen in vielen ſolcher Stuben zwei Familien beiſammen. Ein Seil, welches quer durch die Stube gezogen iſt, trennt die beiden Inwohner. Die Bewohner ſelbſt beſtehen, wie ſich aus dieſen Anſtalten von ſelbſt ergibt, aus der letzten Hefe der beſitzloſen Volksklaſſe. Große Familien werden dem ausdrücklichen Reglement gemäß nicht geduldet; es ſind meiſt einzelne hilfloſe Arme, teils Familien von 3 bis 4 Perſonen. Die Miete beträgt gewöhnlich zwei Taler für den Monat. Dieſe und der Lebensunterhalt muß alſo von den Leuten „verdient" werden; die Inwohner gehören dem eigentlichen Proletariat an, ſie müſſen, wenn ſie nicht auf die Gaſſe geworfen ſein wollen, dieſe Exiſtenz durch was immer für Mittel „verdienen"; der Inſpektor hat gewöhnlich Nachſicht mit ihnen, muß aber doch darauf ſehen, daß ſie überhaupt zu bezahlen imſtande ſind. Die meiſten wenden ſich um Unterſtützung an die Armendirektion. Da die Lage aller ohne Ausnahme gewiß die hilfsbedürftigſte iſt, ſo ſollte man glauben, daß die Armendirektion hier tätig eingreife; dies iſt jedoch im ganzen nicht der Fall. Wendet ſich ein Hilfsbedürftiger an die Direktion, ſo werden erſt die ſorgfältigſten Unterſuchungen angeſtellt, ob man nicht einen Einwand der Arbeitsfähigkeit geltend machen könne; es iſt öfters bei jungen Familienmüttern vorgekommen, daß die Armendirektion vor der Unterſtützung unterſuchte, ob die Unglückliche nicht etwa noch Muttermilch habe! Andere werden ohne weiteres zurückgewieſen; die meiſten mit einem Almoſen „ein- für allemal" abgeſpeiſt. Der junge Schweizer Arzt, welcher die Erfahrung dieſer Häuſer niedergeſchrieben, wie ſie Frau von Arnim in ihrem Königsbuch abdruckte, erzählte, wie ein Armer in den fürchterlichſten Verhältniſſen ein- für allemal zwei Taler bekommen und nach kurzer Zeit natürlich wieder in dasſelbe Elend geſunken; da borgte ein blinder Leierkaſtenmann dem Unglücklichen eine Hoſe und ein Hemd, damit er es verſetze, und ſchenkte demſelben ſpäter beim Tode ſeines Kindes einen Taler zur Beſtreitung der Begräbniskoſten. „In welchem Lichte", ſagt der Arzt, „erſcheint die Armendirektion neben dieſem Leierkaſtenmann!" Wir meinen aber, in keinem andern Lichte als die ganze liberale Geldariſtokratie neben dem um das Leben beſtohlenen Proletariat. -

Leute unter 60 Jahren erhalten von der Armendirektion faſt nie Unterſtützung. Der Deputierte beſucht die Armen nur, wenn ganz außerordentliche Hilfe verlangt wird; bis dies aber erfolgt, verſtreichen oft ſechs bis acht Wochen. Ein Exekutor, der wegen einer Schuld von 3 Talern 15 Sgr. den Mann in Arreſt bringen ſollte, ging ſelbſt zum Armendirektor, um die kleine Summe für die Leute zu erbitten. Aber er ſtellte umſonſt vor, daß durch die Verhaftung des Mannes die Frau mit ſechs Kindern der Kommune zur Laſt fallen würde; die Armendirektion bekümmerte ſich nicht darum, und erſt als der Mann eingeſteckt war, erhielt die Frau ein monatliches Almoſen von 4 Talern. Die Armendirektion geht alſo von dem noblen Grundſatz aus, daß die Armen erſt vollſtändig demoraliſiert ſein müſſen, bevor ſie der Aufhilfe wert ſind. Ein anderer ſchwacher Armer wünſchte ins Spital, wurde aber zurückgewieſen, bis man ihn hilflos auf der Straße liegend fand. Die Armendirektoren ſelbſt ſind daher bei dieſen Leuten keineswegs als die „Wohltäter der leidenden Menſchheit" angeſehen; die Armen vergeſſen auch nicht, wie ſich einer der Armendirektoren erhängt, ſein Nachfolger aber wegen Veruntreuung der Gelder abgeſetzt und ſelbſt zum Bettler geworden ſei. –

Im Winter vom 15. Dezember bis 15. April werden die Armenſuppen gekocht, von denen jede Familie alle zwei Tage eine Portion erhält: davon iſt jedoch ausgeſchloſſen, wem eine monatliche Unterſtützung zugewieſen iſt. Die höchſte Unterſtützung beläuft ſich auf 2 Taler monatlich, reicht alſo im günſtigſten Fall zur Deckung der Miete. Alle dieſe Leute, welche doch der Unterſtützung „bedürftig" ſind, ſind demnach gezwungen, ihren Lebensunterhalt auf irgendeine Weiſe zu erwerben, ungerechnet diejenigen, welche gar nichts erhalten und alles verdienen müſſen. Die Unſicherheit des Verdienſtes bei dieſen Leuten liegt auf der Hand; aber das erſte, was ſie erwerben, verwenden ſie auf ihren Mietzins. Sie hungern lieber bis aufs äußerſte, als daß ſie ſich der Exmiſſion ausſetzen, denn ſie wiſſen, daß ſie alsdann der Polizei in die Hände fallen, ins Arbeitshaus kommen und ihr Leben, gehetzt von den unmenſchlichſten Polizeigeſetzen, aushauchen. Manche Weiber ſuchen ſich ihren Unterhalt zu verdienen, indem ſie Knochen ſammeln, der Zentner davon wird mit 10 Sgr. bezahlt, und es mag oftmals mancher Tag vergehen, bis ſie dieſe Quantität, vom Glück begünſtigt,

Digitized by Google

erworben haben. Manche Eltern ſchicken dann ihre Kinder noch in die Fabriken, wo ſie die Woche über ihren ſpärlichen Verdienſt finden. Oft geben die Kinder ihren Eltern nichts, und die Eltern verzichten gern darauf in der Hoffnung, daß ſich die Kinder aus der Armut reißen. Viele ſind Arbeiter und Handwerker, welche durch die Unſicherheit des Verdienſtes hierher verſchlagen werden. So erzählt der erwähnte junge Arzt von einem ſehr geſchickten Weber, der an einem Stück (66 Ellen) $1^1/_8$ breiter Leinwand 14 Tage arbeitet und 3 Taler 5 Sgr. hieran verdient; Frau und Kinder desſelben leben abwechſelnd von Kartoffeln oder Hafergrütze, was ſie $2^1/_2$ Sgr. koſtet, und der ſchlecht gekleideten Kinder wegen werden $1^1/_2$ Sgr. täglich für Holz ausgegeben. Seine Monatausgaben mit Miete uſw. belaufen ſich auf $7^1/_2$ Taler, ſeine Einnahme im günſtigen Fall auf $6^1/_3$ Taler. Ein anderer iſt Schuhmacher, der nicht unterſtützt wird; er macht Flickarbeit für die Leute im Familienhaus, die ſelten gleich bezahlen, und muß im Hauſe mit zwölf anderen Schuſtern konkurrieren. Sein Verdienſt beläuft ſich oft nur auf 2 Sgr. den Tag, und davon ſoll er mit Frau und 2 Kindern vegetieren. Viele in den Familienhäuſern eſſen morgens trockenes Brot, mittags gar nichts, abends eine Mehl- oder andere Suppe. Von einem halben Lot Kaffee trinken 5 Perſonen zweimal. Eine Frau hat mit einem fremden Weber ein Zimmer zuſammen gemietet, und hilft ihm bei der Arbeit, um wenigſtens einen Anhaltpunkt zu haben. Manchmal aber verdienen beide nichts. Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht in Brot und bitterem Kaffee. Als der Arzt ihr Zimmer beſuchte, zeigte ſie ihm einen Teller voll Kaffeeſatz, den ſich eine arme Nachbarin erbettelt und mit ihr geteilt hatte.

Ein anderer Weber, der untauglich zur Arbeit geworden, ſuchte ſich bei benachbarten Webern unbrauchbares Garn zuſammen, um Schürzenſchnüre daraus zu verfertigen; da aber ein Hauſierpatent 12 Taler koſtet, iſt er gezwungen, dieſelben heimlich zu verkaufen. Neben ſolchen Arbeitern, die im Dienſt der Handelsgeſellſchaft ihr Blut geopfert, findet man in den Familienhäuſern auch ſolche, die der Staat preisgegeben hat. Ein Mann von 82 Jahren, deſſen zwei Söhne im ſogenannten Freiheitskrieg gefallen, liegt gelähmt und ohne Möglichkeit, etwas zu verdienen, im Bett. Die Armendirektion bezahlt ihm ſeine Miete und weiter nichts; nur die Hilfe ſeiner armen Nachbarn rettet

ihn vor dem Hungertode. Eine arme alte Witwe gibt die fünf Dekorationen ihres Mannes ab, welche derselbe in verschiedenen Schlachten erhalten, und bekommt ein- für allemal 5 Taler Almosen. Ein Schirrmeister, welcher ebenfalls die Feldzüge mitgemacht, ist mit einer Frau und 6 Kindern im Familienhaus, wo er von 8 Talern Pension vegetieren muß. Seine Absetzung war erfolgt wegen angeblichen Wahnsinnes, in der Tat aber, weil er einem hohen Beamten ein Übergewicht verweigert hatte. - Überall herrscht in den Familienhäusern das tiefste Elend. Das Leben oder vielmehr das Vegetieren ist hier eine Art Hazardspiel; es wird présence d'esprit verlangt, um dies Vegetieren von einem Tag zum andern hinzuleiern. Nur die Armen selbst stehen sich untereinander noch bei.

Die Demoralisation wird in den Familienhäusern naturgemäß in jeglicher Weise befördert. Die Leute sind durch das Zusammenwohnen aller äußren Schranken voneinander enthoben, und die Kinder wachsen in dieser Wirtschaft wild und ohne Erziehung auf. Die meisten Eltern selbst tragen die größte Sehnsucht nach Schulunterricht für ihre Kinder, aber teils sind sie gezwungen, dieselben in die Fabriken zu schicken, teils sind die Schulen in diesen Vierteln so schlecht, wie die ganze Behandlung dieser Parias der christlichen Gesellschaft. Gleich den Familienhäusern sind auch die Schulen Privatunternehmen; der Staat bekümmert sich nur insofern um dieselben, als er die Lehrer examiniert. Im ganzen besuchen ungefähr 350 Kinder diese Schulen. Sie bestehen aus einer Kleinkinderschule und drei Primärschulen, von denen zwei für Knaben und eine für Mädchen errichtet sind. In der Kleinkinderschule befinden sich ungefähr 140 Knaben und Mädchen, welche ein altes Ehepaar täglich 6 bis 8 Stunden unterrichtet. In den Primärschulen werden die Kinder der erbärmlichsten Quälerei durch mechanische Lernübungen ausgesetzt. Der Stand der Bildung aber ist in der ganzen Hauptstadt unter der arbeitenden Klasse der kläglichste. Berlin hat 66000 schulpflichtige Kinder, und von diesen besuchen etwa 37000 die Schule, während 29000 der größten Unwissenheit und Demoralisation preisgegeben bleiben. -

(Ernst Dronke, „Berlin".)

Königliche Majeſtät!

(Juli oder Auguſt 1843.)

Als in Ew. Majeſtät erſtem Regierungsjahr ein Trauerſpiel aufgeführt ward, worin die Hauptrolle, ähnlich dem Geſchick der Eule, die auf einem dürren Aſte dem Schwarm der Vögel ausgeſetzt iſt, die ſie haſſen, einem Mann aufgedrungen wurde durch verleumderiſche Zungen, gegen die er ſich nicht zu verteidigen vermochte, da erkannte ich deutlich, wie eine falſche Politik den Boden des Vertrauens zwiſchen Volk und Fürſten unterwühle. Damals bat ich um Erlaubnis, dem König ein Buch zueignen zu dürfen. Mir ſchwebte eine Fabel vor, wie ſich der Volksgeiſt deutlich bezeichnen laſſe, gegenüber jener Scheinmacht der Staatskunſt, die zwar die Zügel lenkt, aber einen hölzernen Gaul reitet, der nicht vorwärts geht, während die Volksbegeiſterung ein Flügelpferd iſt, das mit ſeinem Feuerhuf die Wolken zerſtampft, um ſich Licht zu verſchaffen. Die Geſtirne laſſen ſich nicht aus dem Brunnen ſchöpfen, in dem ſie ſich nächtlich ſpiegeln, ebenſowenig können die reineren Begriffe, die gewaltigen Zukunftsgedanken, die am erhellten Firmament des Volksgeiſtes heraufziehn, im Widerſchein des Zeitenſtromes eingefangen werden. Wie groß iſt es, Fürſt zu ſein einem Volk, das in Anlage, im Willen und im Zweck der Geſchichte einen großen Fortſchritt zu tun berufen iſt, und das nicht mehr durch den getrübten Widerſchein ſeiner Begriffe kann an ſich irre werden. Der Beruf eines ſo kritiſchen Momentes flößt Ehrfurcht ein vor dem König, der ihn zu löſen hat, und Liebe.

Und darum ſage ich hier ohne andre Beziehung Geliebter König, weil alle Hoffnung eines mit unendlichen Opfern erſehnten Zieles auf ihm ruht.

Aber auch dann, wenn die heiligen Anſprüche, die unumſtößlichen – die Blüten der Zeit, ohne Früchte zu tragen, unter ſeinem Zepter gebrochen dahinwelken, wenn die erwartungsvolle Gegenwart in die offenen Gräber hinabſtürzt und ſie mit Schutt ausfüllt, ſtatt daß dieſe zu Fundamenten einer großen Zukunft ſollten dienen, dann iſt auch mir der König geliebt, wenn ich nicht voll jubelnder Zuverſicht zu ihm hinauf kann ſchauen.

Wenn der Adler ſeine Jungen der Atzung entwöhnt und ſie zagend über dem Raub ſchweben, dann umfängt er ſie mit dem weichen Flaum

ſeiner Bruſt, aber mit ſeiner Stärke drückt er ſie nieder auf die Beute und hilft ihnen, ſie durch die Lüfte entführen.

Dem Volk Genius ſein, es umfaſſend ſtärken und erleuchten zur kühnen Tat, das iſt des Königs Beruf; aber er achte der falſchen Politik nicht, die Steine in den Brunnen wirft, um den Widerſchein zu trüben einer höheren Erleuchtung. Die echte Politik muß Erfinderin ſein, ſie muß die Bedürfniſſe wecken durch neue höhere Begabung, und jedem Reiz muß ſie zuvorkommen mit Fülle und dem Volke lehren, alle Geiſteselemente furchtlos durchdringen und ſeine Kräfte grenzenlos ausbreiten.

Der Genius nur kann Fürſt ſein! Und unſer König – wollte der unumſchränkte Genius ſein! Stieg' das Ideal der Zeiten in ſeinem Geiſt uns auf!

All dies iſt mir durch den Kopf gegangen, als ich mein Buch ſchrieb. Wollte es Euer Majeſtät huldvoll aufnehmen, wie könnte ich es dankbar genug anerkennen!

In untertänigſter Ehrfurcht
Bettine Arnim.

(Ludwig Geiger, „Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV.")

Kirche und Schule.

Religion, Myſtik, Erziehung.

Das Bild der Biedermeierzeit wäre unvollſtändig, wenn man nicht der religiöſen Strömungen gedächte, die, nachdem in der Periode vorher die Religion faſt ganz verweltlicht worden war, ſowohl im Proteſtantismus wie im Katholizismus mit erneuter Kraft einſetzten und auf der einen Seite zum berüchtigten Muckertum und auf der anderen Seite zu ſchwärmeriſchen Ekſtaſen führten, die gerade viele Künſtlernaturen, Maler und Schriftſteller mit unbezwinglicher Macht in die Arme des Katholizismus trieben. Hat doch ein Brentano über ein Jahrzehnt ſeines Lebens damit zugebracht, über die Viſionen und Verzückungen der Katharina von Emmerich Buch zu führen. Auch ſonſt im Privatleben und in der Freundſchaft herrſchte eine romantiſche Schwärmerei mit myſtiſchen Untergründen, für deren Überſchwenglichkeit uns heute das Verſtändnis fehlt. Die Schulverhältniſſe der Biedermeierzeit, die noch keine allgemeine Volksſchule kannte, waren in mancher Beziehung noch ſehr rückſtändig, und ſelbſt an den höheren Schulen, die reichlichen Wiſſensſtoff vermittelten, und aus denen mehr Männer mit guter Allgemeinbildung hervorgingen als heute, war man mit den Erziehungsmitteln keineswegs wähleriſch und ſchreckte vor einer brutalen Behandlung der Zöglinge nicht zurück.

Friedrich Wilhelm war durch den oft gehäſſig geführten Agendeſtreit in ſeiner religiöſen Überzeugung nur noch mehr beſtärkt worden. Schon früher hatte er ſich einer ſtrengen Auffaſſung zugeneigt, in ſeinem Alter war dies noch mehr der Fall. Er erklärte oft mit ſcharfen Worten ſeine Abneigung gegen den religiöſen Rationalismus, der unter der gebildeten Welt beſonders in Berlin zahlreiche Anhänger fand.

Es entwickelte ſich in jenen Jahren in Berlin ein merkwürdiger religiöſer Kampf, vorzugsweiſe in der höheren Geſellſchaft. Die Extreme berührten ſich. Während auf der einen Seite die religiöſe Freiheit, die rationelle Anſchauung immer weiter um ſich griff, fand der Myſtizismus und Pietismus auf der andern Seite eine Reihe von hochangeſehenen Anhängern.

Digitized by Google

Man wußte, daß der alternde König ſich für Bibel- und Miſſions-Geſellſchaften, für Traktatenvereine u. dgl. mehr intereſſierte, daß ſein beliebter Generaladjutant v. Witzleben die frommen Konventikeln beſuchte. Natürlich beeilten ſich deshalb die Karrieremacher, um auch ihrerſeits ſich als fromme Männer zu zeigen, um ſo mehr, als ſie hoffen durften, ſich dadurch auch bei dem Kronprinzen einzuſchmeicheln, deſſen ſtreng religiöſe Richtung allen bekannt war.

Ein Miniſter, der ſonſt keineswegs im Geruch der Frömmigkeit ſtand, wurde Chefpräſident der Bibelgeſellſchaft, andere hohe Staatsbeamte zeigten ſich als eifrige Mitglieder der Traktätchenvereine. Bet- und Erbauungsſtunden wurden in vielen vornehmen Häuſern gehalten. Eine Engländerin, Miſtreß Frÿ, war die Löwin der Berliner hohen Ariſtokratie. Sie ſchwärmte für einen exzeſſiven Pietismus, ſie hielt in den einflußreichſten Zirkeln der Reſidenz Vorträge für die beſſere Behandlung der Strafgefangenen, die ſie durch myſtiſche Gebete würzte, und der berühmte Prediger Tholuck verdolmetſchte der erleſenen Zuhörerſchaft die überſchwenglichen Predigten jener Dame. Eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes erklärte ſich zur Beſchützerin der Miſtreß Frÿ, es wurde unter den Hoffräulein und Edeldamen Mode, nach Spandau zu pilgern und Bibeln und Geſangbücher an die Zuchthäusler zu verſchenken.

Das höchſte Streben der Pietiſten war, den König ganz für ihre Richtung zu gewinnen. Gelang dies, dann hatte die Reaktion den glänzendſten Sieg gefeiert, dann durfte ſie hoffen, auch die freie Entwickelung der Schule, die bisher unter Altenſteins Schutz ſo kräftig vor ſich gegangen war, ſich zu unterwerfen. Zum Glück für das preußiſche Volk aber gelang dies nicht. –

Der Myſtizismus hatte gerade in den letzten Jahren ſich von einer ſo verächtlichen Seite gezeigt, daß ſeine Ausſchweifungen den wahrhaft frommen König ebenſoſehr zurückſtießen, als er ſich verletzt fühlte durch das Rütteln an den Grundſätzen der Religion, welches er den Rationaliſten ſchuld gab. In Königsberg hatte ſich das Unweſen des Pietismus in ſeiner ganzen Nacktheit entſchleiert.

Schon ſeit langer Zeit erzählte man ſich in Berlin ſeltſame Geſchichten von den ſogenannten Muckern, einer pietiſtiſchen Geſellſchaft, welche in der zweiten preußiſchen Hauptſtadt unter dem höchſten Adel ſehr verbreitet war, und die auch ihre Bekenner in Berlin haben ſollte. Man

wußte im Publikum nichts Beſtimmtes über die Mucker, aber plötzlich lichtete ſich das Dunkel, und was man nun erfuhr, ging weit über die vorher verbreiteten Gerüchte.

Die Mucker verſammelten ſich, wie amtlich ermittelt wurde, nächtlich zu ihren Religionsübungen. Auf ein gegebenes Zeichen entkleideten ſich Männer und Frauen, ſie wurden von dem Geiſtlichen ermahnt, ſich des ſinnlichen Genuſſes zu enthalten, obgleich die Lichter ausgelöſcht waren.

Lange Jahre hatten dergleichen Zuſammenkünfte ſtattgefunden; als nun aber der Wahnſinn der Mucker ſich zum höchſten Grade ſteigerte, als man beſchloß, die junge Gattin eines Grafen F. ſolle auserwählt werden, um den Meſſias neu zu gebären, da fand der Gemahl der jungen Dame die Sache nicht nach ſeinem Geſchmacke. Er denunzierte die Sekte den Behörden, und das Unglaubliche wurde nach eingehenden amtlichen Unterſuchungen als wahr befunden. Ein D. Sachs aus Königsberg, der früher ſelbſt der Sekte angehört hatte, übergab eine Darſtellung derſelben der Öffentlichkeit.

Zwei Prediger in Königsberg, die als Päpſte der Sekte fungiert hatten, wurden ihres Amtes entſetzt und in Unterſuchung gezogen. Der Skandal war furchtbar.

Solcher Unfug mußte den König zurückſchrecken von dem Pietiſtenunweſen, und wenn er auch in ſeinen letzten Regierungsjahren die ſtrenge religiöſe Richtung mehr als früher begünſtigte, vermochten ihn doch die Myſtiker niemals ganz zu gewinnen. Der Freiherr v. Altenſtein, der den Frömmlern ein Stein des Anſtoßes war, blieb trotz ihrer fortwährenden Bemühungen bis zu ſeinem Tode im Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten, und auch der ihnen nicht weniger verhaßte Biſchof Neander behielt ſeinen Einfluß beim Könige bei.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Kerner an Lenau.

Weinsberg, den 13. Jänner 1832.

Niembſch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, ſonſt wäre Ihnen mein Klaggeſchrei nicht aufgefallen. Ich liebe innigſt und komme ſogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verſtoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab

und Uhland und Maßer in Menge von mir aufweiſen; denn von dieſen glaubte ich mich auch ſchon oft verlaſſen. Seit dieſe Weiber genommen, ſind ſie ſo ganz erkaltet; ſo wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht ſo gehen! Bleiben Sie ledig wie - Suſo!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich warm und getreu; um deſto mehr ſchmerzte es mich an den andern. Oder wären Sie auch wie ich? - Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch ſeine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantaſie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir; denn ich ſah ihn nie, ſchrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor ſechs Jahren nun reiſte dieſer hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er ſchon zu Straßburg war; da befiel mich eine ſo ſchreckliche Liebesſehnſucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreiſen wollte und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefſte Trauer. Jetzt ſchreiben wir uns ſchon längſt und ſind innige Freunde, ſehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in dieſem Winter ein Brief von Schubert aus, und ſchon war ich wochenlang ſehr verzweifelnd und wollte mich gerade niederſetzen und an ihn ſchreiben, ſo wie ich an Sie ſchrieb - da kamen im Momente, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! - O Niembſch, ich bin innen nicht ſo dick wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie ſind ein glühendes edles Metall, an dem die andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer geſtählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichſten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment ſchrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn geweſen, hätte ich ihn gern wieder zurückgenommen: denn es ſagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergeſſen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir iſt, ſeit ich von Menſchen, die ſich jahrelang meine Freunde nannten, und denen ich mit unſäglicher Offenheit und Wärme entgegenkam, in der Tat verraten und mißhandelt wurde. Das tat aber keiner von denen Menſchen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Mein Rickele grüßt Sie auch tauſendmal und iſt nun auch wieder

verſöhnt; denn Sie ſind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude!

Ewig Ihr

J. Kerner.

Sind Sie denn immer dazu beſtimmt, Spielern Geld zu geben? Dieſe Menſchen ſollen nicht ſpielen; ſie ſollen den Pater Suſo (!) leſen! –

(Theobald Kerner, „Juſtinus Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden".)

Mörike an Kerner.

Cleverſulzbach, den 18. Oktober 1841.

Ich ſtelle Ihnen hier mit großem Dank die Nonne von Dülmen zurück. Es iſt unſtreitig ein höchſt merkwürdiges, lebendiges Buch, wenn ich auch geſtehe, daß mir die Lebensbeſchreibung bei weitem das Wichtigſte und Liebſte darin bleibt. Auch mein Freund Hartlaub, der wieder einige Tage bei uns war, vorzüglich aber Klärchen wurden ſehr davon eingenommen.

Sollte die Exaltation der Nonne nicht in nächſter Verwandtſchaft zu dem Somnambulismus ſtehen? Selbſt das Hervorbrechen heiliger Zeichen am Leibe, die Kreuze, die Blutungen, haben nichts Unglaubliches, wenn ſie auch nur aus dem Zuſtande eines höchſt geſteigerten Gemeinlebens von Seele und Körper erklärt werden wollen, wobei der letztere durch die Übermacht des Geiſtigen und eine penetrante Sehnſucht dahin vermocht wurde, jene immerfort ſo dringend vorgehaltenen Bilder als leiblichen Aus- und Abdruck erſcheinen zu laſſen.

Ganz einzig ſchön und lieblich iſt die Jugendzeit Anna Katharinas, ihr kindliches, doch geheimnisvolles Verhältnis zur Natur. Dr. Brentano kann nichts Dankenswerteres tun, als die verheißene ausführliche Biographie beizeiten zu liefern. Die gegenwärtige indeſſen iſt zugleich ein Muſter edler Darſtellung. Bei aller gläubigen Teilnahme, welche ſich nicht verbergen kann, iſt doch eine gewiſſe feine Mäßigung beobachtet, die den unbefangenen Genuß und jedes Urteil möglich macht. In den Berichten aus dem Leben Jeſu könnte es auffallen und zu einem niederen Begriff vom produktiven Geiſte der Erzählerin veranlaſſen, daß faſt nur Äußerlichkeiten, keine bedeutenden Reden und Ausſprüche der Perſonen mitgeteilt werden. Die Freunde Annas können

aber wohl antworten, es habe keineswegs das Evangelium von ſeiten ſeines höchſten Gehalts erweitert werden ſollen, noch auch können. Natürlich, was die Seherin von Reden höherer Art etwa zu hören glaubte, war nicht ausdrücklich und nachſagbar, vielmehr vernahm ſie es nur dem allgemeinen Eindruck nach durch die Empfindung in ahnender Halbheit, wie es im Traum zu geſchehen pflegt. Übrigens habe ich dieſe Berichte nicht ganz leſen können. Bemerkenswert und auf magnetiſche Weiſe wohl erklärbar ſind die beſtimmten Angaben über Koſtüme, Bauart, Sitten uſw., wovon ſie ſchwerlich die geringſte antiquariſche Kenntnis haben konnte. Es müßte in doppelter Hinſicht intereſſant ſein, nachzuweiſen, inwieweit ſie mit dem, was darüber bekannt iſt, übereinſtimmt oder in Widerſpruch kommt.

Endlich fiel mir bei ihren Schilderungen ein, daß ſicherlich der bildende Künſtler (von welchem in der Vorrede in anderer Beziehung vergleichungsweiſe auch einmal die Rede iſt) vielfache Anregung und ſelbſt noch mehr durch ſie erhalten mußte. Viele einzelne kleine Züge von dieſer Art ſind außerordentlich ſchön, und alles, ſoviel wir geleſen, zeugt von einem ungemein plaſtiſchen Sinne, daß Katharina uns beinahe zur Künſtlerin geboren ſchien. So ſtaht, um nur das Nächſte, was ich aufſchlage, zu wählen, S. 21:

> „Auch die heilige Jungfrau am Tiſche der Frauen war heiter. Es war ſo rührend, wenn die anderen Frauen zu ihr traten und ſie am Schleier zogen, mit ihr zu ſprechen, wie ſie ſich dann ſo einfach wendete."

Hartlaub ſchickt Ihnen hier die Abſchrift einer Stelle über Geſpenſter aus Luther, entweder für das Magikon oder nur zum Privatvergnügen. Es iſt ſehr trefflich und geſcheit.

Leben Sie alle recht wohl!

Ganz der Ihrige

E. Mörike.

Schelling an Dorfmüller.

Berlin, den 28. September 1843.

Karlsbad hat wieder ſeine gewohnte Wirkung bei mir getan, und faſt noch mehr als ſonſt fühle ich mich nach deſſen Gebrauch wie neugeboren und neugeſtärkt zu der Arbeit, die mir für dieſen Winter

bevorſteht. Viel Angenehmes und Gutes iſt mir auch diesmal wieder im Umgange mit Menſchen begegnet, die ich auf andere Weiſe wohl nie kennen gelernt hätte, und die mich erquickt haben. Gott ſei Dank, es gibt allerorten noch Menſchen, auf deren innere Zuſtimmung man zählen darf, und die nur des ausgeſprochenen Wortes warten, um auch äußerlich ſich anzuſchließen. - Die für mich merkwürdigſte Bekanntſchaft war die des Fürſten Metternich, der, ſpät abends angekommen, mich am andern Morgen durch ſeinen Leibarzt vom Brunnen weg einladen ließ, und der noch im Geſpräch mit mir verweilte, während unten die Poſtpferde längſt angeſpannt waren und eine Menge Einheimiſcher und Fremder umherſtanden, den berühmten Staatsmann beim Abfahren zu ſehen. Wäre das hier geſchehen, ſo wäre das Geklatſche davon bereits in allen Zeitungen und mein Zuſammenhang mit den Häuptern der regreſſiven Beſtrebungen für alle Maulaffen aufs unzweifelhafteſte begründet. Mich, von allem Nebenintereſſe und Eigennutz entfernt, erfreut es immer, irgendeinen Mann zu finden, den ich aufrichtig verehren kann, der von ſeinem Gegenſtand erfüllt, dem es mit ſeiner Überzeugung Ernſt und dem es nur um die Sache zu tun iſt, die er für die rechte hält. Ich konnte erwarten, daß der mächtige Mann mir einige Artigkeiten ſagen, mich nach dem Erfolg meiner Kur fragen würde, oder warum ich noch nie nach Wien gekommen uſw. Nichts von all dem, ſondern gleich medias in res, und zwar in das, was er als uns Gemeinſchaftliches vorausſetzte, und mit dem Vertrauen, als kennten wir uns ſeit 40 Jahren. Dieſes Großartige hat meine Bewunderung erregt, weil wir es ſonſt nicht gewohnt und meiſt Staatsmänner, je höher geſtellt, deſto zugeknüpfter ſich darſtellen. - - -

Dank nun auch für die kirchlichen Nachrichten. Ach, es iſt ein Jammer. Was will man gegen Döllingers boshafte, aber leider in den meiſten Punkten wahre Schrift aufbringen? Wie kann man den Proteſtantismus retten, wenn man ihn für etwas Abgeſchloſſenes nimmt und ſeine Bedeutung nicht in der Zukunft ſucht? Es bedarf für mich dieſer Szenen in Bayern nicht; wenn ich ſehe, wie ganz willkürlich, je nach ſeiner individuellen Stimmung oder Neigung der eine dies, der andere jenes aufgibt, da denke ich oft, daß früher oder ſpäter, wenn von jenen Herren nicht mehr die Rede ſein wird, man einen

neuen und höher geſtellten Lehrbegriff, wie ich ihn durch die Philoſophie der Offenbarung vorzubereiten ſuchte, als alleinige Auskunft wird erkennen müſſen. Iſt es darum, weil ſie dieſe Abſicht darin ſehen, oder iſt es aus gemeinem Grund, daß jetzt auf einmal wie verabredet oder auf den Wink höherer Oberer auch die katholiſchen Theologen über mich und die Philoſophie der Offenbarung herfallen? Ich bitte Sie, mir dies Phänomen zu erklären, wenn Sie können. Daß die Proteſtanten es tun, zumal die Rationaliſten, wundert mich nicht, und habe ich es wohl verdient. Wenn einer davon, der ſeit 40 Jahren mit dem wütendſten, bis zum Wahnſinn geſteigerten Haß mich verfolgt und, wohl wiſſend, daß ich zu ſolchem Schmutz nicht herabſteigen kann, Lügen und Verleumdungen gegen mich häuft, wobei die frühere immer als Beweis für die Wahrheit der ſpäteren dienen muß, der noch außerdem die Niedrigkeit hat, dabei immer anderer Werkzeuge, verlorner Menſchen ſich zu bedienen, - wenn es dieſem gelingen könnte, mich wirklich zu verletzen, ſo wüßte ich, wofür ich die Wunden zu nehmen hätte: es wären - - -

Sie wiſſen indes, daß ich dieſem Böſewicht den Nachdruck eines Heftes meiner Vorleſungen nicht habe hingehen laſſen, nicht ſowohl aus dem Grund, den kürzlich Hirſch in dem übrigens ſo geiſtvollen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" angenommen hat, als weil ich weiß, daß gegen die vollkommene Ehr- und Schamloſigkeit des verhärteten 82jährigen Sünders durch kein Mittel etwas zu gewinnen iſt als pekuniären Verluſt, daß Geldſtrafe und Geldentſchädigung, die ich zu erlangen hoffe, das einzige iſt, was ihn affiziert.

Ich bitte Sie noch, als mein einziger zuverläſſiger Korreſpondent in Bayern, mir über den Ausgang des letzten Landtags zu ſchreiben. Was iſt gewonnen - oder iſt überhaupt etwas gewonnen? Iſt die große Frage der Erübrigungen auf ſichere Weiſe erledigt, oder hat man vielleicht anderes darangeben müſſen? Was denkt man von Fürſt Wallerſtein?

Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen, daß ich die Zeit des letzten Aufenthaltes in München benutzt habe, um dem Kronprinzen noch einmal ab ovo, und freilich tiefer, als ich es früher gekonnt (denn es iſt unglaublich, welche Fortſchritte dieſer Herr, und zwar bloß durch eigne Bemühung, während meiner Abweſenheit gemacht hatte), die Prin-

zipien der negativen und positiven Philoſophie zu ſeiner groſſen Genugtuung vorzutragen. Ich habe bei dieſer Gelegenheit, und damit er ſonſt jemand habe, bei dem er ſich Rats erholen könne, Sie ihm genannt und dringend empfohlen. Der Kronprinz hat mir zum Dank und Andenken ſein Bildnis (auch als Kunſtwerk von hohem Wert) geſchenkt und hierher geſchickt. Gott erhalte den trefflich geſinnten Fürſten. Was hört man von ſeiner Stellung? Mit Bamberg, wo er mir doch um ein gut Teil näher geweſen, ſcheint es nichts zu werden. – –

(„Aus Schellings Leben. In Briefen.")

Die Prügel, deren ich oft gedacht, waren ein zwar häufiges Zuchtmittel (und einigen Lehrern, z. B. Herrn H-dorf, ſchien das Prügeln förmlich Vergnügen zu machen), doch gab es noch andere Strafarten, welche eigentlich die Regel bildeten. In der erſten Zeit fanden ſich einige Täfelchen vor (man führte ihren Urſprung auf jenen Herrn L. zurück), welche ſehr ſaubere Bilder eines Schweines und eines Eſels zeigten, zur Auszeichnung für unreinliche und faule Knaben um den Hals zu tragen; doch erinnere ich mich kaum, daß dieſelben zur Anwendung gekommen wären. Deſto häufiger war die Strafe des Ringumhängens. Anfangs gab es eine Anzahl von ſolchen Holzringen, wie man ſie beim Reifenſpielen benutzt; dieſe wurden dem Verbrecher als ein Zeichen der Ausgeſchloſſenheit aus der menſchlichen Geſellſchaft umgehängt, oft nur während einiger Stunden, oft auch mehrere Tage lang.

Wer einen ſolchen Ring um hatte, durfte mit keinem Mitſchüler reden; tat er es dennoch, ſo wurde er, und auch der Angeredete, der ſich mit ihm in ein Geſpräch eingelaſſen, noch beſonders beſtraft. Der Lehrer, der den Ring umgehängt hatte (und das geſchah wegen der geringſten Kleinigkeit), hatte allein das Recht, ihn wiederabzunehmen. Als ſchwerſtes Verbrechen galt die Lüge. Wer abſichtlich frech gelogen hatte, bekam auf fünf Tage einen ſchwarzen Ring um und mußte an abgeſondertem Platz bei Tiſche ſitzen. Das alles war nicht dazu angetan, ein feines Ehrgefühl bei den Knaben zu entwickeln, und hier liegt einer von den groſſen Fehlern, die in der Anſtalt begangen wurden. Kam eines von den Eltern der Kinder, oder auch ein Fremder zu Beſuch, während wir im Garten waren, ſo mußte ihm ſogleich der Hals-

Digitized by Google

ſchmuck auffallen, den allezeit einer oder der andere trug: das veranlaßte Nachfragen, Beſchämung und zuletzt Abſtumpfung gegen die Schande. Mußten dieſe Ringe doch ſogar bei Spaziergängen umbehalten werden! Allein zum Glück waren die urſprünglichen feſten Reifen bald abgenutzt oder verloren, und wurde ſeitdem ein zuſammengeknüpfter Bindfaden ſymboliſch getragen, der ſich unter den Rock knöpfen und vor fremden Augen verbergen ließ....

(Felix Eberty, „Jugenderinnerungen eines alten Berliners".)

Dieſe große Schulluſt mußte die größeren Schulleiden, wenigſtens den Schulwiderwillen, überwinden helfen, wodurch ich, ich muß es bekennen, von erſter Jugend an bis ſelbſt in die mittleren Klaſſen des Gymnaſiums hinauf, ſchwer bedrückt wurde! Aber ſehr zu den Schulleiden gehörten die Stunden bei einem andern Lehrer dieſer Klaſſe, der es ſehr gewiſſenhaft mit ſeinem Amt nahm und auch nicht eben durch ſeine Perſönlichkeit zurückſchreckte. Allein der Gegenſtand war der Jugend freilich unwillkommener, da wir bei ihm die erſten Studien des Lateiniſchen machten, Deklinationen und Konjugationen memorierten. Ich verwundere mich, wenn ich jetzt dem Unterricht meiner Kinder folge, ſelbſt darüber, daß wir damals ſchon in den unterſten Schulklaſſen zu ſo harter Schularbeit gezwungen wurden; allein es war der Fall und war recht gut, denn die mechaniſche Sicherheit erwirbt ſich am beſten in der Zeit, wo der Gedanke noch am wenigſten entwickelt iſt. Dennoch wurde uns ſowohl mensa und rana als das traurige sum und amo unendlich ſchwer, und der wackre, eifrige Lehrer, Herr Schüler, der ſeine Pflicht ſo getreu übte, wurde der unſchuldige Träger des Widerwillens, den uns die Sache einflößte. Ich ſehe ihn noch lebendig vor mir, wenn er mit ſeinem breitgekrämpten niedrigen Hut und dem etwas kantorartig friſierten und geſtalteten Kopf in die Klaſſe eintrat; es durchfuhr mich jedesmal ein Schreck und Schauder, und mein einziger Gedanke war, „wenn er nur Dich nicht fragt!" Auch habe ich ſehr gut ein Gefühl bewahrt, wie unverſtändlich, geheimnisvoll ſogar, mir mehrere der Formen des Verbums und der grammatiſchen Begriffe vorkamen, z. B. die Phraſe: „werden geliebt werden" und die Begriffe Gerundium, Supinum, wobei ich mir durchaus nichts denken konnte, während mir doch ein Präſens, Perfektum,

Imperativ usw. faßliche Dinge waren. Die seltsamsten Ansichten aber hatte ich über das Verhältnis der Tempora, die die vergangenen Zeiten ausdrücken, und quälte mich oft mit Grübeln, wieviel länger denn eigentlich ein Ereignis her sein müsse, welches im Plusquamperfektum ausgedrückt würde, gegen eines, das bloß im Imperfektum stand! –

Immer aber blieb der brave Herr Schüler in unsern (nicht bloß in meinen) Augen als Vertreter und Verschulder aller dieser Mühseligkeiten und Leiden, und es dünkte mich, er sei dergestalt nur zum Peiniger der Menschheit geschaffen, daß ich eines Tages, wo ich ihm auf der Straße begegnete, indem ich mit einigen anderen Knaben, die nicht zur Schule gehörten, ging, ganz erstaunt darüber war, daß ein so bösartiges Wesen meinen furchtsamen Gruß und den meiner Freunde nicht nur freundlich erwiderte, sondern sogar ganz heiter fragte: „Ob wir spazierengehen wollten?" Von der Zeit an verschwand aber auch ein großer Teil des Schreckens, den er mir einflößte; ein Beweis, wie wenig es oft seitens eines Lehrers bedarf, um Kindern aus großer Ferne plötzlich viel näher zu treten.

Aus einer nächst höheren Klasse, in die ich nach einiger Zeit zu meinem Schrecken versetzt wurde (denn ich glaubte bei jeder Versetzung, auch noch viel später, die Arbeiten und Aufgaben der höheren Klassen würden ganz unbesiegbar sein), erinnere ich mich ebenfalls vorzugsweise zweier Lehrer, aber nicht im besten Sinn. Ich will sie daher nicht nennen. Der eine, ein mürrischer, wirklich sehr strenger Mann, mit altmodischer gepuderter Frisur, Herr Th..., hielt uns, und zumal mich mit meiner lebhaften Phantasie, beständig in Angst und Zittern. Er drohete gar zu furchtbar, z. B.: „Wer noch einmal plaudert, oder wer dies und jenes tut oder läßt, bleibt bis heut abend um acht Uhr nach!" – Ein Nachbleiben aber bis zu so später Stunde, da schon eine einzige Stunde des Mittags wegen des Empfanges zu Haus mir die äußerste Angst einflößte, erschien mir als das entsetzlichste Los, von dem ein Sterblicher nur getroffen werden könne. Ebenso schreckenvoll war die Androhung der Karzerstrafe (ein Loch unter der Treppe, das mir entsetzlicher schien, als die Schlangenhöhle Högnes) oder die der Schläge, wobei es mit dem hoch emporgeschwungenen Rohrstock hieß: „Ich haue euch, bis Blut fließt!" Indes muß ich sagen, daß es meist bei Drohungen blieb und die Strafen, wenn auch streng, doch nicht

ſo furchtbar ausfielen. Jedenfalls aber hielt es Herr Th . . . für angemeſſen, durch ein Schreckensſyſtem zu regieren. – Dennoch war dieſe Weiſe, wenn auch eine eigentümliche, nicht ſo verwerflich als die eines anderen Lehrers, Herrn E . . . Ich kann nicht leugnen, daß er mir einigermaßen imponierte in ſeiner ſtattlichen Haltung, eleganten Kleidung, dem blonden Haar und einem gewiſſen Adel des Benehmens. Oft wußte er auch unſer Intereſſe zu feſſeln durch lebhaften Vortrag, durch die immer ſehr zuſagende Weiſe, wie er ein Gedicht vordeklamierte, und Ähnliches. In der geographiſchen Stunde hatte er eine anſprechende Form gewählt, deren ich mich noch heut lebhaft erinnere. Er machte die Klaſſe zum Schiff, uns zu Matroſen und Reiſenden. Jetzt liefen wir aus dem Hafen zu einer großen Fahrt, auf der wir alle möglichen Küſten und Städte anſegelten und ſie näher beſichtigten, wobei uns mittelſt Fragen und Antworten die Merkwürdigkeiten derſelben eingeprägt wurden. Allein trotz aller dieſer feſſelnden Gaben, fürchteten wir dieſen Lehrer ganz ungemein. Denn er war wirklich grauſam gegen uns arme Knäblein und führte, mit einer entſchiedenen Luſt an unſerer Angſt und Pein, das aus, was uns Herr Th . . . doch nur androhte. So z. B. hatte er die Grauſamkeit, wenn einer von uns, vorgerufen, dicht an ſeinem Stuhl ſtand, um ſeine Aufgabe herzuſagen, daß er, wenn der Schüler ſtockte, die ſeinen Härchen in der Nähe des Ohrs faßte und ſeine Erinnerung: „Weiter" oder die Frage: „Und nun?" mit einem immer ſtärkeren Ziehen daran begleitete: „Nun beſinne dich doch", hieß es, und der Schmerz wurde immer heftiger, wir zuckten, zitterten, die Tränen liefen uns herab; er hatte ſeine Freude daran, uns die Antworten mittels dieſer Tortur auszupreſſen, die natürlich ganz die entgegengeſetzte Wirkung hatte, indem wir vor Schmerz und Angſt alle Faſſung verloren. Ferner erfreute er ſich daran, uns über die Beine zu legen und mit dem dünnen ſpaniſchen Rohr, ſo recht in langſamen Abſätzen, wohl nicht übermäßig, aber äußerſt empfindlich zu ſchlagen und zwiſchen jedem Streich eine lange Ermahnung zu erteilen. Noch erbitternder und noch ſchlimmer aber war es, daß er dieſe Züchtigung eines Knaben, der etwas verſäumt hatte, einem andern Knaben übertrug, der denn in dem natürlichen Übermut, oder geradehin Schadenfreude möglichſt derb zuſchlug. Trotz alledem war Herr E . . . eigentlich nicht bösartig; er konnte nur der Luſt nicht

widerſtehen, ſich zuweilen und der zuſchauenden Klaſſe dazu ein Späßchen der Art zu machen! Er hatte ſchwerlich erwogen, wie tief das, was ihm ein Scherz dünkte, als Ernſt in die kindliche Seele eingriff, und wie gemütsverderbend namentlich die Züchtigung des Knaben durch ſeinen Mitſchüler war, was dann, nach beendigter Schulzeit, oft genug durch die erbittertſten Ausbrüche und Tätlichkeiten zutage kam. Glücklich, daß Kinderſeelen, die eigentlich nur in der Gegenwart leben, ſo ſchnell vergeſſen und alſo tiefere Spuren dieſer Vergiftung nicht zurückblieben; ſelbſt nicht gegen den Lehrer, der uns durch ſeine anderen Vorzüge bald wieder gewann.

(L. Rellſtab, „Aus meinem Leben".)

An Victorine Boiſſonnet.

Berlin, 4. November 1835.

Das Unangenehme der erſten Tage hier wurde ſehr vermindert durch das Wiederſehen vieler Freunde, die unter den wechſelnden Verhältniſſen die alte Liebe bewahrt hatten. Es geſtaltet ſich ein ſchöner, reicher Bund, der gerade hier, wo aller äußere Schein wegfällt, um ſo innerlicher und ſegensreicher ſein wird. In dieſer Hoffnung bin ich ſehr glücklich und ſetze mich hinweg über vieles, das mich ſonſt ſehr unangenehm berührt. Es fühlt hier jeder, wieviel man einander ſein kann. Die äußere Dürre führt zu den inneren Quellen des Glücks und der Freude, und ſo blüht, glaube ich, die Blume der Freundſchaft nirgends ſchöner als in den Sandſteppen Berlins.

Ich hege die ſchönſten Hoffnungen; möge die Erfahrung ſie beſtätigen!

Meine ſtudentiſchen Verhältniſſe ſind jetzt geordnet, mein Zimmer in löblicher und erfreulicher Ordnung, und manche neue Bekanntſchaften ſind eröffnet, welche Freude und Gewinn verſprechen. Ganz beſonders habe ich mich gefreut, den Profeſſor Trendelenburg kennen zu lernen, der durch ſein gediegenes ernſtes Weſen mir das Bild eines wahren Gelehrten, wie ich ihn mir wünſche, vor Augen ſtellt. Jugendliches Feuer iſt mit männlicher Reife in ihm gepaart, man merkt's ihm an, wie heiliger Ernſt es ihm um ſeine Sache iſt, und wie er für wahre Wiſſenſchaft lebt und webt. Es kommt mir vor, als müßte und würde ich mich ihm recht eng anſchließen, und die Herzlichkeit, mit der er mich

Digitized by Google

aufgenommen, hat die ſchönſten Hoffnungen in mir erweckt. Ein ſolches Verhältnis tut mir gerade recht not. Beim Univerſitätsgebäude werden täglich neue Wiederſehen gefeiert; was lange getrennt war, ſieht ſich hier plötzlich vereint, und tauſend alte Erinnerungen werden neu. Alles nimmt ſich freilich hier anders aus, alles Burſchikoſe fehlt. Statt der früheren bärtigen Geſtalten mit transparenten Flausröcken, mit Mützen und langen Pfeifen, ſieht man hier feine Herren mit hohen Hüten, zierlichen Stutzbärtchen und kleinen Spazierſtöckchen, voll Ernſt und Ehrbarkeit einherſchreitend. Kaum noch bilden ſich nach geſchloſſenen Kollegien muntere Gruppen. Jeder eilt raſch vom Auditorium wieder an den Arbeitstiſch und kümmert ſich wenig um ſeinen Nächſten. Oder ſtellen ſich auch wohl alte Bekannte zuſammen, ſo geht's ſo ſittſam und ruhig her, daß man nicht junge Studenten, ſondern bejahrte Geſchäftsmänner zu ſehen glaubt. Für uns iſt Sang und Klang vorbei – ſcheint jeder zu fühlen und mit mehr oder weniger Reſignation dem friſchen Jugendleben zu entſagen. Wer aber recht ſang- und klangliebend iſt, der empfindet's ſchwer, und dem erſcheint dies ſittſame, artige Weſen, das der gute König von ſeinen Fenſtern aus mit ſtillem Wohlgefallen betrachten mag, als ein erzwungenes, unnatürliches und ungeſundes Weſen. Doch fehlt's gottlob nicht an Geiſt und Leben, wenn es auch nicht in natürlicher, blühender Farbe hervortritt.

Die vortreffliche Göttinger Koſt und Aufwartung muß man hier ganz vergeſſen. Die Leute ſprechen es hier mit Trotz aus, daß ihnen wenig an uns Studenten gelegen ſei und ſie ſich nicht viel Mühe darum gäben. Doch das verſchmerzt ſich leicht und hat ſogar ſein Gutes. Aber unerträglich iſt der gänzliche Mangel an Vertrauen unter den Bewohnern Berlins und der ewige Zwang, der daraus entſpringt, immer auf der Hut zu ſein, ſich immer von Dieben und Spitzbuben umlagert zu glauben. In der erſten Stunde meines hieſigen Etabliſſements erfuhr ich das. Ich dachte natürlich nicht daran, mich in der eigenen Stube abzuſchließen, ſondern ließ den Schlüſſel draußen ſtecken. Als ich wieder ausgehe, iſt der Schlüſſel fort, und meine erſte Ausgabe in Berlin iſt, neues Schloß und Schlüſſel machen zu laſſen, um die Pläne des Schlüſſeldiebes zu vereiteln. Den andern Tag wurde ich von einem Arbeitsmann ſchmählich betrogen, der mir bei meiner Kiſte eine fein und detailliert aufgeſetzte Rechnung brachte, die ganz und gar

erlogen war. Ich mußte den Kerl gleich verklagen, und geſtern war er in der reuigſten Stimmung hier und bat um Verzeihung, daß er aus Verſehen zuviel gefordert hätte. Du kannſt Dir denken, liebe Victorine, wie entſetzlich unangenehm ſolche Erfahrungen als Begrüßungen in einer Stadt, in der man Jahre zubringen will, mir ſein müſſen. Doch will ich auch dieſe Erfahrungen von der beſten Seite nehmen und hoffen, daß ſie eben durch die Vorſicht und Lebensklugheit, zu der ſie auffordern, mich im Künftigen ſchützen.

(„Ernſt Curtius. Ein Lebensbild in Briefen.")

Digitized by Google

Zweites Buch.

Das politiſche Leben.

Turner und Burſchenſchafter.

Zuſtände nach 1815, Jahn und Sand.

Nach dem Schluß der Napoleoniſchen Kriege war bei der jüngeren Generation ein ſtarker Haß gegen alles Franzöſiſche, ebenſo wie man die Geſtalt Napoleons I. naturgemäß ſehr parteiiſch beurteilte. Die ältere Generation aber, die noch die Zuſtände vor den Napoleoniſchen Kriegen erlebt und einſt Napoleon als Kulturbringer zugejubelt hatte, hing, vor allem in Weſtdeutſchland und Süddeutſchland, mit einer großen Verehrung an ihm, deren Spuren bis 1870 kaum gelöſcht waren. Bald genug ſollte aber auch die Jugend fühlen, daß mit dem Sturze Napoleons keineswegs eine beſſere Zeit herangebrochen war. Es kam zur Unterdrückung der Turnbewegung, die, im Kern gut und geſund, ſich doch von manchen recht komiſchen Auswüchſen nicht ferngehalten hatte, – es kam zur weit ſchärferen Unterdrückung der Burſchenſchaftlerbewegung, die vielleicht mit zu den wichtigſten politiſchen Ereigniſſen der Biedermeierzeit gehört und ihre Wirkungen faſt bis in die Gegenwart erſtreckt.

Das hier zuſammengeſtellte Material beleuchtet die Probleme genugſam und macht jegliche Kommentare überflüſſig.

Die Hoffnungen und Erwartungen Deutſchlands, die im erſten Pariſer Frieden nur allzuſehr zu kurz gekommen, waren geduldig mit zu dieſem Kongreß gezogen und, freilich wohl zu hoch anſchlagend einige Jahre von vorübergehender Erhebung gegen Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung, klagbar in Mitte der Verſammlung aufgetreten. Große Dinge hatte die Meinung von dieſem Verein erwartet, der nach dem Sturze jener Univerſalmonarchie ſich hier verſammelte, um die zerſtörte europäiſche Republik wieder zu reſtaurieren und aufzubauen. Sie hatte richtig erkannt, daß, ohne wenn die Feſte der Mitte in dieſem gemeinen Weſen, Deutſchland, ſich wieder wohl und ſtark begründet finde, nicht für alle Zukunft an Ruhe, Ordnung, Friede und Gleichgewicht zu denken ſei. Sie hatte einen Blick in die Geſchichte zurückgeworfen und erkannt, daß dies Reich nur damals, ein wahrer Schutz und Hort der Chriſtenheit und eine Bruſtwehr gegen

innere und äußere Feinde, in feſter Sicherheit auf ſich geruht, als ſeine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaiſers vereinigt war.

Darum war in richtigem Naturinſtinkte die Meinung der meiſten dahin ausgefallen, daß man den Bauſtein, den der Feind verworfen, eben zum Eckſtein mache: daß man die alte Idee wieder in der neuen Zeit erwecke und, ſie kräftigend durch das junge Leben, das der Fortſchritt der Entwicklung hervorgerufen, ſelbſt ſie wiedergebäre und verjünge. Man dachte ſich ungefähr, ein Kaiſer werde aufs neue an die Spitze des Reiches treten, die Würde erblich, ſolange das Geſchlecht beſtehe; ihm zur Seite zum Schutz der Freiheit bei dieſer Erblichkeit und zur Erhaltung des Gegenſatzes, der einmal ſich erhoben, ein deutſcher König, dann die Herzöge des Reichs, ſeine Fürſten und Grafen, Prälaten und übrigen Standesherren um ſie verſammelt in einer Pairskammer; die Gemeinen aber in einer zweiten Kammer des Reichsparlamentes und alſo jedes Glied des Ganzen bedingend und bedingt, alle Stämme ſich beigeordnet und keiner herrſchend über den andern, alle mit Freiheit dienend demſelben Oberhaupte: die einzige Verfaſſung, die für lange Zeiten auf der Deutſchen Charakter und Sinnesweiſe paßt. Dies alſo geordnet trat dies Reich in die Geſamtheit der europäiſchen Staaten mit dem ganzen Gewicht ſeiner Macht und Würde, getragen von dem wiederbelebten Geiſte ſeines Volkes, ein, und die übrigen Angelegenheiten der europäiſchen Republiken ordneten ſich nun nach Billigkeit und dem gemeinſamen Intereſſe der Teilnehmenden gemäß.

Aber als die Dunkel, in die jene Verſammlung ſich zuerſt gehüllt, einigermaßen ſich verzogen, bemerkte man mit Beſtürzung, daß hier keine Spur eines großen architektoniſchen Planes den Verhandlungen zum Grunde liege; der Uranus der alten Zeit, den der Saturn der Revolution entmannt, hörte, gänzlich unfruchtbar, zu zeugen auf, und der allwaltende Zeus, der dieſen vom Thron getrieben, hatte den großen Kampf noch nicht ausgeſtritten. Die Vorſehung hatte ein anderes beſchloſſen, nicht aus dem Verdorrten ſollte von oben herab ein mattes Scheinleben ſich geſtalten, auf anderem Wege ſolite die Idee von unten aus dem friſchen Leben grünend in die Höhe treiben. Darum hatten die Höfe, während die Völker für Freiheit und Unabhängigkeit geſchwärmt, keineswegs dieſen Rauſch geteilt, ſondern klüglich in mancherlei Traktaten ihres Vorteils wahrgenommen, und als es nun zum

Werke ging und die beiden Mächte, die das Schickſal Deutſchlands in Händen trugen, vor allem in Eintracht ſich geſellen ſollten und nun in mildem Ernſt und würdiger Feſtigkeit, ſelbſt Opfer leiſtend und darum Opfer gebietend, mit Recht und Fug ordnen mit den minder Mächtigen des Reiches Angelegenheiten: da mußten ſie, um jene Anſprüche durchzuſetzen, fremde Hilfe ſuchen, und Öſterreich und Preußen teilten ſich in den engliſchen und ruſſiſchen Einfluß.

Darum konnte fürder von Deutſchland nicht die Rede ſein, es hatte ſich ſelbſt verloren in Europa; wie Öſterreich an Italien tat, ſo Rußland an Polen und England an den deutſchen Küſten von der Elbe bis zu den Dünen von Dünkirchen; Preußen, das ebenſo an Sachſen zu tun verſucht, aber wurde an den Rhein geſchoben. Alles andere ergab ſich nun von ſelbſt; nach dem Vorgange der Größeren fingen auch bald die Schwächern an, ſich der Torheit zu entſchlagen, ein einiges und ganzes Reich zu bauen, und nachdem nur erſt kleine Anwandlungen eines beklemmenden Gefühls im Angeſicht der harrenden und ſchauenden Zeit überwunden waren, begannen alle Leidenſchaften wieder ungeſcheut ihr altes vielgeſpieltes Spiel aufzulegen. Hatte vorher der Eroberer den goldenen Reifen der deutſchen Kaiſerkrone zerbrochen und die Stücke als Dekorationen unter die Vaſallen ausgeteilt; ſo waren die dominierenden Mächte jetzt in die Intereſſen des Vertriebenen eingetreten, und der Kongreß fand ſich keineswegs berufen, aus den zerſtreuten Fragmenten eine neue auszuſchmieden, und die Höfe ächteten zwar insgeſamt den großen Räuber der europäiſchen Geſellſchaft, erklärten aber den Raub als gute Priſe und den Stand, den die Handlung herbeigeführt, und den faktiſchen Beſitz zur Grundlage der künftigen Ordnung im Reiche, das alſo geteilt blieb und vernichtet.

(J. Görres, „Teutſchland und die Revolution".)

Im ganzen war, gleich nach dem Befreiungskriege und trotz dem Wiener Kongreſſe, der das Territorialſyſtem der modernen Politik hauptſächlich im Auge behielt, ein munteres Leben in Deutſchland. Die gebliebenen Helden prangten auf den Erinnerungstafeln in den Kirchen, die verſtümmelten trugen Eiſerne Kreuze und wurden auch ſonſt wohl durch Anſtellungen möglichſt bedacht; die geſunden kehrten munter zurück, voll Lebensluſt und Beimiſchungen franzöſiſcher Heiter-

keit; man hatte gegenſeitig viel zu erzählen, und viele Heiraten zwiſchen den deutſchen Heldenmädchen und Heldenjünglingen gingen vor ſich; die Männer drängten ſich unter den Tſchako und die Mädchen unter die Haube; die Schuljugend war kriegsluſtig, die Studenten bildeten unter ihrem Generalquartiermeiſter Jahn eine altdeutſche Genoſſenſchaft, trugen Barette, kurze Röckchen und ihre Haare ſo lang, als Gott der Herr ſie wachſen ließ, ſogar die Jungfrauen gingen hier und da in altdeutſcher Tracht; das wunderliche deutſche Volk glaubte, durch all dergleichen Apparate die ſchöne Zeit der Altdeutſchen - man wußte nur nicht recht, aus welchem Jahrhundert - zurückgeführt zu haben, und fühlte ſich in dieſer phantaſtiſchen Träumerei innigſt befriedigt. Es war damals eine ſo poetiſche Zeit, wie wir lange nicht gehabt haben. Die Jugend, die recht wohl wußte, wie auf ihre Herzen und Arme die Hoffnung des Vaterlandes geſetzt werde, fühlte ſich altkräftig, und die grauen ehrwürdigen Häupter fühlten ſich jung. Dazu hatten Gymnaſien und Univerſitäten ihre Turnſtätten, und wenn bei dieſen Übungen auch kein griechiſches Schönheitsgeſetz obwaltete, ſo machte doch dies Laufen und Springen, Klettern und Ringen, dies Verdrehen der Glieder auf Barren und Recken vielen Spaß; was man früher nur in den Freiſtunden heimlich betrieben hatte, wurde jetzt vor Lehrern und Predigern und zuſchauendem Volke ausgeübt, war privilegiert und ſtand im Lektionsplane der Unterrichtsgegenſtände obenan; der gute Cicero war fortan ein Bagatell und der langweilige Horaz eine Zugabe zu den gymnaſtiſchen Übungen. Dazu loderten an jedem achtzehnten Oktober die Erinnerungsfeuer der Leipziger Schlacht von den Hügeln, wo es deren gab, ſonſt begnügte man ſich, wie es eben ging, mit der Ebene. In der Perſpektive ruhte die Ausſicht auf eine Volksvertretung; aber mit dieſer Ausſicht, die überhaupt ſehr problematiſch war, begnügte man ſich nicht; die jungen Köpfe waren einmal in Feuer, man wollte aus Deutſchland was Rechtes machen, man wußte nur nicht, was? Man wußte nur ſo viel, daß dieſe Vielherrſchaft untauglich ſei; die einen wollten einen mittelalterlichen Kaiſer mit Bart, Pickelhaube und Schlitzkrauſe, die andern eine Republik, ſo daß aus Bückeburg etwa ein Staat wie Neuyork, aus Sigmaringen ein Staat wie Ohio und aus Frankfurt der Sitz des deutſchen Generalkongreſſes gemacht werden ſollte.

(Hermann Marggraff, „Deutſchlands jüngſte Literatur- und Kulturepoche".)

Churfürchterlich-Häßliches Zopfregiment
1815.

Ach Gott vom Himmel, ſieh darein,
Und laß dich des erbarmen:
Wir müſſen wieder zopfig ſein,
Wir Heſſen, ja wir armen!
Er hängt uns in der Anke feſt,
Dazu ein Schlucker und Droſſelneſt,
Mit Puder über den Rücken.

Wir jagten die Franzoſen fort,
Sollt' beſſer ſein geſchwinder;
Man gab uns viele ſchöne Wort'
Und hieß uns: liebe Kinder!
Jetzt ſind wir wiederum zurück,
Da wend't ſich's um im Augenblick,
Jetzt heißt man uns bald Hunde.

Wer vor ſchon war bald General,
Wird jetzt nur angenommen,
Was er geweſt - ein Korporal -,
Eh die Franzoſen kommen.
Gar mancher auch der find't beſetzt,
Da er vom Kriege kommt, ſein Neſt
Kann ſehen, wo er bleibe.

Gott woll' ausrotten alle Zöpf',
Die uns ſo übel ſtehen;
Dazu bekehren alle Köpf',
Die alles rückwärts drehen!
Er woll' uns geben, was uns not,
Nicht Hunger für franzöſiſch Brot,
Daß uns der Tauſch nicht reue!

(Anonym.)

* * *

Als ich mit meinem Vater in Prenzlau eingefahren war, hatten wir auf dem vor dem Steintore befindlichen Turnplatze eine Anzahl Arbeiter beschäftigt gesehen, die verschiedenen auf demselben befindlichen Gerätschaften an Kletterstangen, Barren, Recken usw. abzubrechen und auf bereitstehende Wagen zu verladen.

Nur zu bald erfuhren wir den Grund dieser Zerstörung. Sie war auf Befehl der Regierung geschehen, die sich bewogen gefunden hatte, das Turnen in ganz Preußen zu verbieten und alle Turnplätze der Gymnasien und sonstigen Unterrichtsanstalten aufzuheben.

Das war für mich eine betrübende Nachricht. Mehr als einmal hatte ich bei meinen Besuchen in Prenzlau den Übungen der rüstigen Jugend zugeschaut, und mehr als einmal war ich den Scharen der Turner auf ihren meilenweiten Turnfahrten durch das Land begegnet, wie sie in ihren grauleinenen Turnanzügen, oder in den kleidsamen, schwarzen „deutschen Röcken", die Mützen oder Barette mit grünen Zweigen geschmückt, unter fröhlichen Gesängen daherzogen, und hatte mich auf die Zeit gefreut, wo ich auch einer dieser frischen und fröhlichen Turner sein sollte. Damit war es nun vorbei! Die unselige Tat Sands, der im Jahre zuvor am 23. März den elenden Kotzebue erstochen hatte, war für die deutschen Regierungen und für die von der herrschenden Reaktion gegen die in den Gemütern der deutschen Jugend nachzitternde Bewegung der großen Befreiungskriege in Todesangst hineingehetzten Fürsten der erwünschte Anlaß gewesen, mit schonungslosem Hasse alles dasjenige niederzutreten, was dafür galt, jenen Geist des deutschen Volksaufschwungs zu nähren und wach zu erhalten. Dazu gehörte denn auch das von Jahn in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes gestiftete Turnwesen, das nach 1813 förmlich als Staatssache in den öffentlichen Unterricht aufgenommen war.

Ich fand bei meinem Eintritt in das Gymnasium die gesamte Schülerschaft in voller Empörung über die obenerwähnte Maßregel. Alle waren „Turner" gewesen und hatten in dieser turnerischen Gemeinschaft den Geist derselben mehr oder weniger eingesogen, der in der Begeisterung für Deutschtum und deutsche Nationalität, für das große Gesamtvaterland gipfelte, wie es die Jahn und Arndt, die Schenkendorf und Körner gepredigt und gesungen hatten. Selbst in der Klasse, in welche ich gesetzt worden war, und wo die Mehrzahl

Digitized by Google

aus Fünfzehn- und Sechzehnjährigen beſtand, war der Zorn über die Aufhebung des Turnplatzes und der Turnerſchaft äußerſt lebhaft und gab ſich in Äußerungen kund, die mir teils völlig unverſtändlich, teils äußerſt befremdlich, ja erſchreckend waren. Ich hörte reden und ſingen von „ſchuftigen Schmalzgeſellen", den Verrätern und Unterdrückern des deutſchen Vaterlandes und der deutſchen Freiheit, die den allverehrten Turnvater Jahn, den „deutſcheſten Mann", in den Kerker gebracht hätten, und erfuhr auf mein Befragen, daß dieſer Schmalz ein Berliner Profeſſor, der ärgſte „Demagogenriecher" und Verfolger der turneriſchen deutſchen Jugend ſei, und daß ſeine Schriften am großen Wartburgfeſte vor drei Jahren von der verſammelten Burſchen- und Turnerſchaft feierlich verbrannt worden ſeien. Ich lernte das Lied kennen, das man dabei geſungen, und deſſen letzte Strophe mir noch heute im Gedächtnis geblieben iſt. Sie lautete:

„Zuletzt nun rufet Pereat
Den ſchuſt'gen Schmalzgeſellen,
Und dreimal, dreimal: Pereat!
So fahren ſie zur Höllen!
Auf, auf, mein deutſches Vaterland!
Ihr Brüder reichet euch die Hand
Und ſchwört: ſo woll'n wir's halten!"

Daneben vernahm ich hier zunächſt Näheres über Sand und ſeine Tat. In meinem Vaterhauſe war darüber nur als über eine beklagenswerte Verirrung geſprochen worden. Hier dagegen lautete die Meinung anders. Sand galt der turneriſchen Jugend als ein Held, ein Freiheitsmärtyrer wie Harmodios und Ariſtogeiton, der ſein Leben für das Heil des Vaterlandes, für die Beſtrafung eines Verräters am Vaterlande eingeſetzt habe. Ich ſah ſein Bildnis in deutſcher Tracht mit Federbarett und langem Haar – die Turner und Gymnaſiaſten trugen damals gleichfalls noch faſt alle langes Haar – neben dem Bildniſſe Jahns über den Schlafſtätten mancher Bekannten aufgehängt und mit Eichenlaub bekränzt, und ſelber unter den Erwachſenen fand ich in den Familien, in welche ich durch meinen Vater eingeführt worden war, die Stimmung und das Urteil dem Mörder Kotzebues meiſtens nicht ungünſtig. Was den Turnvater Jahn betraf, ſo war die Rede da-

von, daß zwei unſerer Primaner, welche als die Hauptführer deutſch-turneriſchen Geiſtes bei uns in hohem Anſehen ſtanden, entſchloſſen ſeien, ihn während der Sommerferien in ſeiner Feſtungshaft in Kolberg zu beſuchen, um ihm den Ausdruck der Verehrung der aufgehobenen Prenzlauer Turnerſchaft zu überbringen – ein Vorſatz, welchen ſie ſpäter auch, wenn ich nicht irre, wirklich ausführten.

(Adolph Stahr, „Aus der Jugendzeit".)

(„Der Strahlower Fiſchzug.")

Funfzehnter Auftritt.

Wirrmann (kommt in altdeutſchem Kleide von der anderen Seite).

Vorige.

Wirrmann: Guten Tag.

Sattl.: Ergebenſter Diener, Herr Wirrmann!

Wirrmann: Uben Sie auch immer noch den ſklaventümlichen Gruß? Ihn haßten Teutſchlands Freie im ſinnigen Mittelalter.

Sattl.: Setzen Sie ſich. Wir mußten lange auf Sie warten.

Wirrmann: Ich empfing noch die neueſte Zeitung aus Bremen und das Oppoſitionsblatt, ein tiefes Blättlein, nur tadelnswert, daß es einen unrein teutſchen Namen trägt ... Die neueſten Stücke waren ſehr gehaltreich, machten über die finſtern Meinungen der Berliner ſich luſtig.

Sattl.: Aber, da Sie doch ein Berliner ſind, müßte Sie das ja ärgern.

Wirrmann: Ich bin kein Berliner, ein Teutſcher.

Sattl.: Hm – das Hemd iſt mir doch näher als der Rock.

Wirrmann: Das verſtehen Sie nicht, guter Mann! Und wie ich denn geleſen hatte, fiel mir noch ein, zwei Beiträge für jene Zeitſchriften aufzuſetzen, worin ich ihre Äußerungen beſtätigte. Und hierauf dachte ich: nun will ich mich auf ein Schifflein ſetzen und das Strahlowtum ein wenig erſchaun.

Sattl.: So trinken Sie, eſſen Sie nach Belieben.

Wirrmann: Werde zulangen. Indes ſah ich auf dem Schifflein, und ſehe nun um ſo mehr: das Strahlowtum ſei flach, platt, ſo flach und platt die Gegend iſt. Wie die Berge hier fehlen, gebricht's an Volkshöhen.

Sattl.: Nu, man ſieht ja den Müggelsberg von weiten.

Wirrmann: Das Volk begreift ſich nicht.

Sattl.: Ha ha ha! Sehn Sie wohl, da kitzeln ſie ſich mitelnander im Graſe.

Wirrmann: Das Volk geht nicht vorwärts zur Freiheit.

Sattl.: O allerhand Freiheiten nimmt ſich's hier wohl.

Wirrmann: Das Volk iſt zu weiſe, hat zu viel Tugend.

Sattl.: Hm, das wär' ja recht gut.

Wirrmann: Aber gewiſſermaßen, nach Schillers Karlos. Es ſchminkt mit feiger Weisheit ſeine Ketten aus, und Tugend nennt es, ſie mit Anſtand tragen.

Sattl.: Ich ſehe eben keine Ketten, und mit dem Anſtand geht's auch noch hin.

Wirrmann: Das Volk ſollte mündig ſein und iſt es nicht. Der Zeitgeiſt meint es gut zum Volk, und es verſtopft ihm noch für und für die langen Ohren.

Sattl.: Pfui, Herr Wirrmann, Sie ſollten auf Ihre Landsleute doch nicht ſchimpfen.

Wirrmann: Ich nehme nur ihrer mich väterlich an, ſie ſollen mir Sinn empfangen, klar ſein über das Verhältnis. Aber das lieſt keine Bremer Zeitung, kein Oppoſitionsblatt.

Sattl.: Ach warum nicht gar! Wär' uns ja wohl eine Schande, wenn uns ein paar fremde Zeitungsſchreiber regierten. Haben wir denn nicht ſelbſt geſcheute Männer im Lande?

Wirrmann: Leider nein! Die Mark gebiert eitel Finſterlinge. Und hätten ſie mindeſtens noch einiges von ihrem kindlichen Wendentum gerettet, glaubten an Kobolde, ging es noch hin. Auch ein Dichter Goethe ſagte es.

Sattl.: An Kobolde glaubt ja mein Geſell nicht einmal.

Samuel: Nel

Wirrmann: Eben ſchlimm mit der ſo unpolitiſchen Aufklärung, ein Werk unſerer Väter, das wir mit dem ganzen Andenken ihrer ruchloſen Zeit austilgen ſollten.

Sattl.: Hm - man wird doch nicht ſeine Vorfahren verachten, Sapperment!

Wirrmann: Hatte man verächtliche, kann man nur ſich geachtet machen, indem man ſie verachtet.

Sattl.: Das ſollte Ihr Großvater hören, der noch den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Der ſagt: Die alten Preußen waren Kerls.

Wirrmann: Hört' ich nur nicht mehr das Wort Preußen. Nun ich hoffe, es ſoll eine Zeit kommen, wo es verſchwunden ſein wird.

Sattl.: Donnerwetter, ſind wir denn nicht alle Preußen?

Wirrmann: Das Land hier iſt der teutſche Nord, und beſſer noch, die teutſche Mitternacht.

Sattl.: Solche Reden könnten mich ſo ärgern und erzürnen, daß ich – daß ich –

Friederike (leiſe zu ihm): Ja, lieber Vater, werden Sie recht böſe auf ihn.

Sattl.: Halt's Maul! Sie ſind von einem vornehmen Mann rekommandiert, dem ich Arbeit geliefert habe. Der ſagte auch: Sie wären mit zu Felde geweſen, und ſehr tapfer. Ich wär' auch mitgegangen, hätt' ich nicht den dicken Bauch gehabt. So aber ſtellte ich ſechs Freiwillige. Nu, das mußt' ich ſchon als ein wohlhabender Berliner Bürger, bin auch ſonſt nicht beutelfaul geweſen. Aber ich begreife nicht, wie man das Land verachten kann, wo man geboren und erzogen iſt, und doch Leib und Leben dafür wagen.

Wirrmann: Ich zog, ein teutſcher Jüngling, ins eiſerne Feld, ein Hermannsenkel wider ein übermütiges Rom.

Samuel: Ja, wenn's erlaubt iſt, mitzuſprechen, darauf beſinn' ich mich. Ich ſtand mit Herrn Wirrmann bei denſelben Freiwilligen.

Wirrmann (blickt ſtolz zu ihm hin): So? Waren wir Kriegsgefährten?

Samuel: Und wenn wir andern ſagten: heute wollen wir einmal recht wie Preußen drauflosgehn, wollt's Herr Wirrmann nicht leiden, ſagte, wir wären Deutſche.

Wirrmann: Alſo tat ich. Hm, es iſt mir noch, als ſollt' ich Sie kennen, und beſinn' mich doch nur halb –

Samuel: Wir hatten einmal einen kleinen Streit zuſammen.

Wirrmann: Wo?

Samuel: Sie nahmen einer armen Bauerfrau am Rhein ſechs Gänſe, und das wollt' ich nicht leiden. Da ſagten Sie aber: bei Teutſchlands großer Sache iſt nichts an ſechs Gänſen gelegen.

Wirrmann: Also verhielt sich's auch.

Sattl.: Bei welchen Affären sind Sie denn alles gewesen, Herr Wirrmann?

Wirrmann: Affären. Teutsch, teutsch!

Samuel: Nun, mit Erlaubnis, wenn wir mit dem Feind uns in den Haaren lagen, hab' ich Herrn Wirrmann nicht gesehen.

Wirrmann: Ich wurde häufig versandt, das Volk mit gutem Geist zu beseelen; oft nahm ich auch wahr, daß es um Hilfe von oben not tat, dann begab ich mich an einen entlegenen Ort, um durch Gebet mehr zu frommen, als durch zwei einzelne Hände.

Samuel: Und nicht lange, so blieben Sie im Lazarett.

Wirrmann: Vom Typhus ergriffen. Und genesen, bedurften die übrigen Kranken geistlichen Trost, den ihnen zu spenden Christenpflicht war.

Sattl.: Ach so!

(Julius von Voß, „Der Strahlower Fischzug".)

In seiner Vorlesung am 7. März sagte Jahn: „Wer seinen Kindern die französische Sprache lehren läßt, ist ein Irrender; wer darin beharrt, sündigt gegen den Heiligen Geist; wenn er aber seinen Töchtern Französisch lehren läßt, so ist das ebensogut, als wenn er ihnen die H..... lehren läßt."

Waren schon solche Äußerungen des Franzosenhasses seltsam genug, so übergipfelten sie sich doch zum wahrhaft lächerlichen Unsinn durch den Vorschlag, das Reisen in das Ausland solle verboten werden, damit das Nationalgefühl der Deutschen erstarke. Zwischen Deutschland und Frankreich dürfe nicht die geringste Verbindung stattfinden, deshalb müsse eine Wüste zwischen beiden Völkern angelegt werden, um diese für immer voneinander zu trennen. Schon in Altdeutschland sei ein Stamm und Ort um so berühmter gewesen, je größer und undurchdringlicher der Wald sein Gebiet ummarkt habe, und die alten Deutschen hätten sich gegen ihre Feinde durch eine solche Hamme gehalten. Es sei gar nicht schwer, eine Wildnis anzulegen und dadurch ein Land von dem andern abzusperren und es zu schützen. Freilich müsse der Natur durch Kunst nachgeholfen werden. Ebenso gut wie Menschenhand die Natur verschönern könne, vermöge sie auch eine undurchdring-

liche Wüſte hervorzubringen, und dies müſſe zum Wohl des Vaterlandes geſchehen. So ſchlägt denn Jahn vor, behufs Hervorbringung einer Wüſte ſolle man Marſchen vermoraſten, Auen einſumpfen, Höhen verfurten, Niederungen verbruchen, gewäſſerte Täler durch Wall und Mauern zu Seen ſtauen. In dieſe Wüſte ſollen dann Rot- und Schwarzwild, Elentiere, Auerochſen und zuletzt Raubtiere aller Art hineingeſetzt werden. „Aus alten Klöſtern entſtehen dann Eulenſchläge, Adlerhorſte aus ausgebrannten Turmzinnen, durch Feuersbrünſte iſt zu Hyänenbauten vorgearbeitet, unterirdiſch aufgebaute Irrgebäude dienen gleich Schneckenbergen zu Werken für Giftſchlangen. Die mit einer Doppelreihe von Verwallungen und Dornhecken eingezäunte Wüſte iſt wenigſtens einen Grad breit, kein Leichtfuß kann ſie ohne Raſt durchhüpfen. Hungrige Wölfe, Bären und dergl. paſſen Einſchleichern, Kundſchaftern und Landſtreichern auf den Dienſt; beginnen die reißenden Tiere ſich einander ſelbſt zu verſpeiſen, ſo werden ſie mit Drehern und Seglern von Schafen, Franzoſenkühen, unbrauchbaren Pferden uſw. gefüttert, und der beſtändige Kampf, den die in der Wüſte wohnenden Leute mit ihnen zu führen genötigt, iſt die beſte Vorſchule zur Landwehr."

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Der Turner Wanderlied.

Turner ziehn froh dahin,
Wenn die Bäume ſchwellen grün;
Wanderfahrt, ſtreng und hart,
Das iſt Turnerart!
Turnerſinn iſt wohlbeſtellt,
Turnern Wandern wohlgefällt;
Darum frei Turnerei
Stets geprieſen ſei.

Graut der Tag ins Gemach,
Dann iſt auch der Turner wach;
Wird's dann hell, raſch und ſchnell
Iſt er auf der Stell',

Wandert hin zum Sammelort,
Und dann ziehn die Turner fort;
Darum frei usw.

Arm in Arm, sonder Harm
Wandert fort der Turnerschwarm;
Weit und breit ziehn wir heut
Bis zur Abendzeit;
Und der Turner klaget nie,
Scheuet keine Wandermüh';
Darum frei usw.

Sturmessaus, Wettergraus
Hält den Turner nicht zu Haus.
Frischer Mut rollt im Blut,
Deucht ihm alles gut,
Singt den lust'gen Turnersang,
Bleibet froh sein Lebelang;
Darum frei usw.

Stubenwacht, Ofenpacht
Hat die Herzen feig gemacht:
Turnersang, Wandergang
Macht sie frei und frank,
Und dem Turner wohlbekannt
Wird das deutsche Vaterland;
Darum frei usw.

Lebensdrang, Todesgang
Findet einst uns nimmer bang;
Frisches Blut, Männermut
Ist dann Wehr und Hut.
Braust der Sturm uns auch zugrund,
Falln wir doch zu guter Stund';
Darum frei usw.

H. F. Maßmann (1813).

(Berliner Parodie: Turner ziehn
Mit Pantin
Durch die janze Stadt Berlin.)

Turnerlied.

Wir ſind gar eine luſt'ge Schar
Allhier auf grüner Heide,
So fröhlich ſchweift kein Felſenaar
Auf hoher Sonnenweide.
Das iſt des Turners Gottesmut,
Der in ihm ſolche Wunder tut:
Gottesmut, Wunder tut. Heiſa, heiſa juchhei!

Wir üben uns in ſchwerem Streit,
Als wär'n wir bittre Feinde;
Doch ſiehſt du nirgends, weit und breit,
So treue Freundsgemeinde.
Solch waglich Spiel mit Herz und Hand
Iſt all zulieb dem Vaterland;
Herz und Hand, Vaterland! Heiſa, heiſa juchhei!

Wir tragen in der Felſenbruſt
Gar unverzagte Herzen.
Was willſt du, Welt, mit deiner Luſt,
Was gar mit deinen Schmerzen?
Und ſtünd' im Weg die Höllenburg,
Ein ſtolzer Mut geht mitten durch!
Höllenburg, mitten durch! Heiſa, heiſa juchhei!

Karl Heinrich Hoffmann.

Nicht mit Unrecht mag man Jahn als den Typus der Zeit von 1815–1819 bezeichnen, die halb ein Faſtnachtsſpiel, halb heiliger Ernſt war, aber nie zu Reſultaten gelangen konnte, weil ſie die neueſte Zeit in die Form der alten kleidete und bald über der Form das Ziel vergaß, weil ſie durch kleinliche Nebendinge die Würde der deutſchen Nationalität wiederherzuſtellen glaubte. Nichtsdeſtoweniger bleibt Jahn ein intereſſanter Charakter. Reſpektieren könnte man ihn, hätte er nichts weiter geſchrieben, als ſein „Deutſches Volkstum", das großartiger iſt als alle ſeine Kreuz- und Querzüge durch die franzöſiſchen

Feldlager und über ſichere Straßen, als alle ſeine kleinen Heldentaten, Liſten und Schliche, mit denen er Napoleon bedrohete, als alle ſeine Wichtigtuerei mit dem Einfluſſe, den er auf Deutſchlands Geſchick ausgeübt haben will. Jahns „Deutſches Volkstum" hat, nebſt Fichtes „Reden an die deutſche Nation", das Volk aufſtehen machen. Jahn war eine breitſchulterige, bruſtbehaarte, gedrungene, kräftige Geſtalt, mit langen, herabhängenden Haaren und einem Bart, der jetzt ſilberweiß geworden ſein ſoll; er iſt noch in dieſem Augenblicke der glücklichſte Menſch, wenn er ſelbſt von ſich ſprechen oder andere von ſich ſprechen machen kann; ſeine Eitelkeit hat ſeinem Patriotismus nie nachgeſtanden. Als er die preußiſche Armee in Lübeck traf, die Verwundeten und Sterbenden auf der Straße erblickte, unter umgeſtürzten Geſchützen, zerſchlagenen Gewehren, entkleideten Leichen Tiedges Gedichte fand, als er die Klage über die Schlacht bei Kunersdorf aufgeſchlagen ſah und Blutflecke die „Buchzeichen" der Stellen machten, da bedurfte es einer Nacht, „um ſein dunkles Haar in graues umzuwandeln". Fürwahr! Jahn hätte in der Tat ein tragiſcher Charakter werden können, hätte er es nicht vorgezogen, in Freiberg, unweit Halle, von ſeiner Penſion zu leben, Tabak zu ſchnupfen – was ſein Unglück war, wie die Liebe der Jeanne d'Arc zu Lionel das Unglück der Jungfrau von Orleans wurde – und den halliſchen Studenten bei einem Glaſe Merſeburger Bier die glänzendſten Ereigniſſe ſeines Lebens zu erzählen, den „Geleiter", den „Abend in Mattiach", die „Fahrt durch das Gerau zum Jettenbühel".

Jahn ruht von ſeinen Strapazen des Patriotismus in dem Wirtshauſe zu Freiberg aus; er hat in der letzten Zeit nichts von ſich hören laſſen, außer daß er einmal gegen H. Laube in dem Weißenſeer Wochenblatt zu Felde zog und durch ſeine Erzählungen an halliſche Studenten, die ich eben angeführt habe, die „Denkniſſe eines Deutſchen oder Fahrten des Alten im Bart" veranlaßte, die von Karl Schöppach herausgegeben wurden. Sie ſind für Jahns Charakteriſtik höchſt intereſſant und entwerfen uns auf der anderen Seite ein genaues Porträt von dem Manne, welchen Gutzkow in ſeinem Literaturblatt zum „Phönix" höchſt treffend „den alten Gymnaſten und ewigen Gymnaſiaſten" nennt, den man aber mit demſelben Recht den norddeutſchen Eremiten von Gauting heißen könnte.

Digitized by Google

Jahn, dem man einigen Teil an dem Geiſt der Zeit einräumte, hat ſich indes nie einer reformierenden Idee ſchuldig gemacht; er war höchſtens der Korporal des Deutſchtums, der in ſeinem Turnanzug und mit dem „Ger" bewaffnet auf nationale Diſziplin hielt, von ſchulmeiſterlichem Pedantismus und germaniſchem Formweſen überfloß und in Wut geriet, wenn man von Viſitenkarten ſtatt „Meldekarten", von Bulletin ſtatt „Heerzettel", von Terrainlehre ſtatt „Feldlehre", von Paſſagier ſtatt „Fahrtner", von Spion ſtatt „Nahderer" ſprach. Das war ſein Verdienſt um Deutſchland. Er würde die Jugend in Felle gekleidet und mit Keulen bewaffnet haben, wenn er freies Spiel gehabt hätte; er würde ſtatt Federbetten Heu und Stroh zum Lager eingeführt, ſtatt maſſiver Häuſer Erdhütten zu Wohnungen eingerichtet haben; er würde den Kaffee verbannt, den Rauch- und Schnupftabak mit einem Fluche belegt haben, wäre Deutſchland ihm gefolgt; dieſe Reſultate hätte man von ihm erwarten können, aber im Leben nicht eine Idee. Da man ihm wehrte, ſo hat er ſich nach Freiberg zurückgezogen und ſchnupft in Verzweiflung Schnupftabak, wie andere Leute ſich in ihrer Troſtloſigkeit auf den Trunk legen. Das iſt ſein tragiſches Schickſal, das iſt das Ende dieſes letzten Germanen. Wir ſehen ihn in der Herberge von Freiberg, er fühlt ſeine Erniedrigung, er ruft der jungen halliſchen Burſchenſchaft, die ihn beſucht, im Bewußtſein ſeiner Schuld entgegen: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Naſe! die iſt das einzige Glied meines Körpers, das ſich dem Dienſte meines Vaterlandes entzogen hat. Dieſe Naſe iſt für die deutſche Freiheit verloren; denn höre, du Wackrer, ich ſchnupfe. Warum? Warum? O ich Jämmerlicher; aber vergib mir, ſonſt bin ich noch immer der Alte."

(Beurmann, „Vertraute Briefe über Preußens Hauptſtadt".)

Ich war nicht wenig begierig, den berühmten Jahn kennen zu lernen, den ich zuerſt im Gaſthof meiner Vaterſtadt begrüßte. Er hatte etwas Rüſtiges und Derbes, was mir wohlgefiel, aber auch etwas Borniertes, was nicht bloß mir auffiel. Beſonders unpädagogiſch war ſein Jähzorn. Er fuhr oft ſeine Turner an, als wenn er ſie freſſen wollte. Wenn er ſein Beil erhob und fürchterliche Augen machte, glich er einem Wilden, und wer ihn nicht ſchon kannte, konnte einen Augen-

blick zweifeln, ob er nicht wirklich den Schädel des unglücklichen Knaben zerſpalten würde, mit dem er eben zankte. Dergleichen Szenen wiederholten ſich faſt täglich. Doch war viel Humor bei ſeinen Turnerfahrten. Beſonders ergötzlich war die Sitte des Entſatzmachens. Wenn nämlich ein Turner etwas ungewöhnlich Dummes ſagte, oder ſich etwa gar gegen die andern arrogant benahm, ſo hockten alle andern im Kreis um ihn her, ſtreckten die Finger nach ihm aus und verhöhnten ihn mit einem äh, äh! Das nannte man einen Entſatz, d. h. den Ausdruck des Entſetzens machen. (Damals hatte die Berliner Turnerſchaft den letzten, feierlichen Entſatz in Kochelfall im Rieſengebirge gemacht vor einer Marmorplatte, auf der in goldenen Buchſtaben zu leſen war: „Allhier geruhten Seine Majeſtät der König Friedrich Wilhelm III. und ihre Majeſtät die Königin Luiſe die Wunder Gottes in allerhöchſten Augenſchein zu nehmen.")

(Konrad Menzel, „Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten".)

Von Dr. Ulrich ward ich am Nachmittage zum alten Turn-Jahn gebracht, den ich mich ſchon in den turneriſchen Kreiſen Rudolſtadts und Jenas als Vater Jahn zu betrachten gewöhnt hatte. Er nahm mich freundlich auf, und war es mir in ſeiner Nähe gleich dadurch heimiſch, daß er, ehe mich Ulrich noch genannt hatte, ſagte: „Das iſt ein kleiner Leo!" Er hatte mit meinem jüngſten Oheim, dem Vogelſteller, in Jena ſtudiert und meinte, ich hätte ganz dasſelbe Geſtell. . . . Ohngeachtet einfache turneriſche Anzüge in Berlin ſchon gar nichts Auffallendes hatten, war doch mein phantaſtiſcher jenaiſcher Burſchenaufzug eines mit ſchwarzem Sammet beſetzten deutſchen Rockes, eines großen, in der Weiſe eines Weiberkragens geſtickten Muſſelinhemdumſchlages und eines geſchlitzten Barettes den Leuten etwas ſo Wunderliches, daß ſie, und zumal die Straßenjugend, ſchon auf dem Wege zu Jahn, der weit oben in der Friedrichſtraße wohnte, Ulrich durch ihr Lachen in große Verlegenheit gebracht hatten. Mir, der von Jugend auf ſich das dickſte Fell gegen Pöbelhohn erworben hatte, war es kaum aufgefallen. Nun aber im Tiergarten ward es Schlottmann zu toll, und er fing an, Jahn Bemerkungen zu machen, daß doch dergleichen närriſche Bekleidung nicht vom rechten ſei, und daß er mir zureden ſolle, das phantaſtiſche Zeug abzutun. Jahn nahm die Partei

meines Rockes: man ſolle mich laſſen, ſo phantaſtiſche Kleidung ſei für junges Volk ganz gut, und um das Straßenvolk brauche ich mich nicht zu kümmern. . . Der Spaziergang machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich; ich lauſchte jedem Worte Jahns, als ſei es ein Evangelium - und dieſe Worte alle gaben meinen Gedanken eine neue Richtung. Da war die Rede davon, daß überall für die Bequemlichkeit der fahrenden Klaſſen der Geſellſchaft ſo viel, für die der zu Fuß gehenden faſt nichts getan werde, - mein Herz ſpann an dem demagogiſchen Faden innerlich eifrigſt weiter. Wir ſahen auf dem großen Platze, der gleich rechts vor dem Brandenburger Tore war, eine Zeitlang einer Seiltänzerbande zu, die da in einem Zirkus ihre Künſte zeigte: der unterſte Teil des Zirkus war nur durch ein geſpanntes Seil umſchloſſen, der zuſchauende Pöbel drängte auf das Seil, - Jahn meinte, das Volk ſei viel zu zahm, in England oder Frankreich würde es längſt das Seil niedergetreten haben. Endlich geſchah dies auf einer Seite, ein paar Gendarmen reichten hin, das Volk dennoch ſo lange in Ordnung zu halten, bis es wieder geſpannt war. Neuer Ärger für Jahn, und alles das neue demagogiſche Fäden für meine Gedanken. Schlottmann und Jahn ſprachen mancherlei von künftiger Verfaſſung, die man damals als doch nicht lange ausbleibend betrachtete: ich verſtand davon im Grunde gar nichts, behielt aber alle Äußerungen Jahns, die ich vielleicht ſogar noch mißverſtändlich aufnahm, wie Katechismusworte im Gedächtnis. Vom Turnweſen war die Rede und namentlich, wie dasſelbe noch einer großen praktiſchen Ausbildung fähig ſei. Wie wichtig es ſei, zwiſchen eng zuſammenſtehenden Mauern, wie z. B. in einem Schornſtein, ohne andere Hilfe als die der Hände und Füße in die Höhe klimmen zu lernen. Wie wichtig es ſei, auf ſchrägen Flächen, z. B. mäßig geneigten Dächern, mit Sicherheit laufen zu lernen. Wie wichtig es ſein könne zuweilen, nicht bloß mit dem langen, ſondern auch mit dem kurzen Schwerte umgehen zu können, und daß die Hauptſache bei letzterem (dem Dolche) ſei, zuerſt ſcheinbar einen Streich gegen die Augen zu führen; denn inſtinktmäßig fahre der Angegriffene mit den Händen in die Höhe, um die Augen zu decken, entblöße dadurch die Bruſt, in die man ſofort ungehindert ſtoßen könne. Wieder bei einer anderen Wendung des Geſprächs erläuterte Jahn, wie er in jedem Orte, wo er gelebt, ſofort alle Durch-

gänge von einer Straße zur anderen durch Häuser erkundet habe, und wie wichtig dergleichen werden könne, wenn man sich retten wolle, wenn man sich flüchten müsse, – nur dürfe man nicht vergessen, auch genau zu erkunden, ob solche Durchgänge immer offen oder zuweilen geschlossen seien, sonst könne man sich in ihnen wie in einem Sacke selbst fangen; daran schloß sich überhaupt eine Empfehlung genauester Lokalkenntnis als eine Aufgabe bei allen Reisen. Als uns Schlottmann in der Stadt verließ, drehte sich das Gespräch um diesen als um einen gescheiten Mann, dem nicht gerade alles, dagegen recht zweckmäßig manches zu sagen sei, wovon man wolle, daß es am bestimmten Orte wiedererfahren werde... Dann setzte er mir eine Tasse Schokolade vor in einem Kaffeehause am Gendarmenmarkt und brachte mich nach der Universität, wo ich in den bereits begonnenen Vorlesungen nach seiner Anweisung ein paar Stunden zu hospitieren hatte. Einen eigentümlichen Eindruck machte es auf mich, als wir auf dem Wege dahin zufällig Schmaltz in einiger Entfernung begegneten. Jahn riß mich plötzlich am Arm und sagte: „Siehst du dort den Schuft? Das ist der Schmaltz, der schon dreimal den Galgen verdient hat!" Da ich noch nie ein Wort von Schmaltz gehört hatte, wurde mir ganz schauerlich dabei, und ich dachte mir, der sei in Berlin das, was in meines Vaters Kirchspiel der exkommunierte Totschläger gewesen. Jahn fügte einige Erläuterungen bei, die natürlich Wasser auf das in mir nun einmal in Gang gesetzte demagogische Mühlrad waren.

(Heinrich Leo, „Aus meiner Jugendzeit".)

Da nunmehro über die Burschenschaft und die sie bisher leitenden und mit ihr zusammenhängenden Vereine und Bünde aus den mehrfach über sie geführten Untersuchungsakten hinlängliche Tatsachen sich ergeben haben, welche aufs deutlichste beweisen, daß diese Verbindung, wie entfernt sie auch bei ihrer ersten Bildung von staatsgefährlichen Zwecken zu sein geschienen haben mag, doch sehr bald einen hochverräterischen Charakter und Zweck angenommen hat; so ist es gewiß höchst angemessen, daß die akademische Jugend aktenmäßige Kenntnis und Übersicht der verwerflichen Zwecke erhalte, zu welchen die Burschenschaft errichtet, geleitet und bestimmt worden, damit sie die Gefahren, welchen sie bei der Teilnahme an derselben ausgesetzt war, klar, sowie

die wohltätigen Absichten der Regierung, welche einer solchen Verführung mit Nachdruck vorbeugt, dankbar erkenne, und einen desto tiefern Abscheu gegen jeden Versuch, sie zur Teilnahme an dieser oder ähnlichen Gesellschaften zu verleiten, fasse.

Schon bei ihrem Ursprunge (1817) war, wie jetzt vollständig ermittelt worden ist, die Burschenschaft bloß Mittel zu verborgenen, revolutionären Zwecken, welche bereits damals von einer nicht unbedeutenden Anzahl späterhin völlig entlarvter, verbrecherischer Individuen verfolgt und unter dem Namen der wissenschaftlich-bürgerlichen Umwälzung begriffen wurden. Die auf der Wartburg gehaltenen Reden, die dort entworfenen Punkte und besonders die kurz nachher abgefaßte, zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmte, aber davon durch die inzwischen von den Regierungen zur Sicherung der akademischen Jugend vor der sie bedrohenden Gefahr genommenen Maßregeln zurückgehaltene, jedoch späterhin, obwohl mit Auslassung der besonders aufwiegelnden Stellen, von einem Mitgenossen zum Druck beförderte, öffentliche, ausführliche Erklärung des eigentlichen Zwecks des Wartburgfrevels enthalten darüber die vollständigsten Belege, deren Widerhall in den Verhandlungen der beiden Burschenversammlungen von 1818 unverkennbar zu finden ist. Die fortdauernde Aufmerksamkeit der Regierungen auf diese, dem unbefangenen Auge in ihrem ganzen Umfange vorliegenden, frevelhaften Zwecke hemmte zwar die Frechheit, womit letztere offen verfolgt werden sollten, vermochte aber nicht, die Frevler selbst zur Vernunft, Ehre und Gesetzlichkeit zurückzuführen. Was öffentlich zu erreichen sie nicht vermochten, suchten sie lichtscheu im Verborgenen zu erzielen. Dem ebenso strafbar als wahnsinnig projektierten „großen, offenen Bunde" mußten sie freilich entsagen, teilten sich dagegen aber in eine Menge von, fast durch ganz Deutschland verteilten, kleinern Vereinen, welche wissenschaftliche Zwecke zum Deckmantel ihrer hochverräterischen Arbeiten vorschützten und, als 1819 die Untersuchung wider sie ausbrach, im Begriff waren, mit revolutionären Klubs außerhalb Deutschlands in nähere Verbindung zu treten, welche letztere indessen späterhin erfolgte. Zu den gemeinschaftlichen Zwecken und Vereinigungspunkten aller dieser geheimen Bünde gehörte auch die Verführung und der Mißbrauch der deutschen akademischen Jugend zu jenen verabscheuungswürdigen, in jeder Be-

ziehung empörenden Zwecken, wozu es kein einfacheres Mittel gab, als ſie in eine Verbindung zu vereinigen und dieſe unter die Leitung und Abhängigkeit jener geheimen Bünde zu bringen. Die Unterſuchungsakten enthalten hierüber die vollſtändigſten und unwiderlegbarſten, zahlreichen Belege.

Schon aus den Unterſuchungen von 1819 hat ſich aktenmäßig klar ergeben, wie ſehr die ſchon damals im Hintergrunde ſtehenden geheimen Vereine die ganze Burſchenſchaft lediglich als geeignetes Mittel zu ihren revolutionären Zwecken und zur Verſtrickung der akademiſchen Jugend in dieſelben angeſehen, und wie ſehr ſie ſich daher bemühet, die Burſchenſchaft und ihre Mitglieder für dieſe Zwecke zu begeiſtern und zu verführen. Wie tief angelegt und fortdauernd durchgeführt dieſer Plan geweſen, geht auch aus den ſpätern Unterſuchungen vollſtändig hervor, und es ergibt ſich inſonderheit, daß die Burſchenſchaft von ihrem Urſprunge an bis vor ganz kurzem unter der oberen Leitung ebenderjenigen Verbrecher ſtand, welche zugleich Vorſteher und Hauptleiter mehrerer frühern, einzelnen, geheimen Geſellſchaften und insbeſondere des nunmehr vollſtändig ermittelten, zur Bewirkung einer gewaltſamen Revolution in unſerm deutſchen Vaterlande im Jahr 1821 geſtifteten und nachher weiterverbreiteten, geheimen, hochverräteriſchen Bundes waren, von welchen hier nur Robert Weſſelhöfft und Karl Follenius genannt werden.

Während dieſe Verbrecher und ihre Genoſſen ſo an jeder bürgerlichen Ordnung und der damit unzertrennbar verbundenen bürgerlichen Tugend und Sittlichkeit frevelten, frevelten ſie nicht minder an der akademiſchen Jugend, indem ſie dieſelbe durch alle Künſte verbrecheriſcher Verführung zur Teilnahme an der Burſchenſchaft verleiteten und ihnen letztre als Ideal anprieſen, während ſie ſelbſt über dies Ideal gegenſeitig ganz anders urteilten. Die Akten enthalten wiederholentlich ſolche gegenſeitige Mitteilungen dieſer Hauptradikalen, aus welchen genügend hervorgeht, wie verächtlich ſie ſelbſt über die in ihren Stricken liegende Burſchenſchaft urteilen. Wiederholentlich teilen ſie ſich die Anſicht mit:

„es ſei nichts Lächerlicheres, Abgeſchmackteres und, wie einer der Koryphäen ſich ausdrückt, Ekelhafteres für den geſunden Menſchenverſtand, als die elenden Burſchenſchaften; ſie wären aber

zur Erreichung der Verbindungszwecke notwendig, man müſſe daher die Toren, die ſich verblenden ließen, feſthalten, weil man auf dieſe Art am beſten die akademiſche Jugend leiten und ihr Meiſter ſein könne."

Eben dieſes war der Geſichtspunkt bei der 1820 und 1821 erfolgten Wiederherſtellung der Burſchenſchaft; denn aktenmäßig iſt der Plan zu derſelben hauptſächlich von nichtswürdigen, politiſchen Verbrechern, deutſcher und benachbarter Länder, die zum Teil wegen Hochverrats zum Tode verurteilt geweſen oder wegen hochverräteriſcher Umtriebe dem richterlichen Erkenntniſſe nunmehr im Kerker entgegenſehen, oder aus ihrem Vaterlande ſchimpflich entflohen, ausgegangen und inſonderheit der ganze Burſchentag in Dresden (1820) von dieſen Verbrechern angezettelt und geleitet worden. Daher beſtand dieſer ſogenannte Burſchenkonvent teils aus nunmehr vor den Schranken der Kriminaljuſtiz ſtehenden Mitgliedern eines hochverräteriſchen, geheimen Bundes, teils aus ſchwachen, eiteln und exaltierten, von jenen verleiteten Menſchen, welche der Verführung, der ihre Eitelkeit damals unterlag, jetzt mit Recht reuevoll ſich ſchämen und dieſelbe, hätte die landesväterliche Gnade ſie nicht gerettet, lebenslänglich durch Schimpf und Elend gebüßt haben würden.

Dieſes alles iſt für die bürgerliche Ruhe und Ordnung und für die akademiſche Jugend um ſo gefährlicher, für die Burſchenſchaft aber um ſo entehrender, als zugleich aktenmäßig ermittelt worden iſt, daß jener geheime Bund, unter deſſen aufwiegelnder Leitung die Burſchenſchaft als deſſen blindes und willenloſes Werkzeug ſtand, ſeinerſeits wiederum von der Leitung eines im Auslande befindlichen, aus den berüchtigtſten Subjekten mehrerer Nationen beſtehenden Bundes abhing, eines Bundes, der ſeit Jahren die Wiederkehr und größere Ausbreitung der Revolution beabſichtigte und alle Mittel, ſie herbeizuführen, anwendete, der an den Rebellionen in Piemont, Neapel und Spanien, ſowie an mehreren einzelnen Empörungen entſchiedenen Teil genommen hat und, ſie noch weiter zu verbreiten, ſich raſtlos bemühet, inſonderheit ſeit einigen Jahren auch Deutſchland und beſonders die deutſchen Univerſitäten zum Gegenſtande ſeiner höchſt verwerflichen und ſtrafbaren Tätigkeit auserſehen und letzte aktenmäßig mit Blut und Terrorismus hat beginnen wollen. Von dieſem Bunde, dem nämlichen, der an aus-

wärtigen Rebellionen ſo entſchiedenen Anteil hatte, iſt nicht allein in Deutſchland der hochverräteriſche, geheime Bund nach gleichen Grundſätzen und nach ſo übereinſtimmender Organiſation, daß ſelbſt die Erkennungszeichen die nämlichen ſind, bewirkt und die Wiederherſtellung der Burſchenſchaft befördert, ſondern auch eine noch tiefere, geheime Verbindung ausgegangen, deren finſtere und verbrecheriſche Spuren durch die Wachſamkeit der Regierung nunmehr ebenfalls entdeckt worden ſind.

Es geht aus allen dieſen Unterſuchungen ganz klar hervor, daß der Plan war, in der akademiſchen Jugend alle Anhänglichkeit an Fürſt, Vaterland und Verfaſſung auszurotten, ihnen bittren Haß gegen alles Beſtehende einzupflanzen, ihnen den Umſturz der vorhandenen Regierungen und Verfaſſungen als höchſt wünſchenswert und ſelbſt notwendig anzupreiſen und den törichten Irrwahn bis zum Fanatismus zu erhöhen, daß ſie dazu berufen ſei, die Staaten zu verbeſſern, kurz, die Geſinnungen und Grundſätze dieſer Jünglinge dergeſtalt zu bearbeiten, daß ſie unter dem unmittelbaren Einfluſſe eines, den vollen Tatbeſtand des Hochverrats in ſich vereinigenden und die gewaltſamſten Mittel zulaſſenden, geheimen, revolutionären Bundes die tätigen Werkzeuge zur Ausführung ihrer hochverräteriſchen Zwecke werden und ſein ſollten.

(„Amtliche Belehrung über den Geiſt und das Weſen der Burſchenſchaft.“)

Als ich 1825 die Univerſität Halle bezog, war im Jahre zuvor die Allgemeine deutſche Burſchenſchaft ein Gegenſtand der härteſten Verfolgung geweſen. Die berüchtigte Mainzer Zentral-Unterſuchungs-Kommiſſion hatte eine große Anzahl von Mitgliedern derſelben prozeſſiert. Verurteilungen zu den härteſten Kerkerſtrafen, oft bis zu fünfzehn Jahren, hatten viele der unglücklichen Opfer getroffen und Trauer und Kummer über zahlreiche Familien verbreitet. Relegationen und Wegweiſungen von der Univerſität waren maſſenhaft verhängt worden, ja, es war ſogar eine preußiſche Verordnung ergangen, daß auf keiner preußiſchen Univerſität ein von einer anderen deutſchen Hochſchule kommender Student aufgenommen werden ſollte, wenn er ſich nicht vollſtändig darüber ausweiſen könne, daß er zu keiner Art von burſchenſchaftlicher Verbindung gehört habe! Und doch war dieſe Verbindung, welche man in Preußen mit ſo fanatiſchem Haſſe verfolgte,

Digitized by Google

dieſelbe, welcher ein Menſchenalter ſpäter ein Gervinus das Ehrenzeugnis ausſtellte: „Wohin ſich die Burſchenſchaft ausbreitete, von Freiburg bis Königsberg, haben die beſonnenſten Männer ihren Mitgliedern das Zeugnis des ehrenhaften Geiſtes, des wiſſenſchaftlichen Ernſtes, der ſittlichen Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters geben müſſen. Der franzöſiſchen Sittenloſigkeit gram, waren dieſe Jünglinge wie ihre Lehrer Fichte, Luden, Fries uſw. der Voltaireſchen Aufklärung und dem herzloſen Rationalismus wie dem lichtſcheuen Pfaffenweſen, das die Religion zur Parteiſache machte, gleich abgeneigt. Fand dieſe feurige Kraft und Begeiſterung Beſchäftigung, Anleitung und ſelbſt nur eine ſichere Ausſicht, ſo war ſie zu jeder verſtändigen Richtung und rühmlichen Anſtrengung zu gewinnen."

Aber trotzdem, daß ſie von dem allen das Gegenteil fand, war die Idee, welche den Lebenskern bildete, doch nicht zu unterdrücken. Verfolgt, verſtümmelt, verleumdet und von den härteſten Strafen bedroht, lebte die Burſchenſchaft auf den meiſten deutſchen Univerſitäten, und ſo auch in Halle, fort, und wenn auch nicht im Lichte vollſter Öffentlichkeit, ſo doch auch nicht im eigentlichen Sinne im geheimen. Denn – und dies darf als eine eigentümliche Signatur der damaligen Zeit gelten – der Reaktion und ihren tyranniſchen Befehlen mangelten die zur pünktlichen Vollziehung bereitwilligen Schergen unter den Profeſſoren und Univerſitätsbehörden. Zwar eine offen organiſierte Burſchenſchaft beſtand damals in Halle nicht, während die Gegner derſelben, die Landsmannſchaften – obſchon in dem offiziellen Verbote aller Verbindungen miteinbegriffen – ihre feſtgegliederten Verfaſſungen offen zur Schau trugen und tragen durften. Aber Prorektor und Senat wußten, daß eine Art von Burſchenſchaft fortbeſtand; ſie kannten, genauer oft als viele derjenigen Studenten, welche, wie der Ausdruck lautete, „ſich zur Burſchenſchaft hielten", die Perſönlichkeiten, welche, an Zahl gering, aber an Charakter und Tüchtigkeit ausgezeichnet, den Kern und Halt des großen exoteriſchen Kreiſes der burſchenſchaftlichen Gemeinde bildeten, die nach vielen Hunderten zählte. Sie verhandelten ſogar zuweilen bei wichtigen Gelegenheiten, wie bei Vorbereitung allerhöchſter Geburtstagsfeſtzüge und anderen Anläſſen, mit denſelben, um eine Gemeinſamkeit herzuſtellen oder Zerwürfniſſe auszugleichen. Die ſchwarzrot-goldenen Bänder und Abzeichen waren ausdrücklich als Embleme

der Burſchenſchaft von der Regierung geächtet und verpönt; aber trotzdem wurden ſie offen getragen, und der Prorektor des Jahres 1825, der alte Staatsrat von Jakob, der mich rezipierte und mir dabei, wie ich oben erzählte, den Handſchlag an Eidesſtatt abnahm: daß ich keiner verbotenen Verbindung angehöre oder angehören wolle, konnte, da er nicht blind war, auf meiner Bruſt und an meiner Mütze die ſchwarz-rot-goldenen Burſchenſchaftsfarben ſehr wohl wahrnehmen, welche bewieſen, daß ich meinerſeits ebenſo die Unwahrheit ſagte, wie er dieſelbe wider beſſeres Wiſſen als Wahrheit in Empfang nahm.

Daß ein ſolcher Zuſtand die Sittlichkeit nicht förderte, und daß ſolche Heuchelei die Achtung vor den Behörden keineswegs ſtärken konnte, liegt auf der Hand. Denn es war zugleich eine bekannte Tatſache, daß ebendieſelben Behörden, deren überſehende Nachſicht das Fortbeſtehen der von der Regierung gehaßten und für ſtaatsfeindlich erklärten Verbindung begünſtigte, ja eigentlich allein ermöglichte, keinerlei Bedenken trugen, wider die Mitglieder derſelben eifrigſt mit einer Razzia einzuſchreiten, ſobald bei irgendwelchem Anlaſſe ein erneuter Hetzruf aus Berlin erging, dem dann natürlich zahlreiche Opfer fielen, die für jene falſche Nachſicht mit Relegation und nicht ſelten mit viel ſchwereren Strafen den Zoll nachzuzahlen hatten.

Ein ſolches Opfer einer plötzlich von oben herab verfügten Razzia wurde unter zahlreichen anderen auch mein jüngerer Bruder Karl Stahr. Sein Fall, obgleich noch weitaus nicht einer von den härteſten, iſt wohl geeignet, von der damaligen Verfahrungsweiſe der preußiſchen Regierung wider die ſtudierende Jugend ein ſprechendes Bild zu geben. Ich hatte bereits meine Univerſitätsſtudien beendet, hatte promoviert und nach beſtandenem Gymnaſial-Oberlehrer-Examen eine Anſtellung am Königlichen Pädagogium zu Halle erhalten, als er, ſieben Jahre jünger als ich, die dortige Univerſität bezog, um gleich mir Philologie und Geſchichte zu ſtudieren. Weil er indeſſen doch auch das eigentliche Studentenleben kennen lernen wollte, ſo hatte er ſich, nach meinem Vorgange und Rate, „zur Burſchenſchaft gehalten", da die wilde Roheit des landsmannſchaftlichen Verbindungsweſens in ungeminderter Wüſtheit fortbeſtand. Er gehörte indeſſen nicht zu der kleinen Zahl der eigentlichen Burſchenſchaft, ſondern nach dem herrſchenden Sprachgebrauche nur zu den „Renoncen"; doch war er Mitglied eines Leſekränzchens

innerhalb der Verbindung geworden, in welchem man neben allerhand hiſtoriſchen Schriften auch gelegentlich Bücher wie Haupts „Burſchenſchaft und Landsmannſchaft", Herbſts „Ideale und Irrtümer des akademiſchen Lebens" und dergleichen mehr gemeinſam zu leſen pflegte. Auch einige verbotene politiſche Broſchüren mochten gelegentlich dabei mit unterlaufen. Indeſſen ſchon mit dem Ablaufe ſeines erſten Studienjahres hatte er die Teilnahme an dieſem Leſevereine, ſowie überhaupt ſeinen Zuſammenhang mit der Burſchenſchaft, der eigentlich nur in dem Beſuche der gemeinſamen ſogenannten „Kneipe" beſtand, gänzlich aufgegeben, da der Ernſt, mit dem er ſeine Studien verfolgte, ihm dazu keine Zeit verſtattete. Eine von der philoſophiſchen Fakultät zu Ehren des königlichen Geburtsfeſtes geſtellte Preisaufgabe aus dem Gebiete der klaſſiſchen Philologie: die Sammlung aller vorhandenen Fragmente des großen Ariſtoteliſchen Werkes der Politien, das heißt der ſämtlichen Staats- und Stadtverfaſſungen des helleniſchen Altertums, hatte ihn gereizt, die Löſung derſelben zu unternehmen, und es war ihm gelungen, ſeine Arbeit gekrönt zu ſehen. Er hatte ſich darauf zum Oberlehrer-Examen gemeldet und bereits die ihm aufgegebenen ſchriftlichen Arbeiten voliendet, als er plötzlich, drittehalb Jahre nach ſeinem Austritte aus der Burſchenſchaft, eines Morgens früh verhaftet und zum Univerſitätsrichter geführt wurde.

Es war wieder einmal von obenher durch den berüchtigten Kampf eine Demagogenhetze verordnet worden. Bei einer ſolchen gab es für die eifrigen Jäger Orden und Beförderung zu verdienen, und der unterſuchende Univerſitätsrichter war nicht der Mann, ſich eine ſolche Gelegenheit entgehen zu laſſen.

Das erſte Verhör, welches er mit dem Inkulpaten anſtellte, währte über acht Stunden. Zwei Dinge waren es, welche der Unterſuchungsrichter als ganz beſonders gravierend hervorhob, und das erſte derſelben war – die Löſung jener zuvor erwähnten Preisaufgabe! Der Angeklagte hatte ſich zum Beweiſe, daß er für die Teilnahme an der burſchenſchaftlichen Verbindung keine Zeit mehr gehabt, auf ſeine angeſtrengte Arbeit an der Löſung jener von der Univerſität geſtellten Aufgabe berufen. Und was ward ihm geantwortet? Gerade darin, daß er dieſe Arbeit unternommen, müſſe man den Beweis dafür ſehen, daß er ſein Hauptintereſſe politiſchen Dingen zuwende! Unglaublich und doch wörtlich wahr! Die freimütige Entgegnung des Angeklagten: daß

Digitized by Google

unter ſolchen Umſtänden ja eigentlich die Univerſitäts-Fakultät, welche den Studierenden jene Aufgabe geſtellt habe, als der ſchuldige Teil, als eine Art Agent provocateur anzuſehen ſein dürfte, wurde durch eine ſcharfe Rüge ſolcher „ungehörigen und reſpektwidrigen Bemerkung" beantwortet. – Der zweite als gravierend bezeichnete Umſtand war – ein ſeidenes Damenhutband, welches man unter den in Beſchlag genommenen Papieren um ein Konvolut von Gedichten meiner eigenen Handſchrift und Verfaſſerſchaft gefunden hatte. Der Unterſuchungsrichter behauptete, daß es „die Farben einer entdeckten Verbindung zur Mitteilung verbotener Druckſchriften" zeige, und inquirierte eifrig nach dem Namen desjenigen, von welchem der Angeklagte es erhalten habe. Zum Glück für mich verſchwieg mein Bruder klüglich meinen Namen, weil ich ſonſt unfehlbar mit in die Unterſuchung verwickelt worden wäre, was für mich mindeſtens zeitweilige Suspenſion von meinem Amte zur Folge gehabt haben würde, und nannte dafür den eines kürzlich verſtorbenen Freundes.

Das Reſultat dieſer kindiſchen Verfolgung eines abſolut unſchuldigen Menſchen war: eine Verurteilung zu – fünf Jahren Gefängnishaft und Verluſt der Anſtellungsfähigkeit im preußiſchen Staate!

In der Tat ſaß mein Bruder ein volles Jahr lang in Kerkerhaft auf der Feſtung Stettin, bis es der perſönlichen Verwendung einer vornehmen, einflußreichen Dame gelang, bei Herrn von Kamptz ſeine „Begnadigung" zu bewirken. Auch die Erlaubnis zur Beendigung ſeiner Examina und zur Bewerbung um eine Anſtellung ward ſpäter erteilt. Was aber nicht wiederherzuſtellen war, das war – die Geſundheit meines Vaters, den die Verurteilung dieſes ſeines jüngſten Sohnes und Lieblings auf das tiefſte erſchüttert hatte, und der ſich von dieſem Schlage, welcher ihn getroffen, nicht wieder erholte.

So verfuhr man in Preußen vor vierzig Jahren gegen diejenigen, deren „Verbrechen" darin beſtand, an ſeine Beſtimmung und an die Herſtellung eines in Kaiſer und Reich geeinten Deutſchlands geglaubt und den Gedanken und die Begeiſterung dafür in ihren jungen Herzen gepflegt zu haben. Und doch ſind es die Früchte dieſer Begeiſterung der deutſchen Burſchenſchaftsjugend, welche in unſeren Tagen der Sohn und Erbe jenes feindſeligen Verfolgers derſelben zu Deutſchlands Heil und zu ſeinem Ruhme zu ernten das Glück gehabt hat.

(Adolph Stahr, „Aus der Jugendzeit".)

Der 18. Oktober des Jahres 1817 war nahe. Wieder rüſtete ſich das Volk in ganz Deutſchland, den Tag der Schlacht bei Leipzig feſtlich zu begehen. Verband ſich doch in jenem Jahre mit dieſer Feſtesfeier eine zweite, die des 300jährigen Jubiläums der Reformation.

In Preußen hatte König Friedrich Wilhelm III. getreu dem religiöſen Zuge ſeines Stammes den Entſchluß gefaßt, das Reformationsjubiläum durch eine großartige Schöpfung, durch die Vereinigung der bisher getrennten lutheriſchen und reformierten Kirche in der evangeliſchen Union zu verherrlichen.

Der König begab ſich mit ſeinem Hofe nach Wittenberg, um in der hiſtoriſch wichtigen Stadt den Grundſtein zu einem Denkmal für Luther zu legen. In Berlin ſelbſt ſollte die Reformationsfeier ſpäter begangen werden.

Der Schlachttag von Leipzig wurde in der preußiſchen Hauptſtadt wie gewöhnlich durch eine Turnerfeier und durch viele andere Feſtlichkeiten verherrlicht. Tauſende von Zuſchauern waren nach den Kollbergen gezogen, um dort den großartigen Anblick der Oktoberfeuer zu genießen. Alles ging mit höchſter Ruhe vor, aber hier und da wurde doch von den Turnern ein kräftiges Wort geſprochen, welches die Berliner Behörden ſtutzig machte. Am 19. gab es lange Geſichter in den Beamtenkreiſen, man hörte harten Tadel über die dreiſten Jünglinge, die es wagten, die Inſtitutionen des Staats beſprechen zu wollen, vor allem aber gegen Jahn, der mit ſeinen ungezügelten Reden als ein Jugendverführer geſchildert wurde.

Wichtiger als das Turnfeſt in Berlin und verhängnisvoll für die Freiheitsbewegung in ganz Deutſchland war die großartige Feier, welche von der Jenenſer Burſchenſchaft auf der Wartburg bei Eiſenach vorbereitet worden war.

An alle deutſchen Univerſitäten waren von Jena aus die Einladungen gegangen, ſich bei dem Feſte zu beteiligen; eine dreifache Bedeutung ſollte dieſem gegeben werden: die Feier des Reformationsjubiläums, der Schlacht bei Leipzig und der erſten Zuſammenkunft deutſcher Burſchenſchaften aus allen Univerſitätsſtädten.

Von nah und fern zogen die Studenten nach Eiſenach, dem Zufluchtsorte Luthers in der Zeit der Gefahr. Die Zahl der Muſenſöhne, die ſich auf der Wartburg vereinigen wollten, betrug wohl gegen 500. Es

gab ein luſtiges Feſt; unter dem mächtigen ſchwarz-rot-goldenen Banner, dem Zeichen der deutſchen Einheit, zogen am Morgen des 18ten die Studenten im feierlichen Zuge nach der Wartburg.

Ein Jenenſer Student, Riemann, hielt nach dem Geſange von Luthers Kernlied „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" eine feurige Anrede an die Verſammelten; er, der auf dem Felde bei Belle-Alliance ſich das Eiſerne Kreuz erworben hatte, der jetzt aber zum Studium der Theologie zurückgekehrt war, erinnerte an die geiſtige Befreiung Deutſchlands durch Luther, an die Befreiungskriege, an die Schlacht von Leipzig. Dann fuhr er fort: „Vier lange Jahre ſind ſeit jener Schlacht verfloſſen. Das deutſche Volk hat ſchöne Hoffnungen gefaßt, ſie ſind alle vereitelt, alles iſt anders gekommen, als wir erwartet haben. Viel Großes und Herrliches, was geſchehen konnte und mußte, iſt unterblieben, mit manchem heiligen und edlen Gefühle iſt Spott und Hohn getrieben worden. Von allen deutſchen Fürſten hat nur einer ſein gegebenes Wort gelöſt, der, in deſſen freiem Lande wir das Schlachtfeſt begehen!"

Das war eine ſchwere Anklage gegen die Fürſten Deutſchlands, eine um ſo ſchwerere, als ihre Wahrheit nicht abgeleugnet werden konnte. Sie wirkte mächtig auf die verſammelten Jünglinge.

Der Schluß der Rede Riemanns war würdig des bedeutungsvollen Anfangs, er rief einen wahren Sturm der Begeiſterung hervor. Nachdem der Redner die Burſchen bei den Geiſtern eines Luther, eines Schill und Scharnhorſt, eines Körner und Frieſen und aller derer, die ihr Herzblut für Deutſchlands Herrlichkeit und Freiheit vergoſſen hätten, aufgefordert hatte, zu geloben, daß ſie fortan eine eherne Mauer gegen alle äußeren und inneren Feinde des Vaterlandes bilden wollten, fügte er die Worte hinzu: „Verderben und Haß der Guten allen denen, die in niedriger und ſchmutziger Selbſtſucht das Gemeinwohl vergeſſen, die ein knechtiſches Leben einem Grabe in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihre Stimme erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unſerer heiligſten Gefühle ſpotten, Begeiſterung und vaterländiſchen Sinn und Sitten für leere Hirngeſpinſte, für überſpannte Gedanken eines krankhaften Gemüts ausſchreien! Ihrer ſind noch viel; möchte bald die Zeit kommen, wo wir ſie nicht mehr nennen dürfen!"

Die Rede des jungen Mannes machte einen unauslöschlichen Eindruck auf alle Anwesende, auch die Professoren wurden tief ergriffen. Fries gab in wenigen herzlichen Worten diesem Gefühl einen Ausdruck.

Die Rede Riemanns allein würde sicherlich genügt haben, um gegen das Fest auf der Wartburg den Unwillen der gesamten reaktionären Partei in Deutschland, aller Fürsten und Fürstendiener heraufzubeschwören; wieviel mehr mußte dies geschehen, als sich am Abende nach Beendigung des eigentlichen Festes, nachdem schon ein Teil der Gäste mit den Professoren sich entfernt hatte, plötzlich ein nie dagewesenes Schauspiel entwickelte.

Eine Anzahl Studenten zog mit einem Korbe gedruckten Papiers lachend zu demjenigen der angezündeten Scheiterhaufen, der mit der höchsten Flamme emporloderte. Schnell sammelte sich hier der Kreis der Studenten, jeder wollte Zeuge des seltsamen, sich entwickelnden Schauspiels sein. Maßmann von Berlin, ein begeisterter tüchtiger Turner, trat vor, er hielt eine Rede an die Versammlung, er erinnerte daran, daß dereinst Luther die päpstliche Bulle verbrannt habe, und nach dem Beispiele des großen Reformators forderte er auf, ein gleiches Gericht über die Schandschriften der letzten Zeit zu üben.

„So tretet denn heran zu dem zehrenden Fegefeuer", rief er, „und schaut, wie Gericht gehalten wird über die Schandschriften des Vaterlandes. Möge das höllische Feuer sie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit sie eingab!"

Und nun wurde der Korb ausgepackt, sein reicher Inhalt ward den Flammen übergeben. Ancilions Schrift über „Souveränität und Staatswissenschaft" begann die Reihe, dann folgten viele andere, unter ihnen der Kodex der Gendarmerie des Preußischen Geh. Rats von Kamptz, die schlechten Bücher von Jarke und Schmalz, eine Reihe reaktionärer Schriften usw.

Jede Schrift wurde einzeln in die Flammen geworfen, ihre Verbrennung wurde begleitet durch einen auf den Inhalt bezüglichen Kernspruch. Ancillon erhielt den Rat: „Fröne du fortan dem Zwingherrn der Hölle!" – „Pfui über dich, du Zwingherrnprediger!" wurde Jarke zugerufen.

Den Schriften folgten die Attribute der Reaktion und der Verweichlichung; ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust wurden auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt.

Die Feier des Wartburgfeſtes machte in ganz Deutſchland einen außerordentlichen Eindruck; günſtig wirkte ſie auf den Univerſitäten, indem ſie die Burſchenſchaft überall befeſtigte, und im Volke, welches laut über die Verbrennung der reaktionären Bücher jubelte; deſto ingrimmiger aber waren die Anhänger der Hofpartei und die geſchmähten Schriftſteller, deren Geiſtesprodukte dem Feuer überantwortet worden waren. Sie führten laute Klagen, ſie ſchilderten das Feſt als den Anfangspunkt einer werdender Revolution, ſie forderten Genugtuung und ſtrenge Strafen.

Beſonders wütend zeigte ſich der Preuße von Kamptz, der nicht nur eine geharniſchte Schrift gegen die verwilderten Profeſſoren und verführten Studenten ſchrieb und eine Beſchwerde an den Großherzog richtete, ſondern auch zu bewirken wußte, daß König Friedrich Wilhelm III. den Fürſten Hardenberg eigens nach Weimar entſandte, um den Tatbeſtand getreu zu prüfen. Auch von öſterreichiſcher Seite kam ein Botſchafter zu gleichem Zwecke in das Großherzogtum.

Es zeigte ſich zwar bald genug, daß eigentlich nichts geſchehen ſei, trotzdem aber wußten die Bevollmächtigten der beiden Großſtaaten zu bewirken, daß auch in Weimar Maßregeln gegen die freie Preſſe ergriffen wurden.

(Adolph Stecksuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Da ſandte der Kaiſer Alexander den Kotzebue, und wenn jeder Anflug von Begeiſterung ſchon die feige Zeit in Angſt und Zittern ſetzt, ſo war dieſer, der ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in der Jugend mit einem Kapitale von Verruchtheit angefangen, womit andere Bemittelte wohl zu enden pflegen, und der ſeither zum Kaiſer alles Pöbels, aber zum Abſcheu aller Wohlgeſinnten ſich erhoben, dieſer war der Mann, wie ihn ſich die Zeit gewünſcht, und während Zenſuren und Gerichte jedes Wort bewachten, das dem Frommen Teutſchlands gegen das heilloſe Unweſen der Zeit geredet wurde, durfte er ſich in der Mitte des Landes niederſetzen und ungeſtraft höhnen alles, was dem Volke wert und ehrwürdig geworden. Ihn hatte der Kaiſer aller Wahrſcheinlichkeit nach in unſchuldiger Abſicht ausgeſendet, daß er ihm ein Beobachter und Deuter deſſen ſei, was ſich in dieſem Lande voll ſchwer verſtändlicher Richtungen und Beſtre-

bungen bewege. Aber indem er die unglücklichſte aller Wahlen zu dieſem Vorhaben getroffen, mußte ein böſer Argwohn von dem Manne dieſer Wahl auf den Zweck der Sendung ſich verbreiten.

Nur allzuſehr wurde dieſer Verdacht beſtärkt, als jener mißbrauchend ſeinen Auftrag rechtliche Männer verleumdete, und als die Bosheit ſich entdeckt, die Ahndung des Geſetzes nicht gegen den Verleumder ſich richtete, ſondern, was kaum zu glauben, gegen die Verleumdeten, weil ſie das Werk der Finſternis ans Tageslicht gezogen. Noch ſchärfer wurde die erzürnte Spannung, als die an ſich nicht übelgemeinte, ſpäter mit ſchamloſer Frechheit als offiziell erklärte Schrift Stourdias in einer Weiſe von den Teutſchen und ihren Inſtitutionen ſprach, die kein Volk von einem Franzoſen ſich bieten laſſen darf. Der allgemeine Unwillen über dieſe Schrift und mehr noch der ſichtbare Eindruck, den ſie in den höheren Regionen gemacht; die Entrüſtung, dasſelbe Ausland, dem die Meinung die Vernichtung ſo mancher Erwartungen längſt zuzuſchreiben ſich gewöhnt, nun auch auf eine ſo empörende Weiſe die Schwäche mißbrauchend ins Innere eingreifen zu ſehen, mußten beſonders bei der Jugend, deren Freiheiten, den letzten ärmlichen Reſt eines früheren beſſeren Zuſtandes, man ſo freventlich anzutaſten gewagt, tiefen Eindruck machen. Und ſo viel raſchen jungen Leuten, deren ganzes Herz und alles Sinnen und Trachten dem öffentlichen Leben zugewendet, mußte beinahe unausbleiblich ein Funken dieſer ſo unvorſichtig angeſchürten Feuersbrunſt zündend in das Reich dunkler Gewalten, die des Menſchen Bruſt umſchließen, herniederfahren und die Schlafenden aus ihrer Ruhe wecken, daß der höher und höher ſich hebende, täglich gereizte Grimm endlich übertrat. In Sand mußte der Durchbruch des Damms zuerſt geſchehen, und das Verderben mußte natürlich den am erſten treffen, der ſeither am geſchäftigſten ihn zu unterwühlen bemüht geweſen. Der Jüngling nahm es über ſich, ſich ſelbſt den Vollmachtbrief zur Tat zu ſchreiben und ſie mit eigner Hand auszuführen; und weil ſein Maß gefüllt war bis zum Rande, und bereit, es über ſein Haupt auszugießen, wurde der, den er geſucht, in ſeine Hand gegeben; er ſelbſt aber gab der erzürnten Nemeſis das eigene Leben zur Sühne hin, nach alter Lehre, die Blut um Blut gebietet.

Wie ein Blitz ſchlug die Tat ins Volk; ſeit den Jahren der Erhebung war nichts mehr geſchehen was es ergriffen hätte; was lange

unverſtändig nach Verſtändigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige Tat war wieder der Punkt geworden, an dem aller Gedanken ſich verſammelten, und die Meinung war ſchnell über das Ereignis einverſtanden: Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, erneutes Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menſchlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zuſtand des Vaterlandes hergeworfen und erneute lebendige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten waren die Reſultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgte. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt, ein tiefer Ernſt war über die Zeit gekommen, die ſeither mehr ſpielend mit den Ereigniſſen ſich abgegeben.

(J. Görres, „Teutſchland und die Revolution.)

Des Luſtſpielfabrikanten Kotzebue Mutter war eine ſehr würdige Frau von ſtoiſchem Charakter, immer ſehr unzufrieden mit dem Leben und Treiben ihres Sohnes; ſie prophezeite ihm immer, daß es ein ſehr ſchlechtes Ende mit ihm nehmen werde. – Sie hat den Sohn überlebt. – Nachdem Kotzebue ermordet war, erinnerte ſie daran, wie ſie immer ein ſchlechtes Ende vorausgeſagt habe. Sie kam nach Eiſenach zu Frau von Schwendler und verlangte, auf die Wartburg geführt zu werden – auch das Fremdenbuch zu ſehen, was damals verboten war, der vielen Bemerkungen wegen, die vom Wartburgfeſte her darin ſtanden. Die Erlaubnis wurde bewirkt. Die alte Frau Kotzebue betrachtete lange die Zeilen, die Sand hineingeſchrieben hatte, und ſchloß dann das Buch mit den Worten: „Das iſt nicht die Handſchrift eines Böſewichts." –

(Bernhardi, „Lebenserinnerungen".)

Sands Abſchied vom Leben.

(23. März 1819.)

Zum letztenmal geht mir die Sonne nieder,
Zum letztenmal, es iſt vollbracht!
Lebet wohl auf ewig, meine Brüder,
Lebet wohl und eine gute Nacht!

Dieſes Leben, eine Handvoll Erde,
Himmel, nimm es nun zum Danke hin!
Zürne nicht, daß ich mein Mörder werde,
Du gabſt mir ja dieſen Freiheitsſinn.

Zürne nicht, daß, ſchon im Jugendkeime,
Dieſe Hand ihr junges Leben bricht!
Zürne nicht, daß ich jetzt ſchon erſcheine,
Ehe du mich rufſt, o zürne nicht!

Jenſeits liegt das Weltbuch aufgeſchlagen,
Dort reicht kein ſterbliches Auge hin.
Nur der Einzige kann es mir ſagen,
Ob ich Engel oder Teufel bin.

Ohne Prieſter trägt man meine Bahre
Einſam hin zum ſtillen, finſtren Grab;
Kein Gebet tönt dort am Hochaltare,
Ohne Mitleid ſenkt man mich hinab.

Eine Träne ſchenket nur mir Armen,
Der vielleicht vor Gottes Thron jetzt ſteht.
Gott im Himmel hat vielleicht Erbarmen,
Wenn ein Freund für mich um Gnade fleht.

(Anonym.)

Bei Auflöſung der Burſchenſchaft in Jena.

(26. November 1819.)

Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten ſo traulich,
So einig, ſo frei,
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't,
Die Einigkeit erregte
Bei Guten ſelbſt Verdacht.

Man ſchalt es Verbrechen,
Man täuſchte ſich ſehr;
Die Form, die kann zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form iſt zerbrochen
Von außen herein,
Doch, was man drin gerochen,
Iſt eitel Dunſt und Schein.

Das Band iſt zerſchnitten,
Was ſchwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geiſt lebt in uns allen,
Und unſre Burg iſt Gott.

Auguſt von Binzer.

Demagogenverfolgung.

Eines der trübſten Kapitel der Biedermeierzeit iſt das des Strafvollzugs, der Unterſuchungshaft, des Gefängnisweſens. Und mit ihnen ſind ja faſt alle Intelligenzen der Zeit in Berührung gekommen – ſind mehr oder minder durch ſie geſchädigt worden. Durch Reuters „Ut mine Feſtungstid" und durch Reuters Briefe ſind dieſe Dinge bis heute bei dem deutſchen Volk unvergeſſen geblieben.

Die Gefängniſſe, deren der Staat für Ausübung der Strafen und zur Aufrechterhaltung dieſer ſeiner „Ordnung" ſich bedient, ſind ebenſo charakteriſtiſch wie der Inhalt ſeines ganzen Strafſyſtems. Die Stadtvogtei, der Aufenthaltsort für die Polizeigefangenen und ſolcher Verbrecher, welche nicht zum eximierten Gerichtsſtand gehören, iſt ſeiner Natur nach unendlich erbärmlicher als das Kriminalgefängnis, welches die Hefe des Volkes ſelten und nur vorübergehend in ſeinen Mauern umſchließt. Die engen, finſteren Löcher der Stadtvogtei dienen den ſämtlichen Gefangenen, ſoviel auch noch jede Nacht in einer Stadt wie Berlin eingebracht werden mögen, gleichmäßig zum Aufenthalt. In der Stadtvogtei herrſcht die einzige Art Gleichheit im Geſetz. Gleichviel ob die Armut und das Verbrechen der Beſitzloſigkeit die Urſache der Verhaftung iſt, gleichviel ob oder welche Exzeſſe jemanden in das Quartier geführt, gleichviel ob er der Willkür eines hochmütigen Beamten zum Opfer gefallen und ſchon nach einigen Tagen wieder entlaſſen werden muß: hier herrſcht völlige Gleichheit in einer ſcheußlichen, ekelhaften Unſauberkeit. In einem Gemach liegen oft mehr als zehn Perſonen beiſammen auf dem Fußboden, und der neu Eintretende wird wohl tun, vorſichtig nach einem Platz zu ſuchen, damit er nicht auf menſchliche Leiber trete, welche ſich dann voll Zorn gegen ihn erheben. Höchſtens wird ein Holzklotz oder eine Pritſche zur Unterlage gegeben, was übrigens bei weitem nicht allen zuteil wird. Die Höhlen ſelbſt

ſind voller Ungeziefer, ſo daß die Rückkehrenden ihre Wäſche gewöhnlich gar nicht zu reinigen vermögen; auf den Gängen und in den Gemächern herrſcht ein peſtilenzialiſcher Geruch, vor welchem ſelbſt die Gefängniswärter bei der Morgeninſpektion den tiefſten Ekel empfinden. Für die Bedürfniſſe der ſämtlichen Gefangenen iſt ein einziger großer Nachteimer beſtimmt, welchen der zuletzt Angekommene hinauszutragen hat.

Auf der Hausvogtei ſind die Gefängniſſe nur für diejenigen etwas bequemer eingerichtet, welche vorübergehend eine kürzere Strafzeit hier auszuhalten haben; die Unterſuchungsgefangenen dagegen und namentlich die Kriminalgefangenen der untern Klaſſen ſind nicht minder der abſcheulichſten Behandlung preisgegeben. Der Inſpektor hat das Recht, allerlei Schikanen unter der Rubrik Strafe für angebliche Kontraventionen und Unehrerbietung auszuüben. Die Strafgefangenen erhalten gewöhnlich zwei und zwei ein Zimmer, – vorausgeſetzt jedoch, daß ſie es bezahlen können. Jeder Brief, den ein Gefangener, und wäre er auch des geringſten Vergehens wegen beſtraft, an ſeine Angehörigen abſendet, geht erſt durch die Hände des Inſpektors, der ihn erbrechen und nach Willkür damit verfahren kann; die Freiſtunden und kleinen Freiheiten, ſogar das Öffnen der Fenſter in den Gefängniſſen, um friſche Luft einzuatmen, kann der Inſpektor der Hausordnung nach den Gefangenen entziehen. Leute aus den ärmeren Klaſſen, welche ihre Wohnung nicht beſonders bezahlen können, werden zuſammen fünf bis ſechs Mann hoch in ein Gemach geſperrt. Sie bekommen nur mittags Gemüſe und zweimal in der Woche Fleiſch, und müſſen dafür die härteſten Arbeiten im Hauſe verrichten. Am abſcheulichſten ſind die Unterſuchungsgefangenen bedacht. Der verſtorbene Kriminaldirektor Dambach hat bekanntlich zur Zeit der Demagogenriecherei unter anderen Torturen des heimlichen Inquiſitionsverfahrens auch jene Einrichtung erfunden, welche unter dem Namen der Blechblenden eine Berühmtheit erlangt hat, die ein ewiges Brandmal für den Erfinder, für den Staat und das „gebildete" Jahrhundert ſein wird. Das Elend und die Verzweiflung, welche hinter dieſen ſcheußlichen Käfigen vor der Welt verborgen liegen, der Fluch, welcher bei der bloßen Erinnerung an dieſe vereinzelten, dem Wahnſinn preisgegebenen Menſchen jedem entſteigen muß, mögen das Denkmal jenes Mannes ſein, welcher an dieſen Rachetaten Ergötzen fand, – mögen es aber auch für den Staat und das

Digitized by Google

Jahrhundert ſein, in denen dieſe heimliche, langſame Todesqual noch immer verübt werden kann. Wir vermögen wohl nicht zu empfinden, was ein Mann, der ſo in der Einſamkeit, dem Menſchenverkehr entriſſen, in ewigem Dunkel ſitzt, in ſeiner Troſtloſigkeit denkt und fühlt, aber die Schilderung dieſer Torturanſtalten mag auch den in der Freiheit Lebenden einen ſchwachen Begriff dieſer Empfindungen geben. Dieſe Blechblenden gehen von der unteren Fenſterwand ſchräg hinauf bis über die Fenſterhöhe; durch den oben entſtandenen offenen Raum fällt das Tageslicht auf eine Stelle des Gemachs von der Größe eines Quadratfußes, und der Gefangene, welcher weder die Dächer der benachbarten Gebäude noch ein Menſchenantlitz ſehen kann, ſitzt in dieſem grauenhaften Halbdunkel vereinſamt, ohne Beſchäftigung, ſeinen Gedanken überlaſſen! Will er leſen (vorausgeſetzt, daß man es ihm geſtattet hat), ſo kann er das Buch nur an jene ſchmale erhellte Stelle bringen; das Zwielicht jedoch macht gewöhnlich einen längeren Verſuch dieſer Art unmöglich, und der Gefangene iſt immer ſeinen eigenen tödlichen Gedanken überlaſſen. Welcher Art dieſe Gedanken und Empfindungen des aus dem Menſchenverkehr ausgeſtoßenen Unglücklichen ſein können, wie ſie die langſam hinrollende Zeit hier ausfüllen, das mögen nur diejenigen ſelbſt wiſſen, welche den Aufenthalt, wenn auch noch ſo kurze Zeit, hier genoſſen. Das qualvolle Leben ertragen die meiſten nicht lange. Sehr häufig kommt es vor, daß ſie ſelbſt ihrer Verzweiflung ein Ende machen; und die Leiber der Unglücklichen, welche ſich nur durch Selbſtmord vor dem langſamen Staatsmord zu retten wußten, werden dann gewöhnlich in der Stille der Nacht begraben. Diejenigen, welche ſo „glücklich" ſind, daraus entlaſſen zu werden, kommen mit Krankheit und in dem elendeſten Zuſtand, mit Schwindſucht, Lungenhuſten daraus hervor. Dieſer Art iſt die Rache des Staates, welche er an Perſonen nimmt, welche durch ſeine eigene Unordnung dieſem Verfahren anheimfallen!

(Ernſt Dronke, „Berlin".)

Arnold Ruge, der Hiſtoriker, der ausgiebiger als ſonſt ein Schriftſteller die Bekanntſchaft mit deutſchen Gefängniſſen gemacht hat und doch ungebrochen aus dem Kampf mit den Behörden hervorging, gibt ein anſchauliches Bild der politiſchen Lage in den letzten Jahren vor der Revolution und von den führenden, politiſchen Dichtern dieſer Epoche.

Digitized by Google

Am andern Morgen packte man mich und meinen Koffer wieder auf einen Wagen und fuhr mich nach Berlin in das große Stadtgefängnis zurück, wo ich in ein schauerliches Loch geworfen wurde. In der Wand waren große dicke Eisenringe, um die Einwohner dieser Zelle gelegentlich daran festzuschließen; das Fenster war so hoch, daß man es nicht erreichen konnte und stand offen, schiefe Bretter, durch die man nur den Himmel sah, und Eisenstäbe verwehrten es; ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett waren die Ausstattung dieser neuen Behausung. Als es still wurde, kam eine Ratte aus einem Loch am Fenster vor und fraß an dem Talglicht, das im Fenster stand, das Glasfenster war herausgenommen, auf den Boden gesetzt und an die Wand gelehnt. Ich hob es auf und besah es. Da fand ich den Namen meines Freundes „Heinrich Geßner" auf die Scheibe geritzt.

Also Heinrich, den freien Schweizer, haben sie auch holen lassen und in dies abscheuliche Loch geworfen? Hm! so teilte ich denn doch nur ein allgemeines Menschenlos, und es war mit dieser schnöden Wohnung nicht einmal auf eine Strafe abgesehen; es mochte reiner Zufall sein, daß ich hineingeraten war.

Wie dem auch sei. Die Sache wurde schlimmer, als ich mir's hätte vorstellen können. Kaum war ich zu Bett gegangen und warm geworden, so fielen Wanzen in solcher Menge und mit solchem Heißhunger über mich her, daß ich erwachte und sehr bald in Verzweiflung aus dem Bett sprang. Da stand ich im Hemde, im Dunkel der kalten Zelle! Was konnte ich tun? Ich rückte mir den Wachstuchtisch in die Mitte des Zimmers, setzte mich darauf und hüllte mich in meine Kleider ein, um mich dort vor den scheußlichen Tieren zu sichern. Ich schlief auch ein. Aber die Wanzen krochen in dickem Geschwader an den Wänden hinauf, an der Decke entlang, ließen sich von der Decke auf mich herabfallen und bissen mich bald wieder wach. Da saß ich nun und verteidigte mich, so gut ich konnte, gegen meine zahlreichen unermüdlichen Feinde, diese widerwärtigen Bundesgenossen der beleidigten Staatsgewalt, und hörte alle Viertelstunden das verwünschte Glockenspiel, das auf einem der benachbarten Kirchtürme im Gange war und mir diese grauenvolle Nacht mit unerbittlicher Pünktlichkeit in kleine, mir aber unendlich lange Viertelstunden teilte.

Wenn ich einnicken konnte, war es gut; wenn ich aber wach sein

mußte – und dies war immer die längſte Zeit – um das Glockenſpiel und das Niederkleckſen der Wanzen zu hören, die bei mir vorbeiſchoſſen, dachte ich teils an den armen Heinrich Geßner, der vor mir in dieſem Höllenneſt ebenſo gequält worden war, teils auf Mittel, wie ich mich der böſen Feinde erwehren könne. Ich hatte gehört, ſie könnten den Geruch vom Kampfer nicht vertragen. Als daher der Wärter mit dem Frühſtück kam, ließ ich mir einigen Kampfer kaufen und ſtreute das Bett damit aus, um es den Tag über recht davon durchziehen zu laſſen.

Es half aber nichts. Kein Kampfergeruch ſchützte mein hochverräteriſches Blut gegen dieſe königlich geſinnten Wanzen. Ich mußte mich noch einmal auf den Tiſch flüchten, und diesmal war ich ſo müde und erſchöpft, daß die Leute mich des Morgens feſt eingeſchlafen auf dem Tiſche ſitzen fanden.

(Arnold Ruge, „Aus früherer Zeit“.)

Forſtpolizei.

Im Wiener Walde ging ich jüngſt ſpazieren,
Nachſinnend einem deutſchen Leichenkarmen;
Da ſah ich mir vorübertransportieren
Einen Gefangenen von zwei Gendarmen.

Was hat der Mann, ſo fragt' ich ſie, verbrochen? –
Baumfrevel, Herr! Seht dort die junge Eiche;
Dem Stamm hat er die Wurzeln abgeſtochen,
Die Krone umgehauen, Bubenſtreiche! –

Und ſeine Strafe? – Fünfzehn Jahre Eiſen,
Prügel zum Willkomm und zum Abſchied Prügel.
Vergnügten Abend, Herr! – Und weiter reißen
Sie ihn am Strick und ihren Gaul am Zügel.

Gemächlich ſchritt ich nach und ſtillen Geiſtes,
Ein Verslein aus der Bibel in den Ohren:
„Wenn das am grünen Holz geſchieht“, ſo heißt es, . .
Und weiter weiß ich's nicht, ich hab's verloren.

Baumfrevel gibt es. Ob auch - Menſchenfrevel? -
Für dieſen welche Strafe? Wo der Rächer? -
Mich fror. Im Weſten floß wie Feur und Schwefel
Das Abendrot auf Neu-Gomorrhas Dächer.

Franz Dingelſtedt.

In dit Gefängnis kemen wi in deſe bitterkolle Nacht herin. Allens noch as ſüs, äwer kolt, kolt, bitterkolt! Allens was noch ſo as ſüs; äwer up dat Beddgeſtell hadd en Strohſack legen, de fehlte ditmal. - „Na, Kapteihn, denn helpt dat nich!" - Wi läden uns up de Delen, en Stück Dings unner den Kopp, mit den Mantel taugedeckt, un ſtats tau ſlapen, früren wi de Nacht hendörch, denn dat Lock was lang nich dörchwarmt. Den annern Morgen ſlot de Entſpekter de Dör up un frog recht ſründlich, woans wi ſlapen hadden; wi deden, as wenn wi ſine ſpöttſche Reden nich markten, un verlangten för den Fall, dat wi noch 'ne Nacht hirbliwen ſüllen, en Bedd, tau'm wenigſten doch en Strohſack. Doräwer, meinte hei, künn hei nich beſtimmen, hei wull 't äwer den Herrn Kriminaldirekter Dambach ſeggen; im äwrigen hadden wi däglich ſiw Sülwergröſchen tau vertehren. - Ik antwurt'te em, wi wiren doch up de Reiſ', un unner ſo'ne Umſtän'n wir dat doch Satz, dat wi twintig Sülwergröſchen kregen. - Dat hadd de Herr Kriminaldirekter ſo beſtimmt, ſäd hei un gung dormit ut de Dör.

As hei weg was, kamm denn de Slüter un frog, wat wi geneiten wullen. Wi wiren dörchfroren bet up de Knaken un lepen in unſen Kaſten 'rümmer, as de willen Dier, blot üm warm tau warden; wat was denn nu natürlicher, as dat uns nah 'ne warme Taß Koffe verlangen ded? Alſo twei Potſchonen Koffe! - Wi kregen den Koffe, äwer de Potſchon koſt'te vier Sülwergröſchen, uns blew noch ein Sülwergröſchen för den ganzen äwrigen Dag. Wat ſüllen wi dorför köpen? Natürlich Brod. Alſo en Brod tau'm Sülwergröſchen för jeden, un wi wiren mit unſ' ſiw Sülwergröſchen dörch.

As wi gegen Abend ok mit unſ' drög' Brod dörch wiren un in'n Düſtern herümme hukten, kamm de Herr Entſpekter wedder, üm uns gaude Nacht tau wünſchen. - Dat was denn nu nicks wider, as de nichtswürdigſte Spott, ik let mi dat äwer nich marken, wo ingrimmig dat in mi towte, un frog em, ob wi denn ok deſe Nacht noch ahn Bedd

oder Strohſack ſlapen ſüllen; wenn uns von wegen de Husvagtei-Verwaltung kein Lager gewen warden künn, ſo hadd ik noch 26 Daler un de Kapteihn noch 21 Daler Provatgeld, wat de beiden Schandoren ut M . . . mitbröcht un hir afliwert hadden, un dorvon künnen ſo de Koſten för en Bedd betahlt warden. - De Entſpekter makte mi en höflichen Diener un ſäd, dat wir allens recht gaud, äwer de Herr Kriminaldirekter hadd beſtimmt, wi ſüllen uns irſt von unſ' ſiw Sülwergröſchen ſo vel tauſamenſporen, dad wi uns en Bedd meiden künnen. -

Dat was denn nu doch apenbore Niederträchtigkeit, wenn wi däglich von unſ' erbärmlich Traktement einen Sülwergröſchen afſtödden, denn müßten wi dörtig Dag' up de blanken Delen liggen von des Abends Klock ſiwen bet des Morgens Klock achten in'n Düſtern, ihre wi den Daler tauſam hadden, den dat Bedd för't Monat koſten ded, müßten Hunger un Kummer liden, un weswegen? Hadden wi up't friſch denn wedder wat verbraken, dat ſei ſo mit uns in't Gericht gahn kunnen? - Ik verlangte denn alſo den Herrn Kriminaldirekter perſönlich tau ſpreken. - De Antwurt was, de Herr Kriminaldirekter let ſik üm deſe Tid nich ſpreken, un dormit würd de Dör wedder tauſlaten, un wi legen de Nacht wedder up den Fautbodden un früren.

Den annern Morgen datſülwige: wedder warmen Koffe un en Sülwergröſchenbrod. - Ik wull nu den Herrn Kriminaldirekter ſpreken, as Husvagt was dat ſine amtliche Schülligkeit, Klagen von de Gefangen antaunemen, un wi hadden tau klagen. De Antwurt was: de Herr Kriminaldirekter wull uns äwerall gor nich ſpreken. Ik ſet'te mi alſo dal un ſchrew an em, ik verlangte einen Protokollführer, wil dat ik mi äwer em bi't Kammergericht beſweren wull. - Ik kreg kein Antwurt. - Den Abend wedder den fründlichen Gaude-Nacht-Wunſch von den Entſpekter un dat harte Lager up de Delen.

De drüdde Morgen kamm un bröchte datſülwige, äwer hei bröchte einen Dag, an den ward ik tidlewens denken, denn uter dat anner Ungemack, wat uns all ſo mör makt hadd, bröchte hei 'ne nige Angſt un en niges Elend. Min oll Kapteihn würd krank. 'ne grote Unrauh, 'ne jagige Haſt kamm äwer em, hei grep hirhen un dorhen. 'ne Bibel lagg in unſ' Gefängnis, hei namm ſei, hei leſ', hei ſmet ſei weg, hei leſ' wedder, hei ſmet ſei wedder weg un lep in't Gefängnis 'rümmer, rod, blaudrod in't Geſicht, un ſmet ſik denn wedder up de

harten kollen Delen dal. - Ik weit 't, hir hett hei den Grund tau en por ſwere Lungenkrankheiten leggt, de em nahſten In eln' Johr up de nige Feſtung beföllen. -

'ne Bibel in en Gefängnis is 'ne ſchöne, minſchenfründliche Sak, un de Mann, de tauirſt dorför ſorgt hett, hürt tau jenne uterwählten Minſchen, de nich allein dat ſwacke Minſchenhart, ne, ok unſen Herrgott ſine allbarmherzigen Aſſichten richtig verſtahn hewwen. Männig ſteinern Hart mag weik worden ſin vör Gottswurt; männig Verbreker mag dordörch tau de richtige Inſicht un tau Gott kamen ſin; äwer wi wiren keine Verbreker, wi wiren Sünner alltaumal, eben ſo'ne Lumpenhun'n as de, de up ehre twei Beinen fri herümmerlepen, äwer in unſen Fall hadden wi nicks verbraken, un dorin ſtunnen wi rein vör Gott, un nich unſ' Herrgott drop uns hir mit Jammer un Elend, nel de Niederträchtigkeit von Minſchen, de ehr grauſam Gelüſt an uns utlaten wullen, de nicks mit unſen Herrgott, deſto mihr äwer mit den Düwel tau dauhn hadden.

„Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, unſ' Herrgott drop di nich, ſin lichtes Afbild hir up de Jrd' hett di blot en por Stein' in den Weg ſmeten! Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, mak di nich tau'm Mitſchuldigen von de Gottsläſterer, de maudwillig Elend äwer de Lüd' bringen un denn Gottswurt tau'm Troſt dorför henleggen!"

Jk kloppte an de Dör un würd up den Gang herutelaten; dor drop ik en ollen Kammergerichtsbaden, de mi ut frühere Tiden bekannt was, Heubold heit de Kirl, hei ſall nahſten wegen Unnerſleif up de Feſtung kamen ſin, wat ik äwer nich verbürgen kann. Wenn hei dorhen kamen is, denn hett 't de Hallunk allein all för den Hohn verdeint, den hei mi mit ſin grinſiges Geſicht entgegenſmet, as ik em frog: „Heubold, wiſſen Sie nicht, wie lange wir hier noch bleiben müſſen?" - Dor ſtunn hei vör mi mit dat olle weike, witte, upgedunſene Geſicht, mit dat olle ſlappe Lachen üm dat breide Mul, mit de olle voſſige Prük, un langſam kamm de Antwurt herute: „Sie bleiben immer hier. Glauben Sie, daß der König alle dieſe großen Gebäude hier leer ſtehen laſſen will? Nein, Sie bleiben hier, und Ihre Kameraden kommen alle nach."

De Schuft wüßt dat beter: hei wüßt recht gaud, dat wi wider reiſ'ten, hei wüßt recht gaud, wo elendiglich wi hir hollen würden, hei wüßt recht gaud, wo vull Sorgen uns tau Maud was; äwer 't kettelte

den Hallunken doch, uns ok noch en Fauttritt mit up den Weg tau gewen; einer kunn em de entſamtige Luſt von't Geſicht herunner leſen, mit de hei ſprok: „Nein, Sie bleiben hier."

Ik kann 't un will 't nich ſtriden, dat ik mi von de gründliche Gemeinheit von deſen Kirl in't Buckshürn jagen let - ſo'n Gefangen is gor tau zag, un drei Dag' Water un Brod, dat Liggen up den Fautbodden un de bittere Küll maken grad' ok nich vel Kuraſch' - ik glöwte, hei red'te de Wohrheit, un ik verfirte mi dägern doräwer, vel mihr as dunnmals, as ſei mi min Dodsurtel ſpraken hadden. Dat was en Ogenblickſak, un dit was 'ne lange, lange, allmähliche Dodquäleri. 't giwwt man wenig Minſchen in de Welt, de en Begriff dorvon hewwen, wat dat heit, wenn einer up Staatskoſten langſam tau Dod' quält ward. Mäglich was 't, de Anfang was jo all makt, un worüm ſüllen ſei de Sak nich wider bedriwen. - Ach! mi was ſlicht tau Sinn; äwer dat vulle Unglück ſüll irſt losgahn: min olle leiwe Kapteihn hadd de ganze Geſchicht mit anhürt, un wat för mi 'ne jammervulle Qual was, kunn för em tau en dödlich Gift warden.

As wi wedder inſlaten wiren, ſelen wi uns einanner in de Arm', un lang' mägen wi woll ſo ſtahn un Schutz un Troſt aneinanner ſöcht hewwen, - wo lang weit ik nich mihr - äwer dat weit ik noch as hüt, dat min oll brav' Kapteihn ſtrack un ſtramm in dat Lock herümmergung un ſine Krankheit äwerwunnen hadd, un dat in mi en allmächtigen Trotz upbegehrte: de Düwel müßt mit den Düwel verdrewen warden.

Ik kloppte an de Dör; ik wull en Protokollführer hewwen! Ik wull mi bi't Kammergericht beſweren! - Richtig! nah en por Stun'n kamm en Kirl herinner, ſo'n oll binnen un buten ſmeriges Worm von Referendorius, von de Ort, de ehr Richterexamen nich farig krigen känen un ehr Lewenlang as Schauhputzer bi de höhern Gerichte vernutzt warden.

„Sie wollen ſich beim Kammergericht beſchweren?" - „Ja!" - „Am beſten wäre es denn wohl, wenn Sie ſelbſt Ihre Beſchwerde aufſetzten." - Ne, ſäd ik, dat wull ik nich, hei wir dortau ſet't, un hei müßt dat, hei müßt mi dat ok betügen, dat wi all drei Nacht up de blanken Delen legen un den Dag äwer von Water un Brod lewt hadden. Mit Hängen un Wörgen kamm hei dortau; äwer de Redens-

orten, de ik äwer den Herrn Kriminaldirekter makte - ſin wiren ſei juſt nich - de wull hei nich in ſin Protokoll upnemen.

Natürlich müßt wi deſe Nacht noch wedder up den Fautbodden ſlapen; wi legen tauſam, min oll brav' Kapteihn lagg in minen, ik in ſinen Arm; dat Unglück ſmäd't de Minſchen hellſchen dicht tauſam.

Den annern, den vierten Morgen ümmer datſülwige! Min oll Kapteihn blew ſtill up ſin hart Lager liggen, ik gung up un dal un ſtellte mi endlich vör den Bleckkaſten hen, wo de grage Wintermorgen twei Hän'n breid von baben herinne ſach. - Leiwer Gott! un hir noch ſiwuntwintig Johr

Min oll Kapteihn was upſtahn, hei grep wedder nah dat Bibelbauk. „Lat dat Bauk liggen, Kapteihn! Unſ' Herrgott helpt blot den, de ſik ſülwen helpt. - Wi will'n uns wehren, Kapteihn!"

Ach, du leiwer Gott! wi ſtunnen tauſamen in en halwdüſter Lock, inſlaten, nicks up un nicks in den Liw, un wullen uns gegen de Welt wehren!

Mäglich, dat mi einer von de ſogenannten Framen deswegen verachten deiht, dat ick dat Bibelbauk taurüggſmeten heww, ik kann ehr äwer de Verſicherung gewen, dat en helles, friſches Gottvertruen ahn Bibelleſen un Beden äwer mi kamen was, un tau'm Pris un Ruhm von unſen Herrgott will ik 't hir ſeggen: „Dat hett mi nich bedragen!"

De Dör würd upſlaten, un in de Dör ſtünn de Schandor Reſ', de mi för ſiw Johren ſo oft tau'm Verhür bi den Herrn Kriminalrat brächt hadd. Hei was en ollen, langen, drögen Mann, ſin Geſicht was von Pockennoren terreten un von Sommerſprutten bemalt, en kümmerlich gris' Hor hung em von baben dal, un ut jeden Nas'lock hung em „Friedrich Wilhelm der Dritte" as en griſes Talglicht herute - hübſch was hei nich, äwer dennoch! - wenn mi einmal unſ' Herrgott in mine Dodsſtun'n en Erlöſungsengel ſchicken will, denn ſall hei mi den ollen Schandoren Reſ' ſchicken.

Dor ſtunn hei in de Dör in ſine königlich preußſche Engelsuneform un rep herinne in unſ' Jammerlock: „Meine Herren, machen Sie ſich bereit; in einer halben Stunde reiſen wir."

Ach, Kapteihn! Charles douze! Wat was 't för 'ne Freud'! - Weg! - Weg! - Wohen? - Wi wüßten 't nich; äwer man weg! - Weg! von den Kirl, de uns up Lewenstid unglücklich makt hadd! Weg! von

den Kirl, de ſine Freud' doran hatt hadd, uns ahn Urſak bet up't Blaud tau quälen!

Awer, ward männigein' ſeggen, dat hewwen doch anner un vel beter Lüd' noch düller uthollen müßt. - Denkt doch an de Landwehren von achtteihnhunnertdrütteihn! - Ja, 't is wohr, äwer de Lüd' hewwen nich blot leden, ſei hewwen ok wat dahn. Un dat is de Sak! - Wi jungen Lüd', in de jede Atentog von Dauhn un Wirken red'te, wi füllen blot von Liden un von Dulden reden; wi füllen uns von ſo'n Graf H... un en Kriminaldirekter Dambach nah Gefallen tau Water riden laten? -

Ja, Schandor Reſ' un unſ' Herrgott erlöſten uns dunnmals ut unſe Qual, un ik will den Herrn Kriminaldirekter Dambach dat nich antekèn, ebenſo as ik äwer ſine annern Quälerien, de hei in den Unnerſäukungsarreſt gegen mi utäuwt hett, ok en dicken Strich maken will; äwer in eine Hinſicht ſall hei mi Red' ſtahn - hei is all dod, up deſe Ird kann hei 't nich mihr -, äwer up Jenſid ſall hei ſik verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad' in deſen Dagen in ſine hartliche Leiw' för ſinen einzigſten Sähn nah Berlin kamen was, üm wat för ſin Frikamen tau dauhn - worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wiſ't hett, dat de Sähn doch an Vaders Boſt ſik mal utweinen künn. - Dorför ſallſt du mi Red' ſtahn! -

(Frih Reuter, „Ut mine Feſtungstid".)

Die Preſſe.

Zenſur, Das Junge Deutſchland.

Die hier zuſammengeſtellten Dokumente über Zenſur, Preſſe und Junges Deutſchland ſprechen für ſich ſelbſt und bedürfen keiner weiteren Erläuterungen. Viele Dinge, wie z. B. das Gedicht Hoffmanns von Fallersleben haben bis heute für Zeitungen nichts an Berechtigung verloren. Die Beiſpiele für Schikanen der Zenſur und für den Haß, den man dem Zenſor entgegenbrachte, der ja in Oſterreich noch viel härter ſeines Amtes waltete als in Preußen, ließen ſich ins Endloſe vermehren. Wie weit das Spionageſyſtem nach verbotenen Schriftwerken ſich in Oſterreich erſtreckte, darüber belehrt uns eine Epiſode aus den Meißnerſchen Memoiren.

Wie iſt doch die Zeitung intereſſant!

(28. Mai 1841.)

Wie iſt doch die Zeitung intereſſant
Für unſer liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürſtin iſt geſtern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier iſt der König heimgekommen,
Dort iſt der Kaiſer durchgekommen -
Bald werden ſie alle zuſammenkommen -
Wie intereſſant! wie intereſſant!
Gott ſegne das liebe Vaterland!

Wie iſt doch die Zeitung intereſſant
Für unſer liebes Vaterland!
Was iſt uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich iſt Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten ſilberne Borden,

Digitized by Google

Die höchſten Herrſchaften gehen nach Norden,
Und zeitig iſt es Frühling geworden –
Wie intereſſant! wie intereſſant!
Gott ſegne das liebe Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

Zeitſchriften.

Die zwei alten und vielgeleſenen politiſchen Blätter – die Spenerſche und Voſſiſche Zeitung – vermögen auf einen ausgezeichneten Wert wahrlich nicht Anſpruch zu machen. Man hat ihre Novitäten nicht tage-, nein oft wochenlang vorher im Hamburger oder im Nürnberger Korreſpondenten von und für Deutſchland und in andern guten Blättern des großen Vaterlandes bereits geleſen.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Herren Spener und Voß (eigentlich: Leſſing) ſich auswärts regelmäßige Korreſpondenten halten, und wenn es der Fall, müßten wir ſie bedauern, als Leute, die ihr Geld zum Fenſter hinauswerfen.

Nehmen ſich die Redakteure jener Herren auch einmal die Mühe, intereſſante Artikel aus galliſchen oder engliſchen Blättern zu überſetzen, ſo werden dieſe Übertragungen ſo mangelhaft und ſchlecht geliefert, daß man ſie ihnen gern erlaſſen hätte, und dennoch proſperieren dieſe beiden Zeitungen vortrefflich, beſtimmt viel beſſer, als manches andere, gehaltvollere Blatt; man iſt einmal ſeit Jahren daran gewöhnt, des Spener und Voß' aufgewärmte Gerichte zu ſich zu nehmen, und – consuetudo est altera natura.

Der neue Berliner Moniteur – wir meinen die „Staatszeitung" – machte unter der Redaktion des übrigens geiſtvollen Herrn Präſidenten Stägemann wenig Glück, eine Privatunternehmung, wäre das Inſtitut längſt zugrunde gegangen. Nun beſorgt der geheime Hofrat Herr Heun (dem gebildeten deutſchen Publikum unter dem Namen: Clauren von einer ſehr vorteilhaften Seite als Schriftſteller bekannt) die Redaktion des Blattes. Man kann aber ein vortrefflicher Humoriſt, ein glücklicher dramatiſcher Dichter und ein angenehmer Erzähler ſein, ohne deshalb einen gewiſſen Takt zu beſitzen, der dem politiſchen Zeitungsſchreiber: „conditio sine qua non" iſt.

Wollten die Herausgeber der hieſigen belletriſtiſchen Blätter ſich

vereinigen, am letzten Tage des Jahres ihre Makulatur auf einer und derselben Stelle in die Spree zu werfen: der kleine Strom würde seine Ufer sicher übertreten, denn die Zahl jener Zeitschriften heißt in ihrer Art Legion.

Der alte „Freimüthige" wird seit einer Reihe von Jahren vom Dr. A. Kuhn redigiert. Dem Herausgeber wohnen allerdings richtiger Takt und, wenn auch derber, doch zuweilen treffender Witz bei, allein seit einiger Zeit scheint das Blatt an seinem Werte bedeutend verloren zu haben.

Des Professors der Holzschneidekunst, Herrn Gubitz' „Gesellschafter" zeichnet sich durch recht artige und mannigfaltige Holzschnitte, aber auch nur - durch diese vorzüglich aus. Als Künstler hat sich der Mann fürwahr unvergängliche Verdienste erworben, allein als Dichter, als Schriftsteller, als Übersetzer aus dem Neugriechischen und Erfinder einer neuen Orthographie vermögen wir, bei dem besten Willen, ihn nicht sehr hoch zu schätzen, sondern sehen uns im Gegenteil veranlaßt, ihm aus voller Überzeugung das alte: „Ne sutor ultra crepidam" zuzurufen.

Der martialische Geheimschreiber Herr Symanski ist von einer Journalistenmanie im eigentlichen Sinne des Wortes besessen; der Mann ist nicht ohne Talent, allein sein Glück ist geringer als sein Dünkel. Schon in Königsberg sah er vor mehreren Jahren eine von ihm redigierte Zeitschrift untergehen, in Berlin trat er mit einer „Leuchte" hervor, deren Licht schnell verlöschte, dann folgte der „Freimüthige für Deutschland", welcher eines Aufsatzes demagogischer Tendenz halber von der Regierung unterdrückt wurde, und in der neuesten Zeit ist Herr S. mit einem „Zuschauer" ans Licht getreten, dem man kein Prognostikon stellen will. - Das nenne ich mir doch Konsequenz.

Der quiesizierende Professor Herr Wadzeck gibt ein Wochenblatt heraus; er füllt seine Blätter mit alten Anekdoten, mit physikalischen, geographischen und historischen Notizen, mit wässerichten Gedichten und Parabeln und endlich mit erbärmlichen prosaischen Rätseln. Außerdem ist dieser Professor ein edler Mensch; beinahe ohne allen Fonds hat er, durch des Publikums regste Teilnahme tätig unterstützt, ein Erziehungshaus für arme Kinder gestiftet. Von pedantischer Scharlatanerie vermag sich übrigens Herr W. nicht loszumachen, und der

Digitized by Google

witzige Professor H. behauptet: „W. könne im 60sten Lebensjahr den ehemaligen Kurrendeführer noch nicht verleugnen."

Das schon seit 19 Jahren bestehende skurrilische Wochenblatt: „Der Beobachter an der Spree", von welchem jeden Freitag gegen 4000 Exemplare abgesetzt werden, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist ursprünglich eine Nachahmung der alten berühmten englischen Wochenschrift, genannt The spectator, und wenn es schon hinter seinem Vorbild weit genug zurückbleibt, so tat ihm Kotzebue dennoch zu viel, wenn er es die Kloake der deutschen Literatur nannte, wie denn der selige Theaterdichter überhaupt in vieler Hinsicht zu manchem unheilbringenden Extreme sich hinneigte.

Zwar ist es wahr, der „Beobachter" liefert zuweilen, sein größtes Publikum beachtend, Nuditäten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten, oft auch beleidigende Personalitäten, wohl gar im unfeinen Volksdialekte. Allein zuweilen findet auch ein blindes Sch...n eine reife Eichel, und dieses ist nicht selten des Beobachters Fall.

Unwillkürlich griff ich neulich in einer Weinstube nach dem vor mir liegenden berüchtigten Volksblatte. Ich las eine Satire über die Freundschaft, deren sich ein Juvenal, ein Boileau, ein Swift zu schämen nicht nötig gehabt hätte.

Zufällig saß ein alter berühmter Lokalgelehrter neben mir; ich reichte ihm das Blatt, indem ich voll Erstaunen fragte: Aber wie verlor sich denn dieser Demant in die Pfütze? Der Mann erwiderte lächelnd: Das will ich Ihnen sagen; der „Beobachter" honoriert prompter als manche feinsinnige Zeitschrift, ja er bezahlt auch wohl gleich brauchbare Manuskripte in Pausch und Bogen, und dieser Umstand liefert ihm oft Aufsätze aus den Federn genialer Menschen, die gerade am gewöhnlichsten in augenblickliche Geldverlegenheit geraten. Nun aber ist es leider wahr, daß Genies oft dann am genialsten sich äußern, wenn sie dieses am wenigsten bezwecken, wie Figura zeigt: ich selbst, endete der Gelehrte, verschmähe nicht, dem Berüchtigten hier und da ein Schärflein mitzuteilen, denn der Beobachter ist: - Ultima ratio scriptorum berolinicorum.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenseiten".)

Digitized by Google

Worte der Zuelgnung.

Dir, junges Deutſchland, widme ich dieſe Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftſteller ſollte nur gleich von vornherein erklären, welchem Deutſchland er ſein Buch beſtimmt, und in weſſen Händen er dasſelbe zu ſehen wünſcht. Liberal und illiberal ſind Bezeichnungen, die den wahren Unterſchied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüſtet ſind jetzt die meiſten Schriftſteller, die für das alte Deutſchland ſchreiben, ſei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiſtröſe alte Deutſchland, aus welchen Beſtandteilen dasſelbe bekanntlich zuſammengeſetzt iſt. Wer aber dem jungen Deutſchland ſchreibt, der erklärt, daß er jenen altdeutſchen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutſche, tote Gelehrſamkeit in die Grabgewölbe ägyptiſcher Pyramiden verwünſcht, und daß er allem altdeutſchen Philiſterium den Krieg erklärt und dasſelbe bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich zu verfolgen willens iſt.

Dir, junges Deutſchland, widme ich dieſe Reden, flüchtige Ergüſſe wechſelnder Aufregung, aber alle aus der Sehnſucht des Gemüts nach einem beſſeren und ſchöneren Volksleben entſprungen. Ich hielt ſie als Vorleſungen auf einer norddeutſchen Akademie, hoffe aber, ſie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit ſich bringen, der bekanntlich nicht der friſcheſte iſt. Ich war noch von der Luft da draußen angeweht, und der Sommer 1833 war der erſte und letzte meines Dozierens. Univerſitätsluft, Hofluft und ſonſtige ſchlechte und verdorbene Luftarten, die ſich vom freien und ſonnigen Völkertage abſondern, muß man entweder gänzlich vermeiden oder nur auf kurze Zeit einatmen. Riechflaſchen mit ſcharfſatiriſchem Eſſig, wie ihn z. B. Börne in Paris deſtilliert, ſind in dieſem Falle nicht zu verachten. Lobenswert iſt auch die Vorſicht, die man beim Beſuch der Hundsgrotte beobachtet – ſonderlich wenn's in die Hofluft geht – man bücke ſich nicht zu oft und zu tief. Abſchreckend iſt das Beiſpiel von Miniſtern und Hofleuten, die des Lichtes ihrer Augen und ihres Verſtandes dadurch beraubt worden ſind und ſchwer und ängſtlich nach Luft ſchnappen.

Dir, junges Deutſchland, widme ich dieſe Reden, dem bräunlichen wie dem blonden, welches letztere mich umgab und die Muſe war, die mich zweimal in der Woche begeiſterte. Ja, begeiſternd iſt der Anblick aufſtrebender Jünglinge, aber Zorn und Unmut miſcht ſich in die Be-

geiſterung, wenn man ſie als Züchtlinge gelehrter Werkanſtalten vor ſich ſieht. Sklaverei iſt ihr Studium, nicht Freiheit. Stricke und Bande müſſen ſie flechten für ihre eigenen Arme und Füße, dazu verurteilt ſie der Staat. Die Unglücklichen, wie haben ſie mich geſucht und geliebt, als ich ihnen die Freiheit wenigſtens im Bilde zeigte.

Preußen trägt ſich mit dem Plan, die alten Univerſitäten umzuſchmelzen. Immerhin, und mag das gelehrte Deutſchland auch Blut über den Frevel ſchwitzen. Ich traue freilich dem neuen Guſſe nicht, weil ich nicht einſehe, woher Preußen das rechte Metall dazu nehmen will, es wäre denn preußiſch-evangeliſches Kanonen- und Glockengut. Aber auch dieſes halte ich für beſſer als die alte tonloſe Miſchung, die ſelbſt unter Thors Hammerſchlägen keinen Klang mehr von ſich geben würde.

Zur Zeit der Reformation waren die Univerſitäten Stützpunkte für den Hebel des neuen Umſchwungs. Gegenwärtig bewegen ſie nichts, ja ſie ſind Widerſtände der Bewegung und müſſen als ſolche aus dem Wege geräumt werden.

Zu warnen aber ſind junge Männer von Kraft und Talent, ſich nicht unbeachtet jener edlen Täuſchung hinzugeben, als ob ſich dennoch ein zeitgemäßer und volkstümlicher Wirkungskreis für ſie auf unſern Univerſitäten erſchwingen laſſe. Glaubt mir, ihr hebt den Fluch nicht auf, den die Zeit über jene alten Gemäuer ausgeſprochen hat, ihr ſetzt euch hingegen der Gefahr aus, mit demſelben Fluche auf euern eigenen geiſtigen Schwingen belaſtet zu werden. Zittert vor der greiſen alma mater, die als Ahnfrau unſerer Univerſitäten ihr faltenreiches, mottenzerfreſſenes Gewand auf dem Boden der Aula umherſchleift und ihre alten Liebhaber-Pedanten durch junge und friſche zu rekrutieren ſucht. Zittert vor ihrer dürren Umarmung, vor dem Kuß ihrer geſpenſtiſchen grauen Lippen; denn ſie ſaugt euch das Blut langſam aus den Adern und ſchrumpft die Hochgefühle eurer Bruſt zu jenem Minimum zuſammen, das etwa einem alten ausgedörrten Wilhelm Traugott Krug oder Chriſtian Daniel Beck kaum verſchlägt, um damit den letzten Atemzug für den Himmel zu beſtreiten. Denkt daran, daß alle große Deutſche der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück deutſche Univerſitätslehrer geworden ſind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volks, für das Volk und ihren eigenen höheren

Ruhm verloren gegangen ſind. Fichtes Reden an die deutſche Nation verhallten nicht bloß deswegen in den Wind, weil die Nation taub war, ſondern weil zwiſchen ihr und ihm eine Scheidewand aufgerichtet war, die ſelbſt Fichtes eherne Stimme nicht zu durchdringen vermochte.

Nun denn, junges Deutſchland, mit Gott! Wir leben ja noch einen Tag zuſammen, und wer weiß, ob unſer Hort und Führer uns ſo lange durch die Wüſte ziehen läßt, wie Moſes die Iſraeliten.

Iſt aber eine Silberlocke unter deiner Schar, ein Greis mit jugendlichem Herzen, ich küſſe ihm Auge und Stirn und wünſche auch mir einen warmen Frühling unter der Eisdecke künftiger Jahre.

(L. Wienbarg, „Äſthetiſche Feldzüge".)

Dem Zenſor.

Unſeliger Eunuche du,
Der unſres Geiſtes Hauch bewacht
Und ſich für ſeines Sultans Ruh'
Zum gottverfluchten Knechte macht!

Du haſt mein bloßes Wort verdammt,
Weil's nicht in eure Küche paßt: –
Hat minder drum dies Herz geflammt
Und minder dich und ihn gehaßt?

O glaub' den Geiſt nicht unterjocht,
Wenn du vom Leib ein Glied getrennt!
Du Sklave putzeſt nur den Docht,
Damit das Licht noch heller brennt.

Georg Herwegh.

(Dienstag, den 31. Januar 1843.)

In dem Augenblicke, da ich Dir dieſes ſchreibe, iſt der letzte entſcheidende Streich gefallen. Die „Rheiniſche Zeitung" iſt vernichtet, und ſo hat durch den Fall der drei mächtigſten Organe der öffentlichen Meinung, der „Deutſchen Jahrbücher", der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" und der „Rheiniſchen", die jugendliche Volkspreſſe den Todesſtreich empfangen! Glück zum neuen Jahre! Nun gibt's im ganzen deutſchen Vaterlande kein Blatt mehr, in welchem der Kampf des

Prinzips gegen das Prinzip gefochten, kein Blatt mehr, in welchem ein Freiheitsruf gehört werden kann. Nur durch die Preſſe allein kann das Volk aufgeklärt werden, die Preſſe aber iſt vernichtet. O! in der Geburt erwürgen! Was hat all die Lernerei geholfen – wozu Kant, Fichte, Schelling, Hegel? wozu die Bildung? Die „Augsburger Allgemeine", dies ſtets in gutem und modiſchem Zuſtande gehaltene Bordell, hat aus Berlin den Beamten ſagen laſſen: nicht die Reſultate der Philoſophien ſind es, die der junge Mann von den Univerſitäten in das praktiſche Leben herübernimmt (denn mit ſo unabweisbarer Gewißheit dieſe auch dargeſtellt werden, ſo unterliegen ſie doch in zehn Jahren ſchon der Veränderung und dem Wechſel), ſondern nur Übung im Denken und Scharfſinn! Das ſind die preußiſchen Gedanken, das preußiſche Programm, ſo treu und ſo richtig, als ob Du das Zeug ſelbſt eines guten Morgens in Berlin gehört hätteſt. Jawohl! alles nur Flauſen – höchſtens Übung der Denkkräfte, ſonſt muß alles ſein beim alten bleiben! –

Die Reaktion iſt im vollen Zuge, und ihre terroriſtiſche Periode wird auch nicht mehr ferne ſein, das zeigen die dunkeln Gewitterwolken, die ſich am Himmel zuſammenziehen. – Einzelnes: Die Jahrbücher ſind verloren, Ruge kann nichts, Wigand will nichts mehr tun. Er will ein Land verlaſſen, wo die Konſtitution keine Wahrheit iſt. Wer kann es ihm verdenken? Es iſt nichts, gar nichts mehr zu machen und zu hoffen! Daß Prutz, deſſen Exiſtenz bei dieſen Vorgängen auf dem Spiele ſteht, den Schlag tief fühlt, kannſt Du Dir denken. Wohin ſoll er ſich wenden? Du biſt den Verhandlungen der Sächſiſchen Kammer gefolgt, die ſich für Öffentlichkeit und Mündlichkeit mit Männerwort und Männerſinn erklärt hat. Was iſt daraus geworden? Flauſen! Wenn Gott, der wirklich und wahrhaftig lebt, deſſen Daſein der Pulsſchlag des Lebens von uns allen iſt, der die Welten atmen läßt oder zerſchlägt, wenn er, in den alle Weſenheit ausmündet, nicht unſeren Fürſten das Wort des Lebens, die heilige Freiheit ins Ohr ruft, dann iſt die Erniedrigung unſeres Vaterlandes gewiß! Oder ſollen wir nicht weiterkommen, ſteht der deutſche Geiſt auf ſeinem Markſteine heute, wie der der Griechen und Römer zurzeit auf dem ihrigen ſtanden? Sollen wir bloß zerlumpt und verwittert werden – und ſoll das Gefäß, deſſen zerſchlagenen Seiten der Inhalt entrollt, andern

die gewonnenen Schätze zum Erbe überlaſſen? – Prutz iſt noch immer hier, ſeine Frau erwartet ihre Niederkunft im April. Jetzt iſt ſie hier erkrankt. Die Folge iſt, daß Prutz nun nicht weiß, was er machen ſoll – er muß nach Jena, weil ihn das Stadtgericht ſeiner Zenſurhändel wegen ſchon zum zweiten Male aufgefordert hat, zu erſcheinen. Den „Moritz von Sachſen", den er hier fertigmachen wollte, läßt er liegen; das ſei keine Zeit, meint er, für Kinderpoſſen und Verſeſchweißen. Die Gemeinheit der Geſinnung iſt ſo groß, daß ihn hier ſogar unabhängige, reiche Privatleute zum Abendeſſen einzuladen unterlaſſen, weil ſie ſich fürchten!! O der Schandel Und was hat dieſer edle, harmloſe Menſch getan, oder, um im Sinne der Beamten zu reden, welche Demonſtration hat er erfahren? Du haſt keinen Begriff von der ſchwülen Atmoſphäre, die wir hier einatmen. Mir iſt, obſchon ich gar nichts tue, nichts ſage, nichts hinwerfe, obgleich ich mich über die Maßen zuſammennehme, ſo zumute, als würde ich eheſten Tages in der „Staatszeitung" verboten werden. – Und dennoch kann man nicht verzweifeln; dies lerne ich aus Förſters Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, im I. Bande der „Pandora". Wenn man dieſe wunderbaren Geſchichten aus Wien, Berlin und Dresden lieſt, ſo lernt man die Fürſten und das Volk kennen: Das Volk kann alles, was es will. Aber – der Impuls wird wieder von Weſten kommen, wenn dort zwei alte Augen ſich ſchließen. Mögen wir uns dann wenigſtens etwas aus dem Schmutze herausgearbeitet haben, um nicht von dem Strome mitfortgeriſſen zu werden. Das wird keine Juli- ſondern eine Pöbelrevolution geben, weil der Pöbel gegen den Mittelſtand dieſelben großen hiſtoriſchen Evolutionen vornehmen wird, die dieſer weiland gegen den Adel durchſetzte.

Durch Schul- und Univerſitäts- und Literaturnarrheiten fortwährend getäuſcht, hingehalten durch die deutſche exkluſive chineſiſche Wirtſchaft mit ihrer Schlafmütze der organiſchen Entwicklung, wonach alles ſich von ſelbſt macht, ohne unſer Machen, hatte man den Mut faſt verloren, an einen völlig freien Staat zu glauben; den werden die Franzoſen bilden, dieſe ewigen Vorläufer europäiſcher Geſchichte – und es iſt ganz angemeſſen, daß es gerade der romaniſche, tiefer von der Kultur durchfurchte Volksgeiſt iſt, der ihn bilden wird! Es iſt nicht wahr, was man uns gelehrt hat, daß wir den romaniſchen Volksgeiſt

Digitized by Google

überwunden. Stumpfe Barbaren ſind wir gegen ſie, das iſt alles! – Heute habe ich im „Courrier français" Lamartines Rede geleſen. Welche Dummheit und barbariſche Selbſtfertigkeit, welches Huronenpathos am Ontarioſee, das Phraſen zu nennen. Hier ſind wir wieder betrogen! Die Phraſen ſind gerade die Hauptſache, und was nicht Phraſe iſt, iſt keinen Pfennig wert. Der politiſch gebildete Franzoſe (das iſt er – und alle Bildung iſt nur politiſch), ſowie das Wort an ſein Ohr ſchlägt und ihn erleuchtet, ſieht mit der Schnelligkeit des Gedankens zugleich alle die Realitäten miterhellt, deren ideelle Abbreviatur in der Phraſe fixiert iſt, und braucht nicht wie Michel ſich den ganzen Dreck hererzählen und nennen und angeben zu laſſen. Unſere ganze ſogenannte ſolide Betrachtungsweiſe iſt, hiergegen gehalten, nichts als pure gute Unmündigkeit.

(Ludwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß".)

Freie Preſſe.

Feſten Tons zu ſeinen Leuten ſpricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt ihr, ſoll es losgehn, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben unſre Schriften: – Morgen in die Reihn getreten!
Heute Munition gegoſſen aus metallnen Alphabeten!

Hier die Formen, hier die Tiegel! Auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten ſind verrammelt, daß uns niemand ſtören kann.
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr ſetzt und preßt!
Helft mir, auf die Beine bringen dieſes Freiheitsmanifeſt!"

Spricht's und wirft die erſten Lettern in den Tiegel friſcher Hand.
Von der Hitze bald geſchmolzen, brodeln Perl und Diamant;
Brodeln Kolonel und Korpus, hier Antiqua, dort Fraktur,
Werfen radikale Blaſen, dreiſt umgehend die Zenſur.

Dampfend in die Kugelformen ziſcht die glühnde Maſſe dann,
So die ganze Herbſtnacht ſchaffen ſchweigend dieſe zwanzig Mann;
Atmen rüſtig in die Kohlen; ſchüren, ſchmelzen unverdroſſen,
Bis in runde blanke Kugeln Schrift und Zeil' ſie umgegoſſen.

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrat an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!

Digitized by Google

Eine dreiſte Morgenzeitung! Wahrlich, gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entſchwirren dieſer alten Offizin!

Und der Meiſter ſieht es düſter, legt die Rechte auf ſein Herz:
„Daß es alſo mußte kommen, mir und vielen macht es Schmerz!
Doch - welch Mittel noch iſt übrig, und wie kann es anders ſein? -
Nur als Kugel mag die Type dieſer Tage ſich befrein.

Wohl ſoll der Gedanke ſiegen - nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn ſchnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladſtock laßt euch rammen!
Auch in ſolchem Winkelhaken ſteht als Kämpfer treu beiſammen.

Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und ſchwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, ſchlagt die Söldner, ſchlagt den allerhöchſten Toren,
Der ſich dieſe freie Preſſe ſelber auf den Hals beſchworen.

Für die rechte freie Preſſe kehrt ihr heim aus dieſem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Gießen euch aus ſtumpfen Kugeln wieder um in ſcharfe Lettern.
Horch! ein Pochen an der Haustür! Und Trompeten hör' ich ſchmettern!

Jetzt ein Schuß! - Und wieder einer! - Die Signale ſind's, Geſellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gaſſen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln, hier die Büchſen! Raſch hinab! - Da ſind wir ſchon!"
Und die erſte Salve praſſelt! - Das iſt Revolution!

Ferdinand Freiligrath.

Am 19. April morgens um 6 Uhr, da ich, ſpät zu Bette gegangen, noch im Schlafe lag, von drei Polizeibeamten überfallen worden, die mich aufſtehen und alle meine Schriften zur Einſicht vorlegen hießen. Anfangs glaubte ich, den Verdacht eines wichtigen Staatsverbrechens auf mich geladen zu haben; endlich zeigte es ſich, daß die

ganze Unterſuchung ſich auf die ſogenannte Ludlamshöhle bezog, eine Verſammlung froher Menſchen, in der ich erſt ſeit acht Wochen her einige Abende zugebracht hatte. Zum Scherze gewählte Abzeichen und Geſellſchaftsnamen, einige Verhaltungsregeln, die man niedergeſchrieben und mit Geldſtrafen belegt, hatten die Aufmerkſamkeit eines .... auf ſich gezogen, und die Geſellſchaft ward als eine verbotene geheime aufgehoben. 32 Kommiſſäre, um Mitternacht aufgeboten, erbrachen den Verſammlungsort im zweiten Stocke eines Wirtshauſes und verteilten ſich ſodann in die Wohnungen der vornehmſten Mitglieder, d. h. derjenigen, die als Schriftſteller bekannt waren. Unterſuchung, Verhör, Hausarreſt bis abends. Gerade weil ſie nichts Verdächtiges gefunden, werden ſie genötigt ſein, um ihre Dummheit zu bemänteln, etwas herauszuſuchen. Wie ich höre, will man die Unterſuchung als gegen eine ſchwere Polizeiübertretung anhängig machen. Wer mir die Vernachläſſigung meines Talentes zum Vorwurf macht, der ſollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geiſt ermattet. Wie, um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel mehr übrigbleibt, als ſich unempfindlich zu machen, wie kein Aufſchwung möglich iſt, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Zenſur anſtößt, und die Arbeit aufhört, ein Vergnügen zu ſein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tauſendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei meinem letzten Stücke „Ottokar" der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Zenſur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Perſonen notoriſch die böhmiſchen Studenten zur Unzufriedenheit, als über einen der böhmiſchen Nation zugefügten Schimpf, aufreizten. ...

... Geſtern vormittags ließ mich der Polizeiminiſter zu ſich entbieten. Um zwei Uhr ging ich hin. Ich hatte früher ſchon vernommen, daß der Kaiſer ſich höchſt günſtig über den „Treuen Diener ſeines Herrn" ausgeſprochen; ich machte mich daher auf eine Belobung gefaßt. Doch war ich ſchon zu oft in der Höhle geweſen, zu der viele Fußtapfen hinführen, wenige aber zurück, als daß ſich nicht unheimliche Beſorgnis in meine Stimmung gemiſcht hätte. Ich trat ein. – Seine Majeſtät, hieß es, hätten mein Stück mit großem Wohlgefallen geſehen und befohlen, mir deren volle Zufriedenheit anzukündigen. Nur hegten Sie in bezug

auf dasselbe noch einen Wunsch. - Welchen? - Das Stück ausschließlich zu besitzen. - Ich war wie vom Donner gerührt. - Ich möchte angeben, welche Vorteile ich mir von der Aufführung außer Wien, von dem Honorar für den Druck erwartete, Seine Majestät seien bereit, mir jeden Schaden zu vergüten. Sodann aber würde die Handschrift in Dero Privatbibliothek aufgestellt werden, keine Kopien genommen, nirgends außer Wien aufgeführt, niemanden mitgeteilt, der Druck bis auf weiteres untersagt. In Wien selbst werde es in längern und längern Zwischenräumen wiedergegeben werden, dann aber allmählich verschwinden. Nicht Zensurrücksichten verlangten dies, denn da brauchte man ja nur geradezu zu verbieten, sondern - es sei der Wunsch Seiner Majestät, alleiniger Besitzer dieses ihm wohlgefallenden Stückes zu sein. - Meine erste Einwendung brachte die Antwort, daß es sich hier nicht um das Ob handle, sondern nur um das Wie. Ich möchte meine Bedingungen nicht ängstlich ansetzen. Seine Majestät seien zu Opfern bereit. Sie hätten sich mit väterlicher Güte über mich und mein Stück geäußert, das Ihnen sehr gefallen; aber Ihr Wunsch bleibe derselbe. Man gab mir einen Tag Bedenkzeit, und ich ging. Das ist die mildeste Tyrannei, von der ich noch gehört.

Was sollte ich tun? Die Erfüllung verweigern? In ihren Händen waren alle Mittel, sie zu erzwingen. Ich schrieb daher einen ostensiblen Brief an den Polizeiminister, indem ich alles anführte, was Menschlichkeit und Billigkeit gegen einen solchen Wunsch einwenden können. Ich setzte, nachdem ich beteuert hatte, die freie Schaltung über mein Werk jedem erdenklichen Gewinne tausendmal vorzuziehen - die Entschädigung so hoch an, daß die bekannte Sparsamkeit des Kaisers davor zurückschrecken konnte. - Sie wollten mich doch nicht plündern, hoffte ich! - Ich erklärte, daß, wenn der Kaiser auf seinem Verlangen bestünde, nur der Gedanke, daß nach dem Vorübergehen gebietender, mir verborgener Umstände die Bekanntmachung meines Werkes ohne weitere Umstände werde erfolgen können, mich zu einer notgedrungenen Einwilligung bewegen könnte. Und so gab ich das Blatt heute dem Minister in die Hände. Er schien zufrieden, und fand die angesetzte Entschädigungssumme mäßig. Begreife das, wer kann! Ich muß nun abwarten, was erfolgt. Endet die Sache aber auch wie immer, die unsichtbaren Ketten klirren an Hand und Fuß. Ich muß meinem Vaterlande

Digitized by Google

Lebewohl ſagen, oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen. Gott! Gott! wird es denn jedem ſo ſchwer gemacht, das zu ſein, was er könnte und ſollte!

(„Grillparzers Briefe und Tagebücher.")

Der Dichter Grillparzer aus Wien macht mir die traurigſte Schilderung des dortigen Geiſtesverkehrs, alles iſt erſtarrt oder erlahmt; er findet keinerlei Anregung dort, im Gegenteil, alle mögliche Unterdrückung: „Man will gar nicht, daß bei uns jemand Literatur treibt, und etwanige Sukzeſſe gereichen zum Vorwurf." Seine dortigen Ausſichten ſind ganz verdorben; er meint, zeitlebens würde er dieſe ſchlechten Verhältniſſe, in denen er einmal zur Regierung ſtehe, nicht ausgleichen. Er iſt ein biederer, ſchlichter Menſch, der auf Wahrheit und Echtheit geht. Dabei liebt er ſeine Vaterſtadt Wien ungemein und möchte ſie mit Berlin, das ihn wegen Geiſtesbildung und Literatur ganz entzückt, doch nicht vertauſchen. Auch beurteilt er das öſterreichiſche Syſtem noch billig genug und ſagt ſelbſt vom Fürſten von Metternich, derſelbe ſei perſönlich nicht ſo ſchlimm, ſondern nur durch ſeine Stellung, dieſe zwinge ihn zu manchem; z. B. daß er Grillparzern wegen deſſen Gedicht auf das Campo Vaccino befeindet und verfolgt, während er doch ſelbſt in Italien mit hohem Wohlgefallen über Tiſch, wo auch Grillparzer mitaß, mehr als 100 Verſe von Byron, und zwar die ſtärkſten, als Childe Harold, auf Italien bezüglichen, auswendig hergeſagt, ein Zug, der übrigens Grillparzern noch jetzt angenehm in der Erinnerung iſt. Geſtern am 18. war Grillparzer abends bei uns.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Vor allen Dingen muß ich aber berichten, daß wir hier Zenſur haben, und zwar preußiſche Zenſur. Merke jeder, preußiſche Zenſur. Darin liegt das Geheimnis. Was hier gedruckt wird, kann daher nur nach unſerem Patriotismus, unſerer Weltanſchauung, unſeren Morgengedanken riechen. Sonſt wird es unbarmherzig geſtrichen. Die ganze Geſchichte hat nur einen Knäuel, einen Kulminationspunkt, einen Zweck; und der iſt für unſere Zenſoren - Preußen. Was noch da draußen vorgeht, wird ignoriert, iſt ja nur ein Mittel zum Zweck. Wo-

Digitized by Google

zu existiert z. B. Frankreich anders, als um uns in ihm eine Revolutionsvogelscheuche vorzustellen und unsern Patriotismus durch sie anzublasen? Wozu Süddeutschland anders, als damit seine Bücher und Zeitschriften verboten werden können? Wozu Sachsen, als damit es in unsern Zollverband eingeschlossen, wozu China, als damit ein Preuße dorthin in das Missionsinstitut geschickt werde? Ja, der liebe Gott ist unsertwegen da, und Fouqué hat es schon bewiesen, daß er eigentlich ein Preuße ist. Von der preußischen Philosophie haben Sie doch gewiß gehört? Nun, wir haben auch eine eigene Taschenspielkunst; denn Herr Döbler ist Hofkünstler geworden. Man darf also in unsern Zeitungen keine objektiven Darstellungen der Weltbegebenheiten erwarten, in denen die Entwickelung des Weltgeistes vor sich geht; sondern man bekommt eine subjektive, philisteriöse und engbrüstige Zusammenstellung von factis, die in ihrer löblichen oder verwerflichen Tendenz den preußischen Leser anfeuern oder zurückschrecken sollen. Wie würde man sich wohl dieses Philistertum personifizieren, wie würde man es wohl auszudrücken suchen, daß es stets auf sich blickt, sich über alles und alle stellt und recht spießbürgerlich die ganze Geschichte für Rekrutenmanöver hält? Der Adler paßt hier schlecht; er müßte etwa Schlafrock und Pantoffeln anhaben und gerade an der Kolik leiden. Male sich jeder dieses Bild recht lebhaft aus und setze es als Emblem über alle unsere Zeitungen, die meiner Meinung nach uns bei der Nachwelt in ein sehr seltsames Licht bringen werden. Man nehme den „Österreichischen Beobachter" zur Hand. Das Blatt hat doch eine Tendenz, es weiß doch, was es will, und verficht seine Weltanschauung, so gut es kann. Ob diese gut oder verwerflich – das kümmert uns hier weiter nicht. Genug seine Redaktion hat einen festen Standpunkt, von dem aus sie die Dinge betrachtet. Man lese sich vier Wochen in die obengenannte Zeitung ein, und man wird wissen, woran man ist, was man zu erwarten hat. Man wird entweder in seiner Überzeugung bestärkt oder wankend gemacht. Und beides ist gleich gut, beides führt zur Klarheit. Das elendeste Blatt in Deutschland, Frankreich und England hat doch eine Farbe, eine Tendenz, die die Aufmerksamkeit zwischen den Zeilen sehr bequem zu lesen imstande ist. Unsere Zeitungen haben samt und sonders keine Farbe als schwarz und weiß, welches zugleich unsere Nationalfarbe ist. Es sieht alles in ihnen entweder so aus, als ob wir

Digitized by Google

gar nicht in medias res verſetzt wären, als ob wir droben im Monde ſäßen und mit einem Fernrohre die Weltbegebenheiten anſchauten, die uns noch weniger als ein Puppenſpiel die Engel des Himmels intereſſieren; oder es iſt alles ſo geſtellt, als ob Preußen, der Staat, auf dergleichen Torheiten und Albernheiten wie die Revolutionen in Frankreich und Polen mit Indignation und einem gewiſſen vornehmen Lächeln blicken könne, das deutlich ſagt: Geſchieht euch ſchon recht, daß es euch ſo geht. Warum habt ihr eine Konſtitution gegeben.... ... Als nach den Freiheitskriegen im Vaterlande der Drang ſichtbar wurde, die alten Verhältniſſe über den Haufen zu werfen und die neue Zeit in ſich aufzunehmen, da meinten viele unſerer einſichtsvollſten Männer: jetzt wäre für Preußen die Epoche gekommen, in der es ſeinen weltgeſchichtlichen Zweck erreichen müßte, wenn es als progreſſiver Staat dem konſervativen Öſterreich entgegentreten, die Ideen der Freiheit emanzipieren, ſich Frankreich anſchließen und die fortſtrebenden kleinen deutſchen Länder ſich verbinden würde. Oppoſition gegen Öſterreich, gegen ſeine Richtung, gegen ſeinen Einfluß auf den deutſchen Staatenbund habe durch den Siebenjährigen Krieg erſt Preußen auf den politiſchen Schauplatz gebracht und ihm eine welthiſtoriſche Wichtigkeit gegeben. Vermöge ſeiner natürlichen Lage, ſeiner Grenzen und des freien Sinns ſeiner Bewohner, ſei es auch jetzt auf dieſe Stellung angewieſen, könne nur in ihr und durch ſie Bedeutung eines Staates vom erſten Range feſthalten und fortführen und finde nur in dieſem Kampfe ſeinen Zweck und ſeinen Nutzen. Ein Anſchließen an Rußland, damit etwa die germaniſchen Elemente ſich in das ſlawiſche Leben verpflanzen, führe uns zuweit von unſerm Zwecke ab; ja der Trieb nach Selbſterhaltung und die ſchauerliche Ahnung, daß, nachdem das germaniſche Völkerleben abgeſtorben, eben jene Slawen die welthiſtoriſche Nation werden würden – eben dieſe Ahnung müſſe uns jenen Horden ſo ſchroff als möglich entgegenſtellen und ſie als unſere furchtbarſten Feinde betrachten laſſen. Anſchließen an Frankreich, Emanzipation des konſtitutionellen Syſtems und mit ihm zugleich Oppoſition gegen Öſterreich – hierin liege unſere Aufgabe und Beſtimmung.

Die meiſten meiner Leſer werden mir zugeſtehen, daß, wenn Preußen nur im geringſten die Erwartungen befriedigte, welche damals die

Beſſeren in Deutſchland von ihm gehegt, es jetzt in einer engverbündeten Koalition mit den konſtitutionellen Staaten des Vaterlandes ſtehen und in ihnen eine Macht aufzuweiſen haben würde, die ihm mehr als die ruſſiſchen Bajonette Ruhm und Anerkennung gebracht hätte. Ja, es gab einſt eine Zeit, wo die edelſten deutſchen Herzen von Preußen aus den Aufſchwung und die Richtung für das neuerwachte deutſche konſtitutionelle Leben erwarteten, und wo der Gedanke an einen deutſchen Staatenbund oder Staatsverband unter Preußens Protektorat gar nicht ſo fern lag. Aber es war anders beſchloſſen – zum Heile der Freiheit und der Völker. Man kennt die Karlsbader Beſchlüſſe und den Anteil, den Preußen daran genommen; man weiß, wie dieſer Staat infolge der demagogiſchen Umtriebe die deutſchen Verhältniſſe auffaßte, und man iſt ſeitdem dahin gekommen, Preußen mit Öſterreich in eine Kategorie zu ſtellen und von ihnen den Kreuzzug wider das konſtitutionelle Deutſchland zu erwarten. Jetzt hat ſich der deutſche Freiheitsſchwan durch ſich ſelbſt aus den trüben Wellen hervorgerungen und ſieht einer feſten, gediegenen Zukunft entgegen; ohne allen Stützpunkt an Preußen, ja in ihm einen Gegner findend, iſt ſeine Kraft im Bewußtſein der Heiligkeit ſeiner Sache erſtarkt und teilt ſich allen Bruderſtämmen begeiſternd und erweckend mit, ſo daß zwiſchen Preußen und Öſterreich, denen bisher de facto die Leitung der Angelegenheiten in die Hände gegeben, ſich unmerklich eine dritte um ſo gefährlichere Nebenbuhlerin geſtellt hat, je mehr der Zeitgeiſt, das Bedürfnis und der Wunſch der Völker auf ihrer Seite ſteht. Denn, wenn es den Regierungen des konſtitutionellen Deutſchlands mit ihren gegebenen Garantien wirklich ernſt iſt, ſo wird eine Koalition unter ſeinen Staaten gegen die abſoluten eine baldige, notwendige Erſcheinung werden und dem zukünftigen deutſchen Leben die Richtung geben. Ob dann Preußen und Öſterreich die Freiheit in Süddeutſchland auszurotten imſtande ſein, oder ob ſie mit dem Strome fortgezogen und einem neuen, ſchönen Tage entgegengehen werden – das liegt vielleicht näher, als man glaubt.

Unſere hieſigen Dunkelmänner und ihre Gönner, die Ariſtokraten, haben ſich von jeher bemüht, das, was ſeit der Julirevolution in Deutſchland vorging, als ein niederländiſches Viehſtück in franzöſiſcher Affenmanier darzuſtellen und dem plumpen Hans Michel eine Hauptrolle

zu geben. Ganz nach dieſer Tendenz handelt die „Staatszeitung". Wenn irgendeine Prügelei in Rheinbayern, irgendeine Unart von überſprudelnden Köpfen begangen worden iſt, gleich tiſcht ſie unſre Zeitung auf und weiß die Worte ſo zu ſtellen, daß Prügel und Unarten auf Koſten des konſtitutionellen Syſtems kommen. Als die Herren Coremanns und Fleiſcher ſich privatim in Nürnberg Nachtſpottmuſiken brachten, wie emſig war da das preußiſch-offizielle Blatt hinterdrein und erzählte uns drei Tage hintereinander von der albernen Geſchichte, die doch am Ende nicht mehr bedeuten will als weiland unſere Schneiderrevolution. Die Skandale bei Hambach fanden ihren reichlichen Platz, aber das ſchöne Feſt bei Wilhelmsbad wurde kaum erwähnt[1]). Warum? – weil es groß und lobenswert daſtand, weil echte deutſche Biederworte auf ihm ertönten, und weil man bei uns dieſe nicht hören will. Von dem mächtigen, zum Bewußtſein gekommenen Geiſte der Freiheit in Süddeutſchland weiß unſere Zeitung kein Wort; ſie hält ſich an das Zufälligſte, läßt die „Oberpoſtamts-" oder „Karlsruher Zeitung" ſprechen, ignoriert Herrn von Rotteck und den „Freiſinnigen", reißt einzelne Begebenheiten aus dem Zuſammenhang und macht ſich dadurch lächerlich, daß ſie eine heilige Sache lächerlich machen will. Was liegt einem deutſchen Zeitungsleſer wohl näher, als daß er erfahren will, wie ſeine deutſchen Mitbürger in München, Hannover uſw. das deutſche Wort auf der Tribüne handhaben? Aber wie gab unſere Zeitung die bayeriſchen oder Badener Kammerhandlungen? – Ein paar ſervile Brocken von königlichen Kommiſſären und dazu, wenn es hoch kommt, ein paar Oppoſitionsnamen – und das iſt alles. Wahrhaftig – wenn jemand, ohne die übrigen deutſchen und die „Augsburger Allgemeine Zeitung" zu leſen, bloß aus unſerem Blatte ſich über die deutſchen Angelegenheiten unterrichten wollte, er würde jene braven Vorkämpfer für unſer künftiges Heil ſamt und ſonders für Schulbuben halten, die der Zuchtrute entlaufen ſind.

(J. Jacoby, „Bilder und Zuſtände aus Berlin".)

---

[1]) Ging doch das Gerücht, daß durch einen Befehl vom Zenſurkollegium es allen hieſigen öffentlichen Blättern unterſagt worden ſei, je wieder etwas von deutſchen Volksverſammlungen zu berichten.

Digitized by Google

Zenſur.

Um dieſe Zeit, da die Politik alle Gemüter in Anſpruch nahm, wurde ich Augenzeuge eines kleinen Ereigniſſes, das meinem Gedächtniſſe für immer eingeprägt bleiben ſollte. Es war im erſten Frühjahr, um die Mittagszeit, die Mutter ſtand in der Küche, ich neben ihr. In der Bratröhre ſchmorte ein mächtiger Kalbsbraten und wurde unter der Mutter Anleitung von der Köchin fleißig mit Fleiſchbrühe begoſſen. Da ſtürmt jemand die Treppe hinauf; es iſt der Vater, der kurz zuvor ausgegangen war. Einige Minuten darauf ſchießt er, ſehr aufgeregt, den Arm mit Makulatur beladen, in die Küche und ſtößt in größter Haſt das bedruckte Papier in den Küchenherd, daß die Flammen hoch auflodern. Gleichzeitig erſcheint von der Hofſeite her ein ſogenannter „Grenzjäger" mit Militärkappe und Gewehr und ſpringt auf den Ofen los, um die hineingeworfenen Papierſtöße hervorzuziehen.

Das will ihm der Vater wehren, und es gibt einen wilden Auftritt. Den Grenzjäger verleitet ſeine Aufregung zur größten Unvorſichtigkeit, er greift mitten hinein in die Flammen, zieht aber beide Hände ſchrecklich verbrannt zurück. Der wilde Angreifer windet ſich jetzt vor Schmerz und jammert ganz erbärmlich. Den Vater hat auch der Zorn verlaſſen, er leert eine Flaſche Olivenöl auf einem Teller und beginnt, dem Manne die verbrannten Hände zu ſalben, die Mutter iſt hinausgelaufen und bringt aus dem Nähzimmer Watte herbei. Das alles ſieht der erſchrockene Knabe durch den Qualm, den die brennenden, auf den Steinfliesen rauchenden Papierſtöße erzeugen. Endlich läuft der Grenzjäger mit den verbrannten, eingewickelten Händen jammernd davon.

Was bedeutete dies alles? Mein Vater war ein Abonnent des – natürlich verbotenen – „Nürnberger Korreſpondenten". Allwöchentlich brachte Kuhmann die Nummern; von dieſem holte ſie mein Vater, um ſie auf einſamem Spazierwege zu leſen. Aber längſt war er ſchon dieſer Geſetzesübertretung verdächtig.

(Meißner, „Geſchichte meines Lebens".)

Digitized by Google

Erſte Sturmzeichen.

Griechenverſammlungen, Julirevolution, Schneiderrevolution.

Von außerdeutſchen politiſchen Ereigniſſen, die ihren Einfluß auch in Deutſchland geltend machten, iſt der Befreiungskampf der Griechen und die Pariſer Julirevolution von 1830 zu nennen. Die Flutwellen der Julirevolution hatten ſich für Deutſchland ſoweit verebbt, daß es nur in Braunſchweig zu einem Aufſtand und zur Vertreibung des Herzogs Karl kam, während in Berlin die ſogenannte Schneiderrevolution unblutig verlief und nur Stoff zur Satire gab.

Die Griechenverſammlungen greifen immer kräftiger durch ganz Deutſchland, überall bilden ſich Vereine, überall ſprechen ſich Geſinnungen aus, und die öffentliche Meinung, nachdem ihr ein Ausbruch gegönnt worden, wächſt unaufhaltſam und breitet ſich gewaltig aus; dieſe Flut iſt nicht mehr zu beſchränken! Vergebens ſtrebt die öſterreichiſche Politik noch entgegen, ihre Anhänger können nur noch ſeufzen; denn was will es ſagen, daß Herr von Kamptz, der ſich bitter ärgert über den erlaubten Eifer, etwa von dem Kultusminiſterium ein Zirkular an die ſämtlichen Profeſſoren der hieſigen Univerſität ausgehen läßt, worin dieſen nochmals eingeſchärft wird, daß die Griechenſammlungen nur allein für die Notleidenden, aber nicht für die Kämpfenden zu verſtehen ſeien? Das war ja ſchon zur Genüge geſagt. Für die Entwickelung des öffentlichen Geiſtes in Europa macht dieſe neue Art von tätiger Teilnahme und Äußerung einen wichtigen Abſchnitt und wird nicht ohne große Folgen bleiben. – Tiedge hat bei Brockhaus in Leipzig ein heftiges Griechengedicht drucken laſſen, das die ſtärkſten Ausfälle gegen die Politik der Mächte enthält. Der Abdruck wurde hier nicht erlaubt, wohl aber iſt es bis jetzt der Verkauf. Bei völliger Preßfreiheit könnte hierin nicht mehr geſchehen ſein als gegenwärtig unter der noch fortdauernden Herrſchaft der, wie man ſieht, oft ganz ohnmächtigen Karlsbader Beſchlüſſe. Auch in den hier gedruckten

Digitized by Google

Griechenliedern der Frau Generalin von Helwig ſtehen unglaublich kühne Stellen gegen die Regierungen. Die Sache bricht ſo von allen Seiten herein, daß ſie den Behörden ganz über den Kopf wächſt. – Herr von Maltitz, im Bureau des Großfürſten Konſtantin angeſtellt, ſchreibt aus Warſchau die dreiſteſten Äußerungen über die dort herrſchende Tyrannei, Langeweile uſw. Da er ſonſt ſehr vorſichtig iſt, ſo muß es wohl dort allgemeine Sitte ſein, ſich ohne Bedenken ſo zu äußern.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Aufſtand in Braunſchweig.

(6.–7. September 1830.)

Der Herzog Karl von Braunſchweig,
Der iſt auch fortgejagt;
Er hat ja Land und Leute
Lang hart genug geplagt.

Als von Paris er kame
Mit einer Schauſpielrin,
Die ſein' Geliebte ware,
Und fuhr zum Schloſſe hin:

Da ſtand viel Volk, das ſchriee:
Fort mit dem Herzog, fort!
Wir brauchen keinen Tyrannen
Mit ſeiner Hure dort!

Die Steine wütig flogen,
Es gab ein' großen Alarm;
Der Herzog floh zum Schloſſe,
Es ward ihm ſchwül und warm.

Am andern Tag, da hielte
Das Militär ums Schloß
Und ſollt' aufs Volk frei ſchießen –
Das aber ging nicht los.

Digitized by Google

Herzberg, der Generale,
Der ſprach: „Das darf nicht ſein!
Es könnte leicht auch koſten,
Herzog, das Leben dein.“

Am Abend wollte ſtürmen
Das Volk das Schloß aufs neu,
Da wiſchte fort der Herzog
Und floh nach Hildesheim.

Das Schloß ging auf in Flammen,
Man dacht', er wär' noch dort
Und drinne mit der Liebſten –
Die aber warn ſchon fort.

Er hatte ſeine Schätze,
Sein Gold und Edelſtein,
Wert viele Millionen,
Gleich auch gepackt mit ein.

Es iſt ſein Bruder Wilhelm
An ſeine Stell' geſetzt;
Ob der es beſſer machet,
Das wird ſich zeigen jetzt. (Anonym.)

Kleidermachermut.

Und als die Schneider revoltiert,
Courage, Courage!
So haben gar grauſam ſie maſſakriert
Und ſtolz am Ende parlamentiert:
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören!

Und drei Bedingungen wollen wir ſtelln:
Courage, Courage!
Schaff' ab, zum erſten, die Schneidermamſelln,
Die das Brot verkürzen uns Schneidergeſelln;
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören!

Digitized by Google

Die brennende Pfeife, zum andern, ſei,
Courage, Courage!
Zum höchſten Ärger der Polizei,
Auf offner Straße uns Schneidern frei!
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören!

Das dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, –
Courage, Courage!
Doch bleibt es das Beſt' an der ganzen Geſchicht',
Wir beſtehn auch darauf bis ans Jüngſte Gericht;
Das dritte, das ſollſt du uns ſchwören!

Adelbert von Chamiſſo (1831).

Nie hat ein Faktum ſo gewaltig und erſchütternd auf mich gewirkt als dieſes," ſchreibt er am 15. Auguſt 1830, „es berührte mich wie ein Wunder, und ich habe in dieſen Wochen vor Aufregung noch zu keiner Arbeit kommen können. Daß ſich nach all dem Sturm und Blut von 40 Jahren die Revolution wiederholt, nur noch impoſanter als das erſtemal, iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte und zeigt die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Die Franzoſen haben recht, wenn ſie die Kataſtrophe eine einzige nennen, denn ſie iſt nicht, wie gewöhnlich, aus einer eigentlich phyſiſchen Not, ſie iſt vielmehr aus einem geiſtigen Bedürfnis, und aus dem Drange, ſich in ſeinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen. In dieſer Begeiſterung für etwas Überſinnliches hat das Ereignis für mich Ähnlichkeit mit der religiöſen Bewegung des Mittelalters, und vielleicht iſt auch das Agens unſrer Zeit das Politiſche, wie der Glaube damals.

Man konn dem Takte, der Sicherheit, dem Scharfblicke, womit bisher die Kammer und die übrigen Machthaber ſich benommen haben, Achtung und Ehrfurcht nicht verſagen. – Daß ſie ſich ſelbſt die Vollmacht ſchrieben in dem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloſchen waren, und auch keine Gewalt exiſtierte, welche man hätte aufſtellen können (denn 30 Millionen Menſchen konnte man doch nicht berufen, und dieſe und nur dieſe allein wären die einzige legale Behörde im ſtrengen Sinne des Wortes geweſen), wird ihnen in der Geſchichte zum Ruhm gereichen. Sie hatten das Recht, ſich als die Elite

Digitized by Google

des Geiſtes von Frankreich zu betrachten, und dieſe iſt nach dem göttlichen Rechte der Natur in ſolchen Kriſen allein befugt, zu ſehn, ne quid detrimenti res publica capiat. – Auch daß ſie die Bourbons bis zu den Unmündigen hinab geächtet haben, finde ich notwendig begründet; es gibt Geſchlechter, die von allen Göttern verlaſſen ſind, und die man exſtirpieren muß. – Dazu gehörten die Stuarts und gehören die Bourbons. – Auch wäre mit dem Kinde die Konſequenz des alten Prinzips ganz von ſelbſt wieder eingetreten, und dieſes zu vertilgen, war ja eben der Sinn der ganzen Bewegung."

(Guſtav zu Putlitz, „Karl Immermann, ſein Leben und ſeine Werke".)

In der letzten Woche war ein ernſtlicher Streit im Vogtlande (im Invalidenhauſe), wobei Soldaten von Handwerksburſchen geſchlagen und ſelbſt die Torwache gefährdet wurde, es waren gegen 1500 Menſchen im Getümmel; der Streit hieß Landwehr und reguläre Truppen. – Üble Nachrichten über Geiſt und Stimmung am Rhein, man verhandelt allgemein Gegenſtände von Gewalt, Mord uſw. . . .

. . . Der König hat durch Kabinettsbefehl die ſtrengſte und ſchleunigſte Unterſuchung der neulichen Vorfälle im Invalidenhauſe anbefohlen; das Kammergericht hat aber die Sache nicht für höhere Staatsgefährde erkennen wollen, ſondern als Privatſchlägerei an das Stadtgericht gewieſen; dies erregt neue Unzufriedenheit bei den jetzigen Oberleitern des Miniſteriums. Die Wache iſt damals allerdings überwältigt worden, und gegen 6000 Menſchen waren verſammelt. Es wurde auch geſchrien: Es lebe die Freiheit und Napoleon! . . . .

Den 22. April 1820.

. . . Die Schlägerei vor Oſtern war am Invalidenhauſe und Oranienburger Tore, die Torwache konnte wenig Widerſtand leiſten, eine ganze Kompagnie des 2. Garderegiments mußte anrücken. Die Handwerksburſchen hatten Pfähle aus einem Zaun geriſſen und ſchlugen damit; ein Ulane iſt an ſeinen Wunden geſtorben, viele Verwundete von beiden Teilen liegen noch in der Charité, auch dadurch verzögert ſich die Unterſuchung. Man macht aus dem ganzen Vorfalle dem König ein Schreckbild, und gewiß mit großem Unrecht.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Digitized by Google

Während des ganzen Auguſt des Jahres 1830 herrſchte in der Reſidenz eine eigentümlich gereizte Stimmung unter der Bürgerſchaft. Die Regierung erkannte dies wohl, ſie bereitete ſich auf ernſte Unruhen vor. Von welcher Seite dieſe aber ausgehen würden, zu welchen Zielen ſie führen ſollten, davon hatte weder die Regierung noch die Bürgerſchaft die geringſte Ahnung.

Die Veranlaſſung zum Ausbruche war ſo ſonderbar, daß wir faſt geneigt ſein möchten, zu glauben, Größeres ſei im geheimen vorbereitet, aber rechtzeitig unterdrückt worden, wenn nicht übereinſtimmende Berichte aller Zeitgenoſſen dies ableugneten. Es liegt trotzdem ein gewiſſes Dunkel auf jenen Tagen, welches auch heut noch nicht vollſtändig aufgehellt iſt und vielleicht niemals aufgehellt werden wird, weil ſie zu unbedeutend ſind, um zu einer eingehenden hiſtoriſchen Forſchung herauszufordern. Als geſchichtliches Material können vorläufig nur die Akten der Behörden und die offiziöſen Berichte der Zeitungen dienen, denn andere als ſolche durften die Berliner Blätter nicht bringen.

Vergeblich ſucht man in der „Voſſiſchen" und „Spenerſchen" Zeitung nach eingehenden wahrheitsgetreuen Schilderungen der eigentümlichen Vorgänge. Während am 16. September die erſten unruhigen Auftritte ſtattfanden, ſchwiegen doch beide Zeitungen ſo lange, bis die „Staatszeitung" ſich äußerte, und auch dann wagten ſie nur den Artikel des amtlichen Blattes abzudrucken. Sie konnten nicht anders, denn jede ſelbſtändige Meinungsäußerung hätte der dienſtbefliſſene Zenſor unweigerlich geſtrichen.

Am Freitag den 24. September endlich, nachdem ſchon am 18. die Unruhen vollſtändig aufgehört hatten, brachte die „Spenerſche Zeitung" einen längeren Artikel über die Revolution, der den Stempel ſeines offiziöſen Urſprungs offen an der Stirn trägt. Er lautet folgendermaßen:

„Es iſt das gewöhnliche Los der Begebenheiten, bald vergrößert, bald verkleinert oder ſonſt auf irgendeine Weiſe entſtellt, vorgetragen zu werden. Nicht unwillkommen mag daher folgende Mitteilung über die neueſten Vorgänge in Berlin ſein, welche ein unbefangener Augenzeuge teils aus eigener Wahrnehmung, teils aus ſorgſam geprüften Äußerungen anderer zuverläſſiger und wohlunterrichteter Perſonen ſchöpfte. Am 15. September hatte man einen Schneidergeſellen verhaftet, der, unter ſeinen Zunftgenoſſen Neuerungen predigend, von

dieſen ſelbſt der Behörde war angegeben worden. Dies mochte wohl einen Polizeibeamten dazu geführt haben, am folgenden Tage ohne gehörige Prüfung einige andere Geſellen als arbeitsloſe Herumtreiber zu verhaften, die es nicht waren. So beklagenswert das Verfahren dieſes Beamten auch ſein mag, ſo konnte es ſelbſtredend den übrigen Geſellen niemals weder ein Recht noch eine Veranlaſſung geben, die Loslaſſung ihrer Gewerksgenoſſen eigenmächtig bewirken zu wollen, die nur dem prüfenden Urteil der Behörde zuſteht, welche jederzeit Unterſuchung und Beſtrafung des ſchuldigen Teils ungeſäumt anordnet und auch hier ſchon angeordnet hatte. Deſſenungeachtet erfolgte am Abend des 16. September in der zehnten Stunde ein Zuſammenlauf von Geſellen auf dem Köllniſchen Markt, welche mit Geſchrei die Loslaſſung der Verhafteten verlangten. Dieſe Unordnung veranlaßte das Herzuſtrömen der Neugierigen in nicht geringer Menge, wodurch der ganze Schloßplatz gefüllt wurde. Schnell erſchienen die Behörden, deren Amtspflicht das Einſchreiten in ſolchen Momenten gebietet. Ihre einfache Ermahnung genügte, die Neugierigen zu zerſtreuen. Einige der Unruheſtifter und ſolche Perſonen, welche ſich auf die geſchehene Ermahnung nicht entfernten, wurden verhaftet, und um 11 Uhr war auch auf dieſen Plätzen die völlige Ruhe zurückgekehrt, die ſchon in den angrenzenden Straßen und im ganzen übrigen Teile der Stadt nicht einen Augenblick war unterbrochen worden. Am 17. abends zwiſchen 7 und 8 Uhr lockte die Neugier, ob die geſtrigen Vorgänge ſich wiederholen würden, eine Menge Müßiggänger auf den Köllniſchen Markt und den nahen Schloßplatz. Ohne ihr Erſcheinen würde es kein Ruheſtörer gewagt haben, ſich heute zu zeigen; doch in der Menge verſteckt, erlaubten ſie ſich ein unziemliches Geſchrei und inſultierten durch mehrfache Steinwürfe die Polizei und die Gendarmerie, die einen ſolchen Unfug nicht dulden durften und nun nach dieſen geſchehenen Tätlichkeiten, und da ſie nicht anders zum Weichen zu bringen war, ohne weiteres die ganze Maſſe zerſtreuen mußten; nur die Widerſetzlichen zogen ſich gefängliche Haft oder Verwundung zu durch flache Säbelhiebe, von denen in der Dunkelheit und im Gewühl manche ſcharf gefallen ſein können. Um 10 Uhr war auch hier Ruhe und Ordnung hergeſtellt, die, ſo wie am vorigen Abend, in keinem andern Teile der Stadt auch nur auf Augenblicke geſtört wurde."

Betrachten wir dieſe Darſtellung näher, ſo ergibt ſich uns ein eigentümliches Bild jener Tage: Ein Schneidergeſelle wird verhaftet, weil ſeine Zunftgenoſſen ihn als Prediger der Unordnung denunzieren. Daraus nehmen Polizeibeamte Veranlaſſung, einige beliebige andere Schneidergeſellen als arbeitsloſe Herumtreiber einzuſperren, obgleich dieſe gar nicht arbeitslos und gar keine Herumtreiber waren.

Die Verhaftung iſt der Funke, der ins Pulverfaß fällt. Berlin muß ſein Revolutiönchen haben, wie alle anderen größeren Städte Deutſchlands. Der längſt erwartete Ausbruch findet jetzt ſtatt und verpufft natürlich ſo jämmerlich, wie die ganze Farce begonnen hatte.

Tumultreich genug ging es übrigens an jenen Abenden in Berlin zu. Der Skandal war hinreichend groß, um ſowohl der Bürgerſchaft als der Regierung ernſte Beſorgniſſe einzuflößen.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Der Zollverein.

(1834.)

Ach, deutſcher Michel, freu' dich,
Jetzt kannſt du luſtig ſein!
Wir haben uns nun leidlich
Geeint im Zollverein.

Man hat dich lang turbieret
Mit Maut und Zoll aufs beſt',
Den Sack dir viſitieret
In jedem Rattenneſt.

Man zog dir aus die Hoſen,
Ob nichts akzisbar drein,
Guckt gar in deinen Bloßen
Mit der Latern' hinein.

Das hat nun aufgehöret,
Du knöpfſt die Jacke zu,
Kein Teufel mehr durchſtöret
Dir Hoſen, Hemd und Schuh.

O Deutſchland, roſt'ge Hechel!
Dein ewiges Geropf
Strich deinem guten Michel
Das beſte Haar vom Kopf.

Jetzt kann er doch verſchnaufen,
Geht er durchs deutſche Land:
Wir ſind ein groſſer Haufen
Und kriegen nun Verſtand.

Ach, wüchſ' der nur ins Schaffen,
Daß gegen alle Feind'
Wir ſtünden in den Waffen
Alſo, wie hier vereint!

Mehr wolln wir heut nicht bitten,
Ob wir vom Ziel gar weit;
Gelitten und geſtritten –
Hat alles ſeine Zeit.

(Anonym.)

Deutſcher Patriot.

Was iſt, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot?
An alle Fakultäten dieſe Frage – ? –
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und ſeinem König alle Werkeltage."

Was will, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot? –
„Für ſich ein Amtchen, Titelchen und Bändchen,
Für ſeine – ehelichen – Kinder Brot
Und legitime Fürſten für ſein Ländchen."

Wie denkt, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot? –
„Wenn's hoch kommt, wie die Allgemeine Zeitung;
Vom Franzmann ſpricht er nur mit Haß und Spott
Und ſchwärmt für Preußens Gaslichts-Welt-Verbreitung."

Was kann, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot? –
„Rezepte, Akten und Kompendien machen,

Laut klagen über ſeines Volkes Not
Und heimlich in ſein ſichres Fäuſtchen lachen."

Hinaus zum Tempel, deutſcher Patriot! –
– Eh du dich ins Sanktiſſimum geheuchelt,
Und eh dein Kuß, Judas Iſchariot,
Die Freiheit, den Meſſias, rücklings meuchelt!!

Franz Dingelſtedt.

Den 21. Juni 1826.

Die Sache wegen des Namens „Fräulein" wird ſehr ernſthaft genommen. Alle Miniſterien müſſen ihr Gutachten darüber abgeben, man ſucht eine Kabinettsorder, durch die der König den Gebrauch jenes Wortes ſchon früher für adlige Mamſells vorbehalten haben ſoll, kann ſie aber nicht finden; wahrſcheinlich verwechſelt man damit einen Befehl, den allerdings der König einmal erlaſſen hat, daß auf den Komödienzetteln die verſuchte Einſchwärzung von „Fräulein" ſtatt „Mlle." nicht fortdauern ſoll. Auch erinnert man ſich, daß beim Einzuge der Kronprinzeſſin die 50 weißgekleideten Bürgermädchen in einem Aufſatze, den der Magiſtrat dem Könige eingereicht, Fräulein genannt waren, und gleich bei der erſten, der Tochter des Oberbürgermeiſters Büſching, der König jenes Wort geſtrichen und dafür „Demoiſelle" hingeſetzt, worauf denn freilich der Magiſtrat lieber jede Bezeichnung wegließ und gleich die Taufnamen anfangen ließ. Der Adel iſt ordentlich in Bewegung, um dieſen Sieg davonzutragen. Dagegen fehlt es nicht an andern Stimmen: Wie denn die Regierung es unternehmen dürfe, das Volk im Gebrauche ſeiner eignen Sprache zu hindern? Ob wir denn Chineſen werden und Sprachgebrauch, Gewohnheit und Sitte des Umgangs durch Geſetze beſtimmt werden ſollen? u. dgl. m. – Ganz in demſelben Geiſte will mir Herr General von Müffling zum Verbrechen machen, daß ich in meiner Biographie Blüchers nicht Armeekorps, Diviſion, Reſerve, Kavallerie uſw., ſondern Heerteil, Abteilung, Rückhalt, Reiterei uſw. ſage, jene Ausdrücke, bemerkt er bedeutend, ſeien von des Königs Majeſtät eingeführt oder angenommen, und niemand dürfe davon abgehen! Auch ziemlich chineſiſch! – Noch ein Fall ähnlicher Art! Ein adliger Major in Preußen

ſchreibt an einen bürgerlichen Regierungsdirektor „Wohlgeboren", dieſer, hierdurch verletzt, ſchreibt jenem ebenſo zurück, und nun macht der adlige Offizier ſeinerſeits Lärm; die Sache iſt an das Staatsminiſterium gekommen. Der Juſtizminiſter hat geäußert, er finde nirgends eine geſetzliche Vorſchrift, welche beſtimme, daß einem Edelmann oder Offizier das „Hochwohlgeboren" gehöre, auch hier ſei es bloßer Gebrauch, wie bei den höheren Staatsbeamten bürgerlichen Standes. Ein älteres Kurialien-Reglement in Mylius beſtimmt, ein Miniſter und Generalleutnant erhalte das Prädikat Exzellenz, ein Generalmajor und Oberſt aber Hochwohlgeboren; von den andern wird geſchwiegen.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Friedrich Wilhelm IV.

Tſchechs Attentat. Bis 1848.

Bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. nahm die öffentliche Unzufriedenheit noch ſtärkere Formen an. Schon die Berufung Haſſenpflugs, des verhaßten heſſiſchen Miniſters, trug neuen Zündſtoff zu dem alten Unwillen. Mit dem ſchleſiſchen Weberaufſtand (1844) rückte zum erſtenmal für Deutſchland die ſoziale Frage in den Vordergrund der Debatte. 1844 kam es zu dem tſchechſchen Attentat, das bald in ſatiriſchen Spottverſen beſungen wurde. Die politiſche Lyrik, mit Herwegh und Dingelſtedt, mit Sallet und Heine, verdrängte die harmloſere unpolitiſche Dichtkunſt. 1847 kam es ſchon zu einer Hungerrevolte, zur ſogenannten Berliner Kartoffelrevolution. In Bayern empörte ſich das Volk gegen den Einfluß der Lola Montez, einer ſchönen, ſchottiſchen Abenteurerin, die ſich als Kreolin einen romantiſchen Anſtrich gab und den König beherrſchte. Sicherlich war ſie beſſer und amüſanter als ihr Ruf und hatte eine blendende Schönheit für ſich ins Feld zu führen. Endlich bildet ſie doch eine reizende Epiſode, ein echtes Stück Biedermeier in einer Zeit, die leider ſchon zu ernſt war, um dafür noch das Verſtändnis aufzubringen.

Wie aber ſtand es mit der politiſchen Richtung des Königs? Man brachte in Berlin in Erfahrung, daß die Vorliebe Friedrich Wilhelms IV. für mittelalterliche Adelsprivilegien ihren Ausdruck in einer Kabinettsorder gefunden habe, welche jede Beſchränkung der Patrimonialgerichtsbarkeit, dieſes verhaßten Vorrechtes der Rittergutsbeſitzer, unterſagte. Das war ſchlimm genug, aber ſchlimmer war die Berufung eines Mannes, der gehaßt wurde wie wenige deutſche Staatsmänner, des früheren kurheſſiſchen Miniſters Haſſenpflug nach Berlin an den höchſten Gerichtshof des Landes, zum Obertribunal.

Als das Gerücht von der Berufung ſich zuerſt verbreitete, wurde es kaum geglaubt. Das ſei zu viel, das ſei unmöglich, ſolch gehäſſiges Gerücht ſei erfunden von Böswilligen, welche dem Könige ſeine Popularität erſchüttern wollten! Und doch beſtätigte ſich dieſe unglaubliche Nachricht. Haſſenpflug, der in ganz Deutſchland den bösartigen Spott-

namen „von Haß und Fluch" trug, der Frömmler, Abſolutiſt und Bureaukrat zugleich war, der als Heſſiſcher Miniſter auf das gröbſte die beſchworene Verfaſſung verletzt hatte, wurde wirklich an das Obertribunal nach Berlin berufen, und zwar, obgleich er der jüngſte Rat desſelben war, mit doppeltem Gehalt. Die Kabinettsorder, welche ſeine Anſtellung befahl, begründete dieſe durch die „bewährte Geſinnung" des allverhaßten Mannes.

Das Aufſehen, welches die Berufung Haſſenpflugs in Berlin machte, iſt ſchwer zu ſchildern. Es herrſchte in der Reſidenz eine faſt fieberhafte Aufregung, welche ſich ſelbſt in Kreiſe verpflanzte, die der Politik bisher unzugänglich geweſen waren. Was wußten die Berliner Handwerker, die ſelten einen Blick in die Zeitungen warfen, von Haſſenpflug und ſeiner Vergangenheit? Der Name war ihnen ganz unbekannt; jetzt aber plötzlich erhielt er eine traurige Berühmtheit. Man erzählte merkwürdige Geſchichtchen von dem neuen Obertribunalsrat, der fortan in Preußen das Recht wahren ſollte, erfundene und nicht erfundene. Die meiſten liefen darauf hinaus, daß die perſönliche Ehrenhaftigkeit des Mannes von bewährter Geſinnung, ſeine Begriffe über die Befugniſſe hoher Beamter, ſich perſönliche Vorteile durch ihr Amt zu verſchaffen, ſtark verdächtigt wurde.

Es war damals die Zeit des Deutſch-Enthuſiasmus; politiſche Verwickelungen, deren weitere Ausführung nicht unſerer Spezialgeſchichte angehört, ließen einen Krieg mit Frankreich befürchten. Man glaubte, daß die Franzoſen Gelüſte auf die Rheingrenze hätten, und das ganze deutſche Volk erhob einmütig ſeine Stimme, um von den Regierungen den kräftigſten Widerſtand zu fordern. Das an und für ſich ziemlich unbedeutende Beckerſche Rheinlied:

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,

wurde mit wahrem Enthuſiasmus begrüßt, am freudigſten vom Volke Berlins, welches ſeine echt deutſche Geſinnung nie verleugnet hat.

In allen Geſellſchaftskreiſen wurde das Rheinlied geſungen, im Saale des reichen Bankiers ebenſowohl als in der Handwerkerſtube; man hörte es in den Bierkellern und auf den Straßen. Im Konzertſaale mußte es das Orcheſter auf Verlangen des Publikums, auf den

Digitized by Google

Höfen der Leierkaſten ſpielen. Dieſes allgemein geſungene und geſpielte Rheinlied benutzte der Berliner Witz zu einer Parodie. Folgendes Gedicht wurde plötzlich in vielen tauſend Abſchriften in Berlin verbreitet; bald war es in jedermanns Hand, und es wurde geſungen wie das Rheinlied

Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Haſſenpflug,
Den eine Schar von Raben
Zu Preußens Adlern trug!

Scheinheiliger Geſpiele
Im frommen Knechtlingstroß
Der Rochow, Stolberg, Thiele,
Der Radowitz und Voß.

Den ſtets die Zwingherrn rufen,
Den ſtets das Volk verſchmäht,
Sei auch auf Thronesſtufen
Dein Richterſtuhl erhöht.

Wenngleich mit Kreuz und Bändern
Man ſchwarz und rot dich ſchmückt,
Du kannſt den Titel ändern,
Uns haſt du nicht berückt.

Solang uns Richter ſchützen,
Durch Mut und Geiſt erhellt,
Und frei im Rate ſitzen,
Der frei ſein Urteil fällt;

Solang ſtatt andrer Wehre
Ein Lied iſt unſer Schild,
Gefühl für Recht und Ehre
Uns für Verfaſſung gilt;

Geſchichte wird geſchrieben
Mit unentweihter Kraft,
Solang ein Mann geblieben
Aus Preußens Ritterſchaft:

So wollen wir nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den Holland, Heſſen, Schwaben
Verdammt mit einem Spruch!

Das Lied fand ſeinen Weg auch in das Königliche Schloß. König Friedrich Wilhelm IV. hörte von demſelben, er wollte es ſehen, leſen, der Miniſter von Rochow ſelbſt mußte es herbeiſchaffen. Der König las es; er war tief bewegt. „Dies iſt der erſte ſchmerzliche Tag meiner Regierung!“ ſo ſoll er endlich ausgerufen haben.

Bisher hatte der König faſt nur von dem Jubel gehört, der alle ſeine Worte begleitete; er war ſtolz geweſen auf ſeine Volksbeliebtheit. Daß dieſe im Schwinden ſei, ahnte er nicht, denn ſeine höfiſchen Umgebungen hüteten ſich wohl, ihn von der Stimmung, welche in Berlin herrſchte, zu unterrichten. Das Haſſenpfluglied öffnete ihm plötzlich ſchmerzvoll die Augen.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte“.)

Die ſchleſiſchen Weber.

Im düſtern Auge keine Träne,
Sie ſitzen am Webſtuhl und fletſchen die Zähne:
„Deutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt –
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unſer Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groſchen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erſchießen läßt –
Wir weben, wir weben!

Digitized by Google

„Ein Fluch dem falſchen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt –
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webſtuhl kracht,
Wir weben emſig Tag und Nacht –
Altdeutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, und weben!"

Heinrich Heine.

Am Morgen des 26. Juli 1844 wollte König Friedrich Wilhelm IV. eine Reiſe nach Erdmannsdorf und von dort nach dem Bade Iſchl antreten. Der Tag der Abreiſe war dem Volke bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, wenn die Berliner Tag und Stunde der Abreiſe Sr. Majeſtät vorher genau kennen, ſo hatte ſich auch an jenem Morgen ſchon in aller Frühe eine ſchauluſtige Menge im Schloßhofe verſammelt, um den König und die Königin zu ſehen.

Unter den Zuſchauern befand ſich ein älterer Mann, der den Nebenſtehenden dadurch auffiel, daß er trotz des warmen Sommertages einen weiten großen Mantel trug. Er ging unruhig im Schloßhofe auf und nieder. Mehrmals verſuchte er es, ſich durch die Menſchenmenge ſo nah als möglich nach der Stelle zu drängen, wo der königliche, bereits zur Abreiſe bepackte und angeſpannte Wagen ſtand. Obgleich er verſchiedene Male von den wachehabenden Krongardiſten fortgewieſen wurde, kehrte er doch ſtets wieder zur ſelben Stelle zurück.

Gegen 8 Uhr erſchien der König und die Königin. Die Königin kam zuerſt vom Schloſſe herab.

Nachdem die Königin in den Wagen geſtiegen war, folgte ihr der König, der eines der Fenſter herabließ. Der Wagen ſetzte ſich eben in Bewegung, da trat plötzlich jener ältliche Mann an das Wagenfenſter, er warf den Mantel zurück, mit einer Doppelpiſtole zielte er auf den König. Zwei Schüſſe fielen unmittelbar nacheinander.

Der erſte Schuß hatte den König getroffen, die Kugel war durch die zufälligerweiſe mehrfach übereinanderliegenden Falten des Man-

tels sowie durch den Überrock gedrungen, dadurch aber in ihrer Kraft geschwächt worden, so daß sie nur eine leichte Quetschung auf der Brust verursacht hatte. Die zweite Kugel war dicht über dem Haupte der Königin fort in das Holzgestell des Wagens geschlagen; wie es später hieß, hatte sie das Unterfutter des Hutes der Königin zerrissen.

Die unerhörte Tat erfüllte für einen Augenblick das umstehende Volk und die Wachen mit solchem Schrecken, daß alle starr standen, daß selbst der Krongardist und die Wachen nicht wußten, was sie tun sollten. Im nächsten Augenblick aber schon stürzten sich alle auf den Verbrecher, er wurde umringt, zu Boden gerissen und nach der Schloßwache geschleppt. Nur mit Mühe gelang es einigen ruhigen Männern, ihn vor den äußersten Mißhandlungen zu schützen.

Der König, der sich schnell von dem Schrecken erholt hatte, befahl dem Kutscher zuzufahren, die Equipage rollte aus dem Schloßhofe heraus. Vor dem Schloß jedoch befahl der König, zu halten; er fühlte, daß er unverletzt sei, und wünschte, daß dies noch vor seiner Abreise das Volk von Berlin erfahren sollte. Deshalb stand er im Wagen auf; mit großer Freundlichkeit begrüßte er das Volk, welches sich schnell versammelt hatte.

Nachdem der König auf diese Weise das Publikum beruhigt hatte, gab er den Befehl zum Weiterfahren, und schnell rollte der Wagen von dannen. Friedrich Wilhelm trat seine Reise an.

Die Nachricht von dem Attentat verbreitete sich in wenigen Stunden über die ganze Stadt hin bis in die entlegensten Straßen, und wie es nicht anders sein konnte, mit vielen Übertreibungen. Man erzählte, der König sei schwer getroffen, nur mit Aufbietung seiner letzten Kraft habe er, um das Volk zu beruhigen, sich diesem im Wagen gezeigt, dann sei er bewußtlos zusammengesunken; jetzt liege er zum Tode verwundet im Schlosse Schönhausen, dorthin habe man ihn auf einem Umwege gebracht, jeden Augenblick könne man seinen letzten Atemzug erwarten.

Um der Verbreitung falscher Gerüchte vorzubeugen, erließ das Staatsministerium noch an demselben Tage eine Proklamation, welche an die Straßenecken angeheftet wurde. Über den Attentäter selbst heißt es darin:

„Der Verbrecher wurde auf frischer Tat ergriffen und mit Mühe vor der Volkswut gesichert, der Wache abgeliefert, demnächst zum

Digitized by Google

Kriminalgefängnis abgeführt. Daſelbſt gab er ſich als der vormalige Bürgermeiſter Tſchech an und wurde als ſolcher anerkannt. Derſelbe iſt 56 Jahre alt, war früher Kaufmann, demnächſt mehrere Jahre Bürgermeiſter zu Storkow in der Kurmark und nahm im Jahre 1841, nach einer ſehr tadelnswerten Dienſtführung, ſeinen Abſchied. Seitdem hielt er ſich größtenteils in Berlin auf und ſuchte bei den Behörden um Anſtellung im Staatsdienſte nach, die ihm aber, da er aller Anſprüche entbehrte, nicht zuteil werden konnte; auch von des Königs Majeſtät wurde er mit dem gleichen Geſuch im vorigen Jahre zurückgewieſen. Er war als ein ſehr heftiger, im hohen Grade leidenſchaftlicher Mann bekannt.

Bei ſeiner erſten polizeilichen Vernehmung hat er ſich zu dem Attentate unbedingt bekannt und als den Grund der Freveltat die Abſicht angegeben, ſich wegen der ungerechten Zurückweiſung ſeiner Anſtellungsgeſuche zu rächen, zugleich aber ausdrücklich verſichert, daß er das Verbrechen aus eigenem, freiem Antriebe begangen und niemand ſeine Abſicht mitgeteilt habe. Die Kriminalunterſuchung iſt ſofort eingeleitet."

Eine fieberhafte Aufregung herrſchte am 26. Juli 1844 in Berlin. Auf allen Straßen und freien Plätzen ſah man dicht gedrängte Gruppen von Menſchen, welche ſich um irgendeinen Erzähler ſcharten, der etwas Näheres über den Vorfall und über die Perſon des Mörders wußte oder wiſſen wollte.

Ein Attentat auf die geheiligte Perſon des Königs! Wer hätte in Berlin je an ein ſolches Verbrechen, welches bisher unerhört in der preußiſchen Geſchichte war, gedacht! Die alte, faſt eingeſchlummerte Liebe zum Könige erwachte von neuem mit ganzer Kraft. Überall in den auf den Straßen zuſammengelaufenen Volkshaufen hörte man Verwünſchungen gegen den Mörder und ſo feurige Lobpreiſungen des Königs, daß man ſich in die ſchönſte Zeit des Jahres 1840 zurückverſetzt glauben konnte.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Tſchechs Attentat.

(26. Juli 1844.)

Wer war wohl je ſo frech,
Als der Bürgermeiſter Tſchech?
Denn er ſchoß ein ganz klein wenig

Vorbei an unſerm guten König.
Ihm ging's durch'n Mantel
Ihr ging's durch'n Hut,

*

Dunker hat es gleich erraten,
Daß er wollte attentaten,
Als er kam ſo grau bemäntelt
Über'n Schloßplatz her gewentelt.

*

Und er ſchoß in blinder Wut
Unſerer Königin durch den Hut,
Der verfluchte Attentäter,
Königsmörder, Hochverräter.

*

Wir kamen ſo bei einem Haar
Um unſer edles Königspaar.
Hieraus nun jedermann erſicht:
Trau' keinem Bürgermeiſter nicht!

uſw.

(wurde in vielen Variationen geſungen.)

An Karl Buchner.

London, 12. Februar 1848.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich eine Antwort auf Ihre lieben beiden Briefe! Sie ſind gut und nachſichtig, daß Sie die Schreibfaulheit eines Vielbeſchäftigten ſo mild beurteilen und durch ſo angenehme Aufregungsmittel, wie zweite Briefe nach unbeantworteten erſten es ſind, zu kurieren ſuchen. Dafür (wie für alles andere, was Sie Ihren Freunden lieb und teuer macht) ſoll Ihnen der liebe Gott heute auch einen frohen, glücklichen Geburtstag ins Haus ſtiften, dem bis zum 12. Febr. 49 ein ganzes glückliches Lebensjahr folgen möge. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und werde heute abend einer Flaſche Sherry auf Ihr Wohl den Hals brechen. Einſam mit Ida! Das iſt nun wohl ein angenehmes Trinken, zumal ich mich quantitativ ſehr gut dabei ſtehe – eine Flaſche Rheinwein in Ihrem Kreiſe wäre mir aber doch noch lieber! Ida müßte aber auch dabei ſein ....

Digitized by Google

Nun hab' ich ſchon ſo viel von andern geſchwätzt und noch kaum von mir ſelbſt. Und doch hab' ich das Wichtige zu vermelden, daß ich England (ſo gut wie ſicher) bald ſchon verlaſſen und mit meiner Familie (die lawinengleich bei jedem neuen Umſchwunge ein Stück angeſetzt hat) nach Amerika gehen werde! Der Schritt wird mir ſchwer, Gott weiß es, und doch iſt er notwendig! Details ſchreibt Ida – hier nur ſo viel, daß ich hier, bei gänzlichem Dranſetzen aller meiner Zeit und aller meiner Kraft, doch nicht einmal des Lebens Notdurft verdienen kann, auch keine Ausſicht habe, je etwas Genügendes in England zu finden. Dagegen wollen mir meine amerikaniſchen Freunde (den guten Longfellow, auch einen Siebengebirgler von damals, an der Spitze) einen geiſtigen, mir in jeder Hinſicht kongenialen Wirkungskreis verſchaffen, der mich überdies in alle Wege pekuniär ſicherſtellt. Dieſe Anträge, nobel und würdig geſtellt, trafen, ohne allen Anlaß von meiner Seite, gerade ein, als hier auch das letzte Ankerſeil riß! So ſei es denn! Im Mai oder Juni iſt Deutſchland, iſt Europa transatlantiſch für uns geworden! Wie geſagt, das Herz blutet mir bei dieſem Immerweiterziehen – aber es muß ſein, und Gott wird helfen! Nächſtens mehr über dieſe Plane, die Sie einſtweilen noch nicht in die Öffentlichkeit wollen gelangen laſſen.

In Italien geht es ja prächtig jetzt! Erſt die Schweiz, nun Neapel – wo die Revolution auftritt, da ſiegt ſie! Wäre nur auch erſt Deutſchland ſo weit. Ohne Revolution geht's nicht. Mit ihr – ça ira!

Schreiben Sie doch bald wieder! Wir ſind ja bald um ein gut Stück Weges weiter voneinander.

(Wilhelm Buchner, „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen".)

Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters.

Weib, gib mir Deckel, Spieß und Mantel,
Der Dienſt geht los, ich muß hinaus.
Noch einen Schluck .... Adies, Mariandel!
Ich hüt' die Stadt, hüt' du das Haus!
Nun ſchrei' ich wieder wie beſeſſen,
Was ſie nicht zu verſtehen wagen,
Und was ſie alle Tag' vergeſſen:
Uhr! Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen!

Schnarcht ruhig fort in euren Neſtern
Und habt auf mein Gekreiſch nicht acht!
Die Welt iſt akkurat wie geſtern,
Die Nacht ſo ſchwarz wie alle Nacht.
Auch welche Zeit will niemand wiſſen;
's gibt keine Zeit in unſern Tagen.
Duckt euch nur in die warmen Kiſſen,
Die Glocke, die hat nichts geſchlagen!

Laß keiner ſich im Schlaf berücken
Vom (vulgo Zeitgeiſt) Antichriſt,
Und ſollte wen ein Alplein drücken,
Dankt Gott, daß es nichts Ärgres iſt!
Das Murren, Meiſtern, Zerrn und Zanken,
Das Träumen tut es freilich nicht,
Drum ſchluckt ſie 'runter, die Gedanken,
Bewacht das Feuer und das Licht!

Auch wackelt nicht im böſen Willen
An eurem Bett und räkelt nicht,
Die Zipfelmütze zieht im ſtillen
Zufrieden übers Angeſicht.
Der Hund im Stall, der Mann beim Weibe,
Die Magd beim Knecht, wie Recht und Pflicht,
So ruht und rührt euch nicht beileibe,
Auf daß der Stadt kein Schad' geſchicht!

Und wann die Nacht wie alle Nächte
Vollendet hat den trägen Lauf,
Dann ſteigt, doch ſtets zuerſt das rechte
Bein aus den Federn, ſittſam auf!
Labt euch an dem Zichorientranke
Und tretet eure Mühlen gern,
Freut euch des Lebens voller Danke
Und lobt, nächſt Gott, den Landesherrn!

Franz Dingelſtedt.

Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen,
Du kommſt ſo verſtört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Iſt ſchon befreit das Vaterland?"

Vortrefflich geht es, der ſtille Segen,
Er wuchert im ſittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und ſicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu geſpendet,
Ein Wittelsbach ſchickt Fenſterglas.

Die Konſtitution, die Freiheitsgeſetze,
Sie ſind uns verſprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das ſind Schätze,
Wie tief am Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten feſt ſein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns beſcheren,
Die patriotiſche Überkraft
Wird rüſtig rudern auf deutſchen Galeeren:
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende die ganze Zensur.

Heinrich Heine.

An Georg Herwegh.

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zunichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren. – Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

Heinrich Heine.

(Königsberg,) den 4. Dezember 1842.

Mein bester Schatz!

Ich komme hier kaum zur Vernunft, zur Gesundheit gar nicht. Glaube mir, ich werde froh sein, wenn ich wieder ein paar Tage ruhig bei Dir zubringen kann. Daß es nur ein paar Tage sind! Daß man erst die verfluchten Pfaffen und tausend andere Geschichten nötig hat, um sich heiraten zu dürfen. Warum soll ich Dich nicht gleich mit mir nehmen? Ist auch Verstand darin? Es wird keine zehn, keine drei Jahre mehr dauern, und es wird eine Menge kleiner Gemeinden geben, die offen ihren Austritt aus dem Christentum und Judentum erklären werden und, da sie nicht länger Heuchler sein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abschwören. Ich kenne z. B. hier schon die Menschen, die das in kürzester Frist zu tun entschlossen sind.

Vorgestern fand mir zu Ehren und zum Schrecken des hiesigen

Oberpräſidenten, der in allem Ernſte glaubte, ſein Schloß ſolle geſtürmt werden, ein großes Feſtmahl (von zirka 150 Perſonen; ſoviel eben Platz hatten) ſtatt, an dem anfänglich auch die Frauen teilnehmen ſollten und wollten, was jedoch ſpäter unterblieb.

Verſe und Proſa die Menge, im ganzen ein guter Geiſt und der Philiſter hingeriſſen. Crelinger begrüßte mich mit einer guten, furibunden Rede, Profeſſor Lengerke mit einem Gedichte. Die Muſikanten in königlicher Uniform ſpielten die Marſeillaiſe, und die Patrioten ſind ſehr zufrieden. Es ſoll dies das erſte politiſche Diner geweſen ſein, und als ſolches iſt es wirklich gut ausgefallen. Die Polizei hat Reſpekt bekommen und befohlen, während meiner Anweſenheit niemand zu arretieren, wenn es auch Exzeſſe geben ſollte. Auch Dein Schatz hielt eine Rede und trug die Lerche vor; man war höchlich erbaut und begeiſtert. Auf Dich fielen gleichfalls Toaſte: den beſten lege ich Dir bei und habe Auftrag, Dich von dem Verfaſſer beſtens zu grüßen. Wie es mich freut, daß man überall auch Deiner gedenkt! Tauſenderlei Gerüchte zirkulieren nun natürlich über dieſes Diner. Jacobÿ brachte einen Toaſt auf den Bund der freien Männer, und nun wollen die Eſel ſchon von einer geheimen Verbindung etwas wiſſen.

In Danzig finde ich hoffentlich einen Brief von Dir poste restante vor. Morgen will ich an die See. Mittwoch reiſe ich von hier ab und bin Samstag in Stettin, wo ich ebenfalls einen Brief vorzufinden hoffe, poste restante. Vielleicht ſchreibe ich Dir Mittwoch noch einmal von hier aus, jedenfalls aber von Stettin, um Dir den Tag meiner Ankunft in Berlin zu melden. Von Zürich habe ich Briefe erhalten, noch enthalten dieſelben aber keine Antwort auf meinen letzten Brief, denn ſie ſind zehn Tage unterwegs geblieben. Allerlei Vermutungen dagegen und Anſpielungen.

Laß mich in Danzig und Stettin nicht vergebens nach einem Brief fragen.

Bleibe mir gut, behalte mich lieb!

Grüße alle!

Dein Georg.

Sonntag früh. Kann ich beſſeren Gottesdienſt halten, als Dir ſchreiben?

(„Georg Herweghs Briefwechſel mit ſeiner Braut.")

Digitized by Google

Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein Jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laß uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen.

Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſoll's
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!"

Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß
Als unſre Liebe werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Georg Herwegh.

Digitized by Google

Ergebung.

Und wollten ſie mein Aug' auch blenden,
Verfinſtert drum die Sonne ſich?
Und wenn ſie mich zum Kerker ſenden –
Die Freiheit ſiegt, auch ohne mich.

Und wenn ſie mir die Hand auch binden,
Weil ſie die Feder ſchwang als Schwert –
Es wird ſich Hand und Feder finden,
Solang ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob ſich auch in Finſterniſſen
Mein Wort, des Gotteshauch verlor –
Den einen Ton wird man nicht miſſen
Im tauſendſtimmigen Donnerchor.

Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.

Friedrich von Sallet.

Im April 1847 hatte die Not der arbeitenden Klaſſe den Kulminationspunkt erreicht. Obgleich die Regierung eifrig beſtrebt war, kräftige Maßregeln zur Linderung des herrſchenden Elends zu ergreifen, gelang ihr dies doch nicht.

Mit jedem Markttage wurde die Stimmung der Arbeiter bedrohlicher, es gab oft heftige Wortwechſel zwiſchen Käufern und Verkäufern, bei denen die ihrer Zungen- und Schimpffertigkeit wegen ſeit alters her berühmten Hökerinnen in dem Glauben an den Schutz der Polizei häufig genug die hungernden Käufer, die um den Preis der Kartoffeln handeln wollten, frech verhöhnten. War einmal der Markt ſchwächer als gewöhnlich durch auswärtige Verkäufer beſucht, dann benutzten die Hökerinnen ſofort den glücklichen Umſtand zu einer plötzlichen Steigerung des Preiſes, und ſie wurden dabei getreulich durch die Bauern unterſtützt, welche natürlich für ihre Kartoffeln ſo hohe Preiſe als irgend möglich zu erzielen ſuchten.

Digitized by Google

So geſchah es auch am 21. April auf dem Gendarmenmarkt. Ein Hökerin, welche beim Beginn des Marktes noch die Metze Kartoffeln mit 3 Silbergroſchen verkauft hatte, ſchlug plötzlich den Preis bis zu 4 Silbergroſchen auf. Ihr Beiſpiel fand bei den nächſtſitzenden Bauern ſofort Nachahmung.

Ein wilder Tumult erhob ſich. Der unerſchwingliche Preis erregte den tiefſten Unwillen der Käufer, die Kartoffeln haben mußten, um die Kinder zu Hauſe zu ſättigen, und ſie doch nicht bezahlen konnten. Anfangs gab es nur Schimpf- und Drohreden, die von den Hökerinnen und Bauern derb erwidert wurden, dann aber riß den Arbeiterfrauen, die an ihre hungernden Kinder dachten, der zu ſtraff gezogene Faden der Geduld. Eine Frau war es, die zuerſt das Signal zur Gewalttat gab; mit einem ſcharfen Meſſer ſchnitt ſie einen der zum Verkauf ausgeſtellten Kartoffelſäcke auf, die Kartoffeln rollten auf den Boden, und ſofort warf ſich jubelnd und ſchreiend die Menge über dieſelben. Jeder ſuchte zuſammenzuraffen, was er finden konnte, niemand dachte mehr ans Bezahlen.

Die Verkäufer ſchimpften und tobten, ſie verſuchten, ihr Eigentum zu retten, aber ſie wurden zurückgeſtoßen und mißhandelt.

Wer dachte jetzt noch an das Kaufen! die Kartoffelſäcke und Brotſchragen wurden geplündert, und die ohnmächtige Marktpolizei mußte tatenlos zuſchauen; denn die wenigen Poliziſten vermochten nichts gegen die wütende Menge auszurichten.

Männer, Frauen und Kinder beteiligten ſich mit gleicher Energie bei dem Raubwerk, ja die Frauen waren am kühnſten und rückſichtsloſeſten.

Auf dem Molkenmarkt hatten ſich zu gleicher Zeit ähnliche Exzeſſe zugetragen. War es infolge einer Verabredung geſchehen? Schwerlich! Dieſelbe Urſache hatte an verſchiedenen Orten dieſelbe Folge gehabt.

Mit der Plünderung auf den Märkten war der Skandal nicht beendet, er begann mit derſelben vielmehr erſt. Die Arbeiter rotteten ſich zuſammen. Eine wilde Schar, welche zum großen Teil aus Weibern beſtand, zog durch die Straßen, um die Bäcker- und Fleiſcherläden zu plündern. Jenes hauptſtädtiſche Diebsgeſindel, welches ſich ſonſt am Tage in ſeinen Schlupfwinkeln zu verbergen pflegt und nur in den entlegenſten Vorſtädten hauſt, ergriff freudig die Gelegenheit, um Beute

Digitized by Google

u machen. Es verband ſich mit den vom bittren Hunger zum Verbrechen Getriebenen, und wo dieſe nur Brot und Fleiſch für die Kinder daheim raubten, ſtürmten jene die Konditor- und Zigarrenläden. Geld war ihnen lieber als Ware, ſie erbrachen die Ladenkaſſen in einzelnen Geſchäften.

Erſt ſpät am Abend gelang es dem energiſchen Einſchreiten der Polizei, die Ruhe wiederherzuſtellen.

Schon früh am Morgen des 22. April wiederholten ſich die Straßenſkandale in verſtärktem Maße. Aus den Vorſtädten zogen ſingend und jubelnd große Maſſen zerlumpten Geſindels nach dem Alexanderplatz, wo Markt abgehalten werden ſollte. „Wir wollen nach der Revolution!" ſchrien ſie den Arbeitern zu, die ihnen auf der Straße begegneten, und forderten ſie zur Teilnahme auf.

„Nach der Revolution!" Dies war das Loſungswort an jenem Tage. Der Polizeipräſident und die ſtädtiſchen Behörden hatten Proklamationen erlaſſen, in welchen ſie mit ernſt mahnenden Worten das Volk von Berlin zur Aufrechterhaltung der Geſetze aufforderten und darauf hinwieſen, daß die Gewalttaten nur dazu dienen könnten, die Verkäufer von den Märkten fernzuhalten und dadurch die Preiſe zu erhöhen. Alle ſolche Ermahnungen aber waren fruchtlos.

Was fragten die Hungernden nach dem Geſetze? Die Leidenſchaft machte ſie blind, und das Diebsgeſindel, welche ſich ihnen angeſchloſſen hatte, welches am zweiten Tage der ſogenannten Kartoffelrevolution den Hauptbeſtandteil der Ruheſtörer ausmachte, war naturgemäß jeder Ermahnung unzugänglich.

Auf dem Alexanderplatze wiederholten ſich die Szenen des geſtrigen Tages. Der Aufruhr gewann ſogar einen ſo gefährlichen Charakter, daß die Ladenbeſitzer in vielen benachbarten Straßen die Geſchäfte ſchloſſen und die Türen verrammelten, um ſich vor Überfällen zu ſichern. Den Bäckern nutzte dies nichts, denn ihre Läden wurden trotzdem erſtürmt, auch einige andere Geſchäftslokale wurden geplündert.

Der Tumult gewann eine ſolche Ausdehnung, daß Militär einſchreiten und die Königsſtraße ſperren mußte. Während dies aber hier geſchah, wurden in anderen Stadtgegenden die Läden ungeſtört geplündert. Zwar gelang es den immer ſchnell zum Schutze herbeieilenden Militärpatrouillen, eine große Anzahl von Verhaftungen zu bewirken,

Digitized by Google

aber das bedrohte Eigentum der unglücklichen Bäcker und Schlächter vermochten ſie nur in ſeltenen Fällen zu retten; es war geraubt, ehe ſie kamen.

Auch am folgenden Tage, dem 23. April, würde ſich der Tumult wiederholt haben, denn wieder kamen die Vorſtädter in dichten Scharen zu den Toren herein, ſie fanden die Stadt aber ſo vollſtändig von Militär beſetzt, daß ſie keine Plünderung wagen durften. Die ganze Garniſon war aufgeboten und nach einem durchdachten Plan über die Stadt ſo verbreitet worden, daß überall im Augenblick jeder Angriff abgeſchlagen werden konnte. Es war dies um ſo leichter möglich geworden, als die Exzedenten von der Bürgerſchaft naturgemäß nicht die geringſte Unterſtützung erhielten.

Auch die Dörfer in der Nähe Berlins wurden durch Militär geſchützt, denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß ſich ein Haufen des hauptſtädtiſchen Geſindels zu einem Raubzuge auf das Land begeben wollte. Alle Maßregeln waren mit ſolcher Umſicht getroffen worden, daß ſogar auf dem Neuen Markte der Wochenmarkt ungeſtört abgehalten werden konnte. Die ſtädtiſchen Behörden ließen dort eine bedeutende Quantität Kartoffeln für den Preis von $2^1/_2$ Silbergroſchen die Metze verkaufen. Natürlich erhielt jeder einzelne Käufer nur ſo viel, als eben zum Familienbedarf notwendig war, denn die Höker ſollten nicht zu einem gewinnbringenden Geſchäft herangelockt werden.

Die Kartoffelrevolution, dieſen Namen hat der unglückliche Aufſtand des Proletariats in der Berliner Geſchichte erhalten, war mit dem 22. April beendet. Sie hatte nicht den geringſten politiſchen Hintergrund und dennoch eine Bedeutung, denn ſie zeigte, daß in der ſonſt ſo ruhigen Stadt Berlin der günſtige Moment einen Sturm erzeugen konnte. Ein zuſammengelaufener Volkshaufen vermochte zwei Tage lang die Hauptſtadt in Schrecken zu ſetzen, obwohl er ohne Halt in der Bürgerſchaft daſtand. Was war zu erwarten, wenn die Bürgerſchaft ſich dem Aufſtande anſchlöſſe? Das ſollte die Zukunft bald lehren.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Benutzte Literatur.

Alexis, Willibald, Erinnerungen. Herausgeg. von M. Ewert. Berlin 1905.

Alexis, Willibald, Wiener Bilder. Leipzig 1833.

Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft. Auf ausdrücklichen hohen Befehl. Halle 1824.

Badt, B., Rahel und ihre Zeit. München 1912.

Bähr, Otto, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze. 2. Aufl. Leipzig 1886. Fr. Wilh. Grunow.

Bauer, Karoline, Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen. Herausgeg. von A. Wellmer. 2. Aufl. Berlin 1876.

Berlin, wie es ist. Berlin 1827, 1831.

Aus dem Leben T. v. Bernhardis. 9 Bände. Leipzig 1893–1906. S. Hirzel.

Beurmann, Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt. Stuttgart 1837.

Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwölf Bänden. Herausgeg. von Ludwig Geiger u. a. m. Berlin 1911 ff.

Buchner, Wilhelm, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882, Schauenburg.

Cserna, Paul, Reiseleid-Reisescheu anno dazumal. Wien 1909. A. Hartleben.

Curtius, Ernst, Ein Lebensbild in Briefen. Herausgeg. von Friedrich Curtius. Berlin 1903. Julius Springer.

Dronke, Ernst, Berlin. Frankfurt a. M. 1846.

Eberty, Felix, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. Berlin 1878. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Eilers, Gerd, Meine Wanderung durchs Leben. Leipzig 1856–61. Brockhaus.

Erk, Ludwig, Deutscher Liederhort. Berlin 1856.

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung dargestellt von Karl Grün. Leipzig 1874. C. F. Winter.

Fontane, Theodor, Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. 3. Aufl. Berlin-Dahlem 1898. F. Fontane & Co.

Förster, B., Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgeg. von ihrem Sohn. Berlin 1889. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte-, Briefe über Berlin. Berlin 1821.

Zeitschrift „Der Freimüthige". Berlin 1839–40.

Freytag, Gustav, Erinnerungen aus meinem Leben = Gesammelte Werke, Band I. Leipzig 1887. S. Hirzel.

Geiger, Ludwig, Aus Adolph Stahrs Nachlaß. Oldenburg 1903. Schulzesche Hofbuchhdlg.

Digitized by Google

Teiger, Ludwig, Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke. Frankfurt a. M. 1902. Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Görres, J., Teutschland und die Revolution. Coblenz 1819.

Gräffer, Franz, Kleine Wiener Memoiren. Wien 1845.

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Herausgeg. von C. Glossy und A. Sauer. Stuttgart 1903. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Gutzkow, Karl, Aus der Knabenzeit. (Gutzkows Werke. Herausgeg. von Reinhold Gensel. Goldene Klassiker-Bibliothek.)

Heine, Heinrich, Werke. Hamburg 1861–69.

Hensel, S., Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Berlin, Georg Reimer.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Herausgeg. unter Mitwirkung von Victor Fleury und C. Haußmann von Marcel Herwegh. Stuttgart 1906. Robert Lutz.

Jacoby, Joel, Bilder und Zustände aus Berlin. Altenburg 1833.

Kapp, August, Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp. Leipzig 1876. O. Wigand.

Kern, G. J., Carl Blechen, sein Leben und seine Werke. Berlin 1911. Cassierer.

Kerner, Theobald, Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart 1897. Deutsche Verlagsanstalt.

Kühne, F. Gustav, Porträts und Silhouetten. Hannover 1842.

Lagarde, Paul de, Erinnerungen an Friedrich Rückert. Göttingen 1886. Dieterichsche Universitätsbuchhdlg.

Laube, Heinrich, Ausgewählte Werke. Herausgeg. von H. H. Houben. Leipzig, Hesse & Becker.

Lenz, Ludwig, und Ludwig Eichler, Berlin und die Berliner. Berlin 1840–42.

Leo, Heinrich, Aus meiner Jugendzeit. Gotha 1880. F. A. Perthes.

Löbell, J. S., Berlin und Hamburg. Breslau 1836.

Marggraff, Hermann, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Leipzig 1839.

Melßner, A., Geschichte meines Lebens. 3. Aufl. Teschen (Schlesien) 1884. Karl Prochaska.

Menzel, Konrad, Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Bielefeld 1877. Velhagen & Klasing.

Moltke. – Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Moltke. Band I (Zur Lebensgeschichte) 1892. Band IV (Briefe an seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig) 1891. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Band VI (Helmut von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau). Stuttgart 1892. Deutsche Verlagsanstalt.

Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgeg. von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin 1904. O. Elsner.

Mundt, Theodor, Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin 1835. Veit & Co.

Digitized by Google

Nante Strumpfs hinterlaſſene Papiere. Berlin 1838-39.
Jugenderinnerungen von Guſtav Partheÿ. Berlin 1871.
Auguſt von Platens Tagebücher, herausgeg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart 1896-1900. J. G. Cottaſche Buchhdlg. Nachfolger.
Pückler-Muskau, Fürſt Hermann v., Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch, geſchrieben in den Jahren 1828-29. Stuttgart 1846.
Putlitz, Guſtav zu, Karl Immermann, ſein Leben und ſeine Werke. Berlin 1870.
Rahel. Ein Buch des Angedenkens für ihre Freunde. Berlin 1834.
Rellſtab, L., Aus meinem Leben. Berlin 1861.
Reuter, Fritz, Ut mine Feſtungstid. (Werke, Goldene Klaſſiker-Bibliothek.)
Ruge, Arnold, Aus früherer Zeit. Berlin 1862-67. J. Duncker.
Saß, Friedrich, Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung. Leipzig 1846.
Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3. Aufl. Stuttgart 1894. Deutſche Verlagsanſtalt.
Schaden, Adolph von, Berlins Licht- und Schattenſeiten. Deſſau 1822.
Aus Schellings Leben. In Briefen. Von G. L. Plitt. Leipzig 1869-70.
Stahr, Adolph, Aus der Jugendzeit. 2. Aufl. Prenzlau. C. Vincent.
Streckfuß, Adolph, 500 Jahre Berliner Geſchichte. Vom Fiſcherdorf zur Weltſtadt. Geſchichte und Sage. Herausgeg. von Leo Fernbach. Berlin 1900. Albert Goldſchmidt.
Streckfuß, Karl, Der Preußen Huldigungsfeſt. Berlin 1840.
Varnhagen von Enſe, K. A., Blätter aus der preußiſchen Geſchichte. Leipzig 1868-69.
Varnhagen von Enſe, K. A., Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. 3. Aufl. Leipzig 1876.
Voß, Julius von, Der Strahlower Fiſchzug. Berlin 1822.
Waiesrode, Gloſſen und Randzeichnungen. Königsberg 1842. H. L. Voigt.
Weÿl, Dr. L., Rebbenhagen auf dem Berliner Corſo. Ein Genrebild. Berlin 1845.
Wien und die Wiener. Mit Beiträgen von Adalbert Stifter und anderen. Peſt 1844.
Wien, wie es iſt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Eduard Forſtmann. Leipzig 1827.
Wienbarg, L., Aſthetiſche Feldzüge. Hamburg 1834.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erſtes Buch. Die Kultur 37

Biedermeier in ſeinen vier Pfählen. Leben in Haus, Garten und Geſellſchaft 39

Biedermeier geht aus. Konditoreien, Reſtaurants, Gartenlokale 60

Vergnügungen des Alltags. Tänze, Tanzlokale, Konzertlokale 69

Volksfeſte und Straßenſzenen. Weihnachtsmarkt, Schützenfeſt, Stralauer Fiſchzug 84

Der Hof 108

Wien und die Wiener 126

Thalia. Theater, Schauſpieler, Schauſpielerinnen 148

Terpſichore. Oper, Ballett, Tänzerinnen 169

Muſik 175

Dichterprofile 188

Malerei und Plaſtik 219

Die Mode. Kleidung und Luxus 230

Literariſche Kleinkunſt. Gedichte, Orakelpuppen, Stammbücher 240

Poſt und Reiſen 270

Die Cholera und der Aberglaube 281

Das erwachende ſoziale Gewiſſen 289

Kirche und Schule. Religion, Myſtik, Erziehung 301

Zweites Buch. Das politiſche Leben 317

Turner und Burſchenſchafter. Zuſtände nach 1815, Jahn und Sand 319

Demagogenverfolgung 354

Die Preſſe. Zenſur, Das Junge Deutſchland 365

Erſte Sturmzeichen. Griechenverſammlungen, Julirevolution, Schneiderrevolution 384

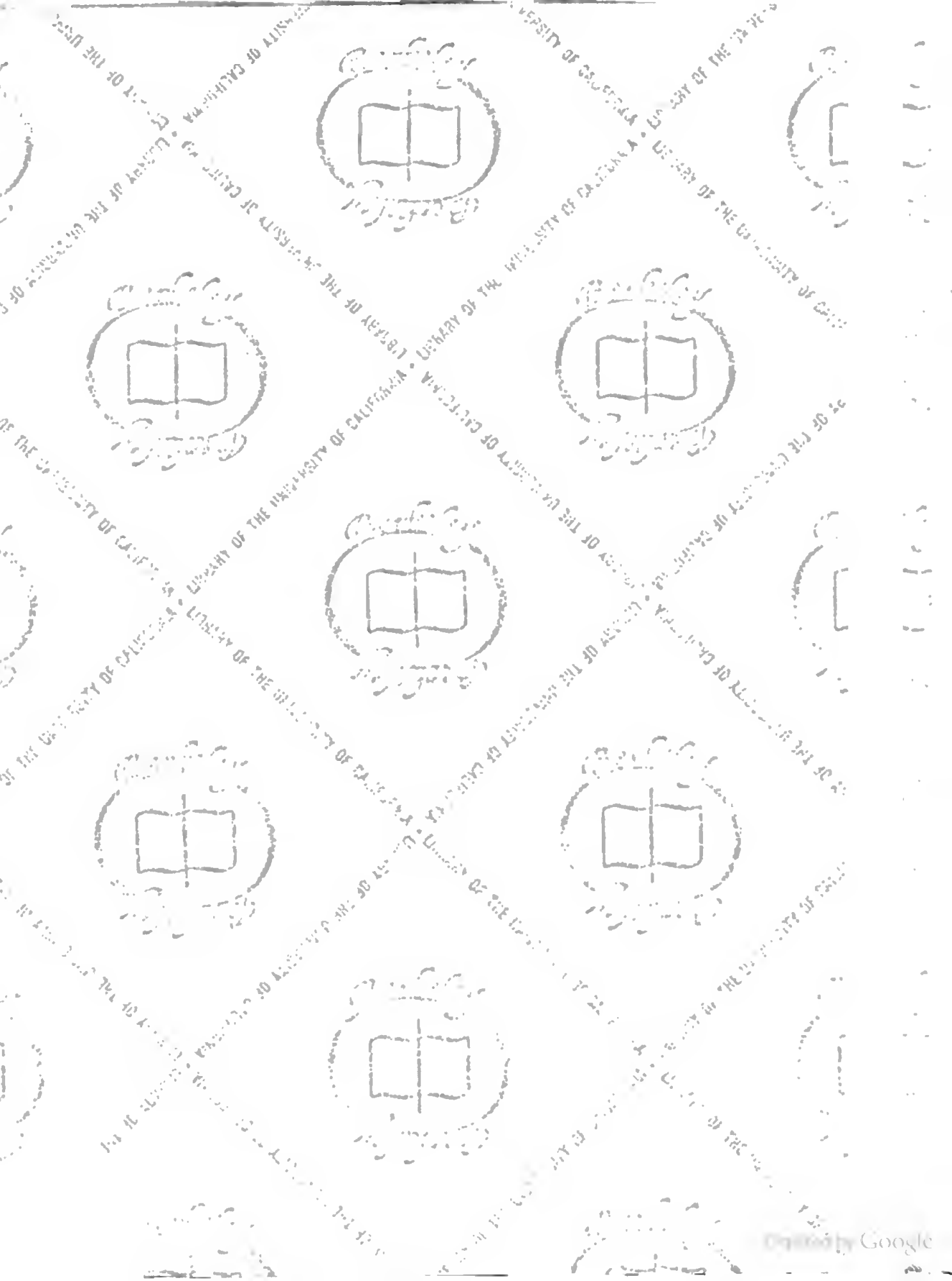
Friedrich Wilhelm IV. Tſchechs Attentat. Bis 1848 . . . 395

Benutzte Literatur 413

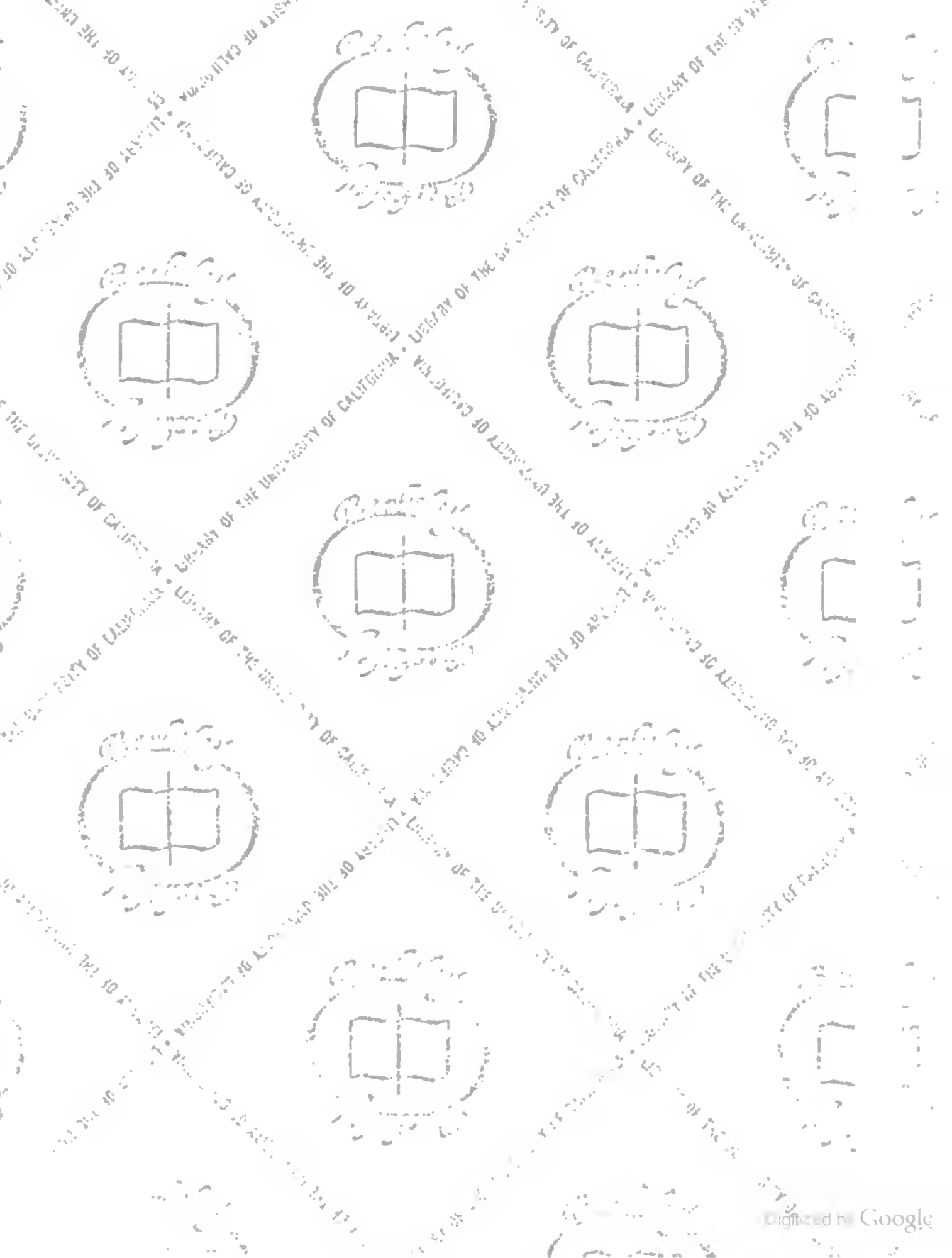
Digitized by Google

23-9587

Digitized by Google


Digitized by Google

U C BERKELEY LIBRARIES
C055787824


Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C055787824

Digitized by Google